

kürbiskern

B 20094 F

LITERATUR, KRITIK, KLASSENKAMPF

Djemaludin Alić, Wolfgang Bächler, Josef Haslinger, Michael Hatry, Carlamaria Heim, Heinz E. Huber, Jörg Krichbaum, Albert Maurer, Heinrich Peuckmann, Robert Wega

Helmut Ruge: Eine ganz zarte Blume der Hoffnung

Gerd Fuchs/Ewald Dede: Ohnmacht, Zorn und mehr

H. Streisand/H. Holzer: Mitteilungen aus der Forschung

Wolfgang Bittner: Juristen, die heimliche Elite'

Peter Strege: Arbeitsplätze im Ruhrgebiet

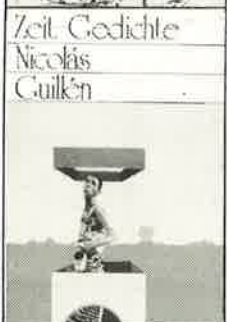
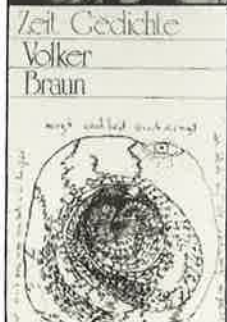
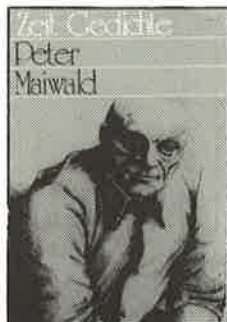
Dieter Braeg/Richard Limpert: Alte Manuskripte, Erfahrungen aus dem Betrieb

M. Springer: Karl Kraus und die Schwarze Magie der Presse

Oskar Neumann: Zum Brecht-Jahr 1978

Hilde Rubinstein: Ein Gespenst geht um – CIA

HERBST DER RESIGNATION?



Zeit-Gedichte

In dieser Reihe erscheinen ausgewählte Gedichte von Autoren aus aller Welt. Gedichte aus Gegenwart und Vergangenheit, die zu wichtig sind, als daß sie dem Zeitvertreib entrückter Schöngeister überlassen werden dürfen. Gedichte, die aufklären, informieren, weiterhelfen, wachrütteln, Spaß machen!

Bisher liegen vor:

Reihe 1975

- 1 **Georg Herwegh**
- 2 **Hans Marchwitza**
- 3 **Attila József**
- 4 **Portugal – Lied der Revolution**
- 5 **Roman Ritter** (z. Z. vergriffen)

Reihe 1976

- 1 **Ferdinand Freiligrath**
- 2 **Peter Maiwald**
- 3 **Nazim Hikmet**
- 4 **Welemir Chlebnikow**
- 5 **Chile: Unser Lied wird nicht verstummen**

Reihe 1977

- 1 **Joseph von Eichendorff**
- 2 **Alain Lance**
- 3 **Volker Braun**
- 4 **Erich Weinert**
- 5 **Uwe Timm**

Reihe 1978

- 1 **Andreas Gryphius**
- 2 **Nicolás Guillén**
- 3 **Ernst Toller**
- 4 **Olshas Sulejmenow**
- 5 **Artur Troppmann**

1979 erscheinen:

- 1 **Gotthold Ephraim Lessing**
- 2 **Gerd Semmer**
- 3 **Ludwig Fels**
- 4 **Ernst Stadler**
- 5 **Julian Przybos**

Preis pro Bändchen 2,- DM (jedes Bändchen 32 Seiten). – Bei Abnahme von 5 Heften eines Jahrgangs mit Kassette 10,- DM (Kassette kostenlos).

Damnitz Verlag GmbH
Hohenzollernstraße 144 · 8000 München 40

kürbiskern

Literatur, Kritik, Klassenkampf

Herausgegeben von
Friedrich Hitzer, Oskar Neumann,
Conrad Schuhler, Hannes Stütz

Damnitz Verlag München

HERBST DER RESIGNATION?

Zu diesem Heft	3
Wolfgang Bächler: Der Elefant	6
Djemaludin Alić: Epitaph I. Warum hat sich der Lehrer erhängt	14
Robert Wega: Lieder, Sprüche und Gedichte aus dem Papierkorb	15
Helmut Ruge: Kidnapping	20
Carlamaria Heim: Unterkassier	22
Heinrich Peuckmann: Taubengeschichte	25
Albert Maurer: Weh mir, der ich kritisierte	31
Jörg Krichbaum: Die Gewalt der Dinge	32
Heinz E. Huber: wies zuegeht ufem Land	38
Josef Haslinger: Die Geschichte des O.	40
Eine ganz zarte Blume der Hoffnung. Ein Gespräch mit Helmut Ruge	54
Ohnmacht, Zorn und mehr. Ein Gespräch zwischen Gerd Fuchs und Ewald Dede	59
Diskussionsbeiträge zur Kulturpolitik auf dem Mannheimer Parteitag der DKP	
Franz Xaver Kroetz	63
Hannes Stütz	67
Hannah Streisand: Mitteilungen aus der Forschung	70
Horst Holzer: Die Abstraktheit durchbrechen!	75
Wolfgang Bittner: Die heimliche Elite	77
Peter Strege: Die Spur der Jungfrau	86
Michael Hatry: Sprichwörter	99
Dieter Braeg: Aber – es gibt viele Hoffnungen	100
Richard Limpert: Die erstrangigen Aufgaben finden	112
Dieter Heinemann: Der Streit um die Motorradspeichen	114
Michael Springer: Am Grabmahl des guten Gewissens	121
Oskar Neumann: Ein Totgesagter lebt lang	128
Hilde Rubinstein: Ein Gespenst geht um...	138
Anmerkungen	160

Zu diesem Heft

Im Herbst nach dem großen Halali auf Sympathisanten und deren „Umfeld“ erscheint die hiesige Kulturlandschaft auf den ersten Blick wieder harmonisch. Zwar reihten sich das ganze Jahr über besorgniserregende Meldungen aneinander: von abermals perfektionierten „Antiterrorgesetzen“ und -maßnahmen, abermals ausgeweiteter Schnüffelp Praxis bis zum gezielten Todesschuß im Ermessen bayerischer Polizisten – zum guten Ende aber entdeckten die Buchmesseberichter die „Reliterarisierung“, ein gestiegenes Interesse für Belletristik, bei den Lesern und inzwischen auch bei den großen Verlagen. Auch jetzt wird, wie seit Jahren, unterstellt, die Autoren hätten sich in stille Winkel des gemühtiefen Dichtertums zurückgezogen, als sei ihr Interesse an Politik und Gesellschaft nur eine vorübergehende Laune gewesen. Weit und breit herrsche Resignation über die unerfüllten politischen Träume und Hoffnungen.

Die Hartnäckigkeit, mit der das schon seit Jahren als die jeweils allerneueste Entwicklung behauptet wird, läßt vermuten, daß der erwünschte Trend gar nicht so einfach herbeizureden ist: gegenläufige Strömungen sind vorhanden, denen allerdings die Medien nicht so offenstehen wie den Leitfiguren und Propagandisten der angeblich vorherrschenden „Innerlichkeit“.

Wenn es gelungen ist, die hochgepeitschten Wogen der vorjährigen Verfolgungshysterie zu brechen, so ist das ein Verdienst engagierter Demokraten, vor allem der uneingeschüchterten Selbstverteidigung der Schriftsteller und ihrer Gewerkschaft, des VS. Auf der Delegiertenkonferenz im Oktober 1978 erinnerte der VS-Vorsitzende Bernt Engelmann daran in seinem Rechenschaftsbericht: „(Wir) führten unsere Verteidigung so offensiv wie nur möglich... wo immer es erforderlich war, setzten wir, großzügig wie wir sind, auf einen Schelm anderthalbe.“ Für die Zukunft schreibt die Konferenzresolution zum „Geistigen Klima in der Bundesrepublik“ diese Erfahrung fort: daß es wesentlich vom eigenen Handeln abhängt, wieviel Demokratie in dieser Gesellschaft erhalten und erworben werden kann. Das Bewußtsein von einer zwar schwierigen, aber doch nicht erfolglosen gewerkschaftlichen Praxis, die außer tariflichen Vorstößen auch bemerkenswerte Unternehmungen zur Verbreitung von Literatur beinhaltet, verleiht dem Appell Gewicht, die eigene „Arbeitskraft für die Sache der Aufklärung einzusetzen, der Unkenntnis und der Gleichgültigkeit gegenüber Unrecht und der schleichenden Auszehrung des Grundgesetzes den Kampf anzusagen und mitzuhelfen, die Massenmedien an ihre Verantwortung vor den menschlichen Grundrechten zu erinnern“.

Tatsächlich haben Autoren wie Ingeborg Drewitz, Robert Jungk, Heinar Kipphardt, Siegfried Lenz, Dieter Wellershoff und viele andere auf der Buchmesse 1978 gegen eine Produktion der Neutronenbombe protestiert und eine klare Aussage der Bundesregierung gegen die Stationierung der Waffe verlangt. VS und einzelne Autoren haben sich gegen die Aktivitäten der neonazistischen Verlage eingesetzt.

Wer so seine Kräfte sammelt und mit ihnen direkt in die öffentliche Auseinandersetzung eingreift, fällt weniger leicht der Resignation zum Opfer, selbst bei erkennbaren gleichzeitigen Erfolgen der Reaktion. Mit Verwunderung lesen wir im Editorial von L 76/9, daß Heinrich Vormweg das Vorherrschen von Resignation für eine ausgemachte Tatsache hält, einer Resignation, die sich auf die mangelnde Resonanz für das

L76-Konzept einer „sozialistisch motivierten Projektion ‚kulturellen Wachstums‘“ gründet. Nicht gefragt wird, welchen Widerhall dieses Konzept bei Staat und Regierung fand, was immerhin überrascht bei einer Zeitschrift, die sich politisch an der größten regierenden Partei im Land orientiert. So bleibt das mangelnde Interesse im Volk an den angebotenen Konzepten als Hauptgrund für die Resignation. Gerade das aber steht im direkten – freilich unerwähnten – Gegensatz zu den weitreichenden Überlegungen, die im DGB mit den „Forderungen zur Kulturpolitik und Kulturarbeit“ und speziell im Zusammenhang mit der Verkürzung der Arbeitszeit angestellt werden: die so gewonnene Zeit kann nur dann sinnvoll und human genutzt werden, wenn sie verbunden ist mit breitesten und qualifizierten Angeboten von Bildung und Kultur.

Im Verständnis dieser notwendigen Zusammengehörigkeit von Tarif- und Kulturpolitik haben bereits viele Schriftsteller und der VS als Ganzes ihre Solidarität mit den streikenden Stahlarbeitern und gegen die Aussperrung erklärt.

Das Beispiel von L76 zeigt, wie man sich selbst leicht in Enttäuschung und Einsamkeit hineinmanövrieren kann. Sehr konsequent geht Hans Magnus Enzensberger auf diesem Weg voran und kommt zu dem Schluß, daß es aufgrund „gewisser Analogien von biologischer und sozialer Evolution“ kein Subjekt der Geschichte gebe. Schon stecken wir tief im Irrationalen: denn als Moleküle in dieser mystischen „Evolution“ handeln wir zwar, erreichen aber, laut Enzensberger, nie, was wir eigentlich wollten. Zukunft ist weder zu erkennen, noch zu planen, noch zu erkämpfen, denn das „Organ, mit dem sie hauptsächlich erfahren wird, ist das Unbewußte“. (Zwei Randbemerkungen zum Weltuntergang, Kursbuch 52.)

Es hat keinen Sinn, die schönen Tage der Euphorie zu beweinen, wenn man mit seinen Gedanken und Gefühlen nicht hinreicht zu denen, deren Lebensinteresse ein Fortschreiten der Gesellschaft zu mehr Humanität, zu mehr Kultur und damit zum Sozialismus erfordert. Ohne diesen Bezugspunkt hat kulturelle Arbeit heute keine Perspektive mehr, sie taumelt um so hilfloser den künstlich geschaffenen Moden und Verkaufszwängen nach.

Die Schwierigkeit, reale Verbindungen anzuknüpfen zwischen „Intelligenz“ und „Volk“ soll nicht geleugnet werden: wir versuchen in diesem Heft, diesem komplizierten Verhältnis etwas auf die Schliche zu kommen, zu schauen, welche Herausforderungen der heutige Alltag zu einem solchen Dialog und zur Gemeinsamkeit schon enthält.

Vertrauend auf die Aktivität der Leser hat Martin Walser einen Vorschlag für ein übergreifendes historisches Ziel gemacht: die Wiedergewinnung von „Deutschland“. Sätze wie diese mußten wir erst einmal auf uns wirken lassen:

„Leipzig ist vielleicht momentan nicht unser. Aber Leipzig ist mein.“ Und: „Sachsen und Thüringen sind für mich weit zurück und tief hinunter hallende Namen, die ich nicht unter ‚Verlust‘ buchen kann.“ Als wir den Halleffekt in unseren Redaktionsräumen ausprobierten, klang es obstinat und unverschämt deutlich zurück: „Modell Deutschland!“ Dazu die bohrende Frage, die in der dreißigjährigen Geschichte des „Katastrophenprodukts Bundesrepublik“ virulent gewesen ist: In welchen Grenzen bitte? Siebenunddreißig ff.? Oder 1945 – also auf der Grundlage des vielfach gebrochenen Potsdamer Abkommens, das die Bundesregierung nie als verbindlich akzeptiert hat? Oder gleich „im Luftreich des Traums“? Wie wollen wir es halten mit „dem vier-

ten bayerischen Stamm“ (so die offizielle Redewendung), den Sudetendeutschen? Wie mit Pommern, Schlesien, Ostpreußen, wie – auch das bei Walser unerwähnt – mit Preußen überhaupt?

Selbstverständlich ist die Frage nach Deutschland nicht mit kulturhistorischen Spitzfindigkeiten vom Tisch zu bringen. Wenn Martin Walser fordert: „Wir müssen die Wunde namens Deutschland offen halten“, so formuliert er damit ungewollt einen Satz, den auch Leute brauchen können, die um der „deutschen Frage“ willen die Nachbarvölker mehrfach mit Eroberungskriegen überzogen haben und die heute die Politik der Sicherheit, des Friedens und der Zusammenarbeit in Europa in Frage stellen.

Der Kern des Problems liegt doch wohl in der Existenz der beiden deutschen Staaten, die im Ergebnis der vom deutschen Faschismus verschuldeten Katastrophe des Zweiten Weltkriegs entstanden sind. Aber doch aus der Katastrophe nicht allein, sondern auch aus dem Kampf gegen die Hitlerbarbarei – die Prinzipien, die dem Nachkriegsdeutschland in die Wiege gelegt wurden, waren nicht die übelsten, und zur Überwindung der Ursachen wie der Folgen des Faschismus eine echte geschichtliche Chance: Entnazifizierung, Entmilitarisierung, Demokratisierung – ein Weg, auf dem man die „Wunde Deutschland“ hätte schließen können. Was haben wir, was haben die Bewohner der damaligen verschiedenen Besatzungszonen aus dieser Chance gemacht? Klar – die Siegermächte hatten gegensätzliche Interessen, und sie haben die Weichen gestellt für die Entwicklung des ihnen überlassenen Gebietes. Aber was wir heute vorfinden, 1978, ist das Ergebnis des Handelns der eigengewachsenen politischen Kräfte, ihrer jeweiligen Stärke und Schwäche.

Ist jemand interessiert an der Überwindung des Status quo von „kapitalistischem Krisenrhythmus“ (mit Nachfolgeerscheinungen), so könnte er immerhin nach den Kräften fragen, die geeignet sind, diesen Zustand im eigenen Interesse zu ändern. Sie kommen jedoch in Walsers weitgespannten historischen Überlegungen (vom Kyffhäuser bis zur künftigen deutschen Nationalhymne) gar nicht vor. Das genaue, verändernde und seiner Perspektive gewisse Handeln wäre etwas, was man im Gespräch miteinander lernen könnte.

Prüfen wir also die Vorschläge zur Veränderung dieses, unseres Landes, fragen wir nach, wieweit unsere Kräfte, unsere Möglichkeiten für welche Aufgaben und Ziele reichen. Unter anderem deshalb veröffentlichen wir in diesem Heft zwei Diskussionsbeiträge vom Parteitag der DKP: den unseres Mitherausgebers Hannes Stütz und den unseres Kollegen Franz Xaver Kroetz. Wir sind der Meinung, daß die darin angeschnittenen Fragen so schnell nicht zu erledigen sind, und bitten die Leser, die Diskussion in unserer Zeitschrift weiterzuführen.

Redaktion kürbiskern

Wolfgang Bächler Der Elefant

Ein Elefant stapfte durch die Autoeinfahrt in unseren Hof. Er trompetete und streckte seinen Rüssel in die Luft, immer höher, bis er meinen Balkon erreichte. Ich zögerte, gab ihm Brot, wartete, ob er seinen Rüssel wieder zurückzöge. Aber er ließ ihn auf meinem Balkongeländer ruhen. Ich entschloß mich, den Rüssel rittlings zu besteigen, ließ mich hinuntergleiten auf den Elefantenkopf. Da zog der Elefant seinen Rüssel wieder ein. Ich rutschte auf seinen Rücken, und er trottete aus dem Hof, als hätte er mich nur abholen wollen.

Er ließ sich von mir nicht lenken. Er stapfte durch die Luisenstraße über den Königlichen Platz am Obelisk vorbei vor die Feldherrnhalle. Dort trompetete er wieder. Menschen blieben stehen oder verlangsamten ihre Schritte. Aber da ich keine Ansprache halten wollte, trottete der Elefant weiter auf den Marienplatz. Dort legte er seinen Rüssel auf den Rathausbalkon. Lange ließ er ihn da liegen. Aber der Oberbürgermeister kam nicht auf den Balkon, auch der zweite Bürgermeister nicht, auch der Kulturreferent und der Stadtkämmerer nicht und kein Stadtrat.

Doch unten auf dem Platz strömten immer mehr Menschen um den Elefanten und mich zusammen, drängten immer mehr Polizisten nach vorn, schufen Abstand zwischen uns und der Menge, bildeten eine Kette, einen Kreis. Ich hörte das Wort „Anarchist“ fallen, obwohl ich doch wie ein indischer Krieger auf dem Elefanten saß, nur ohne Baldachin, aber auch ohne Waffe. Der Elefant trompetete und schlug mit den Ohren. Kommandos flogen durch die Luft, Seile ihnen nach um den Kopf des Elefanten. Von mir wollte die Polizei einen Tiertreiberausweis sehen. Ich hatte aber nur einen Ausweis von der Gewerkschaft „Druck und Papier“.

„Absteigen!“ wurde ich angeherrscht. Angeherrscht wird man immer von solchen, die gerne herrschen würden, aber nichts beherrschen. Ich, ein Elefantenkönig ohne Land, ohne Volk, auch ohne Telefon, um die Gewerkschaft, Freunde, Zeugen mobilisieren zu können, ich beherrschte wenigstens mich. Ich würdigte die Polizei keiner Antwort, keiner Erklärung, keiner Entschuldigung. Ich entzog ihr sogar meinen Blick, ließ ihn wieder und wieder über den Balkon und die Fenster des Rathauses schweifen, hoffte, der Kulturreferent käme noch als „deus ex machina“ auf die Marionettenbühne, würde mir gnädig, ja freundlich zuwinken, der Polizei erklären, daß es sich nur um eine Art „Happening“ handeln könne und was ein Happening sei. Aber die Herren da oben ließen sich nicht blicken. Nicht einmal eine Silhouette, nicht der Schatten eines Schattens tauchte hinter den Fenstern auf. Ob und wie die da oben die Stadt beherrschten, will ich heute dahingestellt sein lassen. Ihre Neugierde beherrschten sie zweifellos gut. Sie schienen sich schon ganz aus den Büros der Vorderfront in die der Hofseite oder in den Ratskeller zurückgezogen zu haben, gewarnt von der Polizei vor dem gefährlichen großen Tier, das seinen Rüssel so einfach auf den Rathausbalkon legte, doppelt gewarnt vor dem kleinen gefährlichen Reiter. Die Polizisten schienen in zwei Meinungen gespalten. Die einen verkündeten lautstark: „Der ist zu allem entschlossen“, und sahen darin die Gefahr. Besonders Kluge aus der bekannten Münchner psychologischen Schulung ahnten: „Der ist zu nichts entschlossen und deshalb so gefährlich.“

Die Seile um Kopf und Leib hinderten den Elefanten nicht daran, wieder zu trompeten und mit den Ohren zu schlagen. Als wäre ich es gewesen, schrien mich die Polizisten an: „Kommen Sie endlich herunter! – Absteigen! – Runter!“

Mein Blick über sie und die Menge auf dem Platz war alles andere als triumphierend. Ich saß auf dem breiten, ungesattelten Rücken alles andere als bequem und königlich. Vom Nacken über das Kreuz bis zum Steiß und den Schenkeln tat mir alles weh, die heikelsten Stellen waren schon wundgerieben, und ich wäre so gerne heruntergestiegen, wenn ich nur gewußt hätte – wie. So entschloß ich mich denn, da ein gewaltsamer Durchbruch, ein Angriff, eine Flucht nach vorn nicht mehr möglich waren, wie meist in meinem Leben zum passiven Widerstand, dachte, immer noch besser, von Polizisten heruntergezerrt zu werden, als sich freiwillig fallen zu lassen und sich die Knöchel oder sonstwas zu brechen.

Auch die Polizisten wußten offenbar nicht, wie sie mich herunterbekommen sollten. Als mich einer schon am Fuß packte, riß ich blitzschnell mein Bein hoch, zog gleich das andere nach und wagte auf dem Rücken des gefesselten Elefanten den Türkenstz. Wenn auch mehr der Not als der Würde und Stilsreinheit gehorchend, war ich so endlich in die adäquate Maharadschposition hinaufgelangt, was mir zwar den Beifall eines jugendlichen Teils der Menge einbrachte, die Polizisten aber weder ehrerbietiger noch verständigungswilliger stimmte.

„Noch ein Seil her!“ schrie ein Polizeimeister.

„Es sind keine mehr da“, war die Antwort.

Es wurde darüber beraten, ob man dem Elefanten eines abnehmen sollte, was als zu gefährlich verworfen wurde. Der Einsatzleiter beschloß, ein weiteres Seil holen zu lassen. Ungeduldige oder auch wohlmeinende Polizisten forderten mich inzwischen in regelmäßigen Abständen zur Kapitulation, zum „Herunterkommen“, zum „Absteigen“ auf. Und aus der Volksmenge tönte es schon bedrohlich in ihre Richtung: „Macht nicht so viel Umstände mit dem Kerl!“ „Abschießen!“

Eine Gruppe junger Leute, zu der sich auch ein paar ältere gesellten, intonierte dagegen im Chor: „Drobenbleiben!“ – „Durchhalten!“ – „Sitzenbleiben!“ – „Kopf hoch!“

Meine Ermunterer wurden von der längst nicht mehr schweigenden Mehrheit eingekreist, eingekeilt, mit Ellenbogen und Fäusten und Fußtritten und Schimpfworten angerempelt. Es ging von so sympathischen, noch einklagbaren, nur auf Körperteile zielenden Ausdrücken wie „Sauköpfe“ oder „Arschlöcher“ bis zu dem seelendurchbohrenden, nicht einmal einklagbaren „Sympathisanten!“

Da riß es mich plötzlich mit und hin zu stammelnden Ausrufen: „Seid friedlich! – Laßt sie in Ruhe! Sie haben doch nichts getan. – Keiner hat einen Stein geworfen und schon gar keiner eine Bombe! – Frieden! – Auseinander! – Frieden auf Erden! – Frieden auf dem Marienplatz – Maria auf den Friedensplatz!“

Daraufhin schrien gewisse Leute nicht mehr „Anarchist“ oder „Terrorist“ zu mir herauf, sondern „Kommunist“ oder „Bolschewist“. Zu spät kam es mir, daß auch das Wort „Friede“ bei uns ein Reizwort ist, das man eigentlich nur bewaffnet oder bei der Erhöhung des Rüstungsetats unverdächtig aussprechen darf. Wehrlos auf einem gefesselten Elefanten mühsam das Gleichgewicht haltend, ohne Pistole im Gürtel, und wenn die nahe „Süddeutsche Zeitung“ noch nicht einmal einen Karikaturisten herübergeschickt hat, da darf man nicht Frieden predigen, da kann man höchstens ein

Stoßgebet sprechen. Schon wurde es erhört, schon übertönten, zerschlugen, erstickten die Glocken von Sankt Peter alle Schreie. Gläubige wie Ungläubige, Streitsüchtige wie Friedfertige und auch ich zuckten zusammen und zogen die Köpfe ein. Doch die auf Kampf eingeschworene Mehrheit hatte sie schnell wieder oben, fühlte sich nur befeuert und bestärkt in ihrem Recht gegen die Minderheit und den einen Störenfried. „Schmeißt ihn runter!“ – „Schießt ihn ab!“ gröhnten die Bierstimmen der Männer, kreischten als Echo die Frauen. „Schlagt, stecht den Elefanten in die Kniekehlen“, schlug einer lautstark vor. „Dann sacken sie beide runter.“ Die Polizeikette konnte den Ansturm der Menge auf uns nur mit Mühe zurückhalten. Da wandte sie sich wieder gegen die Minderheit unserer Sympathisanten. „Er hat doch nichts getan“, hatten die gerufen.

„Er hat die Ruhe und Ordnung gestört!“ schrien die anderen „Die öffentliche Ordnung!“ – „Die Verkehrsordnung!“ – „Er verhetzt das Volk!“ – „Er leistet Widerstand gegen die Staatsgewalt!“ – „Er beleidigt die Autorität, die ganze Stadt!“ – „Er ist ein Anarchist!“ tönte es von links, „ein Terrorist“ aus der Mitte, „ein Kommunist“ von rechts.

„Er hat keine Waffen, er tut nichts, er sagt nichts“, rief einer meiner Verteidiger. „Sie brauchen ja nur weiterzugehen. Er behindert Sie doch nicht.“

Als wolle er diesen Appell unterstreichen, trompetete der Elefant wieder einmal so herzerreißend, daß er die Aufmerksamkeit und Aggression von mir und meinen Fürsprechern auf sich ablenkte. Einer erkühnte sich zu der Konklusion: „Das ist die Waffe, der Elefant!“ Andere: „Der Elefant ist an allem schuld!“ – „Der Elefant stört die Ruhe! – Der Elefant stört die Ordnung!“ Ein humanistisch Gebildeter sprach vom trojanischen Pferd, das ich da in die Stadt geritten hätte.

„Schaut ihm doch in den Rachen, in den Arsch!“ spotteten die Elefantensympathisanten. Und die Polizisten waren vielleicht überhaupt nur so nervös, weil man einen Elefanten nicht wie ein Auto oder einen Lastwagen nach versteckten Waffen und Terroristen durchsuchen, weil er nichts verbergen kann und seine Stoßzähne sogar sehr gerne offen herzeigt. Verhören konnte man ihn auch nicht, verhaftet und gefesselt war er schon. Verurteilt auch. Er konnte nur noch abgeführt, in den Zoo zurückgebracht werden, in sein lebenslanges Gefängnis. Was konnte dagegen mir schon blühen? Der Vorbestrafte, der ausgebrochene Gefangene war er. Mich hatte er nur auf den Buckel geladen, nur mitgenommen auf seiner Flucht. Daß ich die Rolle, die er mir zugebracht haben mochte, nur passiv, nur schlecht spielte, daß ich nichts als ein nichtsnutziger Nutznießer und – verdammt nochmal, schon wieder dieses Wort – ein Sympathisant seiner wiedergewonnenen Freiheit war, konnte ich das im Verhör der Polizei, konnte ich das dem aufgebrachten Volk erklären? Von Muskelschmerzen im ungeübten Schneidersitz geplagt, mit dem Mut des Verzweifelten schrie ich plötzlich gegen das gesunde Volksempfinden an:

„Sind Sie für die Freiheit oder und den Sozialismus? Sind Sie für die Freiheit der Elefanten oder für ihre Verstaatlichung im Zoo, für die Dressur oder für die Selbstverwirklichung? Verstößt es gegen das Grundgesetz, daß ein Elefant frei herumlaufen darf? Verstößt es gegen die Stadtordnung, die Verkehrsordnung, daß er auch in die Fußgängerzone, auf den Marienplatz darf? Ist er kein Fußgänger, ist er gefährlicher als ein Hund? Warum quält Ihr den Elefanten, laßt ihn fesseln, wollt ihn einsperren und mich dazu, bloß weil ich einmal auf meinem Lieblingstier sitze, nur so, arglos und

zwecklos! Würde ich es gegen Geld mit Werbeplakaten für einen Zirkus oder mit Wahlplakaten für die CSU machen, dann wäre alles in schönster Ordnung. Dann würdet Ihr den Elefanten tätscheln und füttern und...“

Da kamen die Polizisten mit dem Seil, und der Elefant trompetete im gleichen Augenblick so schön, als hätte er meine Rede verstanden, so laut, als wolle er die drohende Gefahr von mir abwenden. Kommandos flogen durch die Luft, das Lasso ihnen nach. Ich fühlte alle Blicke der Menge, die feindseligen, die wohlwollenden und auch die bisher gleichgültigen gespannt auf mich gerichtet und wußte plötzlich, was ich mir und ihnen schuldig war. Ich fing die Schlinge in der Luft, hielt sie fest mit beiden Händen an mich gepreßt, und hielt so dem Tauziehen mit dem Polizisten stand, bis sich ein zweiter an das Seil hängte. Da ließ ich blitzschnell los, um nicht heruntergezerrt zu werden, und daß die Polizisten aufeinander und noch knapp vor dem Boden in die Arme ihrer Kameraden purzelten, war nicht meine Absicht. Der zaghaft einsetzende, sich aber lebhaft steigernde und ausbreitende Beifall kam nicht nur von der kleinen „radikalen“ Minderheit, auch Teile der ursprünglich feindseligen Mehrheit schlossen sich ihm an.

Er war noch nicht abgeklungen, als ein anderer Polizist mit breiterer Schlinge über meinen Kopf zielte. Da schnellte ich aus meinem Schneidersitz hoch und stand schon aufrecht wie ein Akrobat auf dem Elefanten, als der Polizist die um mich herabfallende Schlinge zusammenzog. Sie hatte gerade meine Knöchel erreicht und ließ mir noch soviel Spielraum, einfach herauszutreten, mit dem einen Fuß auf die Schlinge, mit dem anderen in die Freiheit. Als der Polizist das Seil unter meiner Sohle wegzog, taumelte ich ein wenig und wäre beinahe nach vorne gefallen. Das gab mir die Idee für den nächsten Ausweicheitrick. Aber erst richtete ich mich noch einmal kerzengerade auf, um den Beifall der Menge winkend und dankend entgegenzunehmen. Ich hörte keine Proteste, keine Gegenstimmen, keine Beschimpfungen mehr. Geteilt schien mir allenfalls das unterschwellige Gelächter in ein fröhliches, das mir, und in ein hämisches, schadenfrohes, das den glücklosen Polizisten galt. Gerührt, euphorisiert, übermütig und großmütig zugleich wollte ich das jubelnde Volk zum Zeichen der Versöhnung und Vergebung segnen, als ein anderer Polizist zu einem neuen Wurf ansetzte.

Ich ließ mich mit angehobenen Händen nach vorne in den Liegestütz fallen und streckte mich flach aus, schmiegte mich fest an den Rücken des Elefanten, den Kopf auf seinem Hals, die Hände in die Seilfesseln verkrallt. Die Lassoschlinge sauste leer auf meinen Hintern nieder. Ich gönnte dem enttäuschten Werfer den kleinen Schmerz, den er mir damit zufügte. Ich war nun meinem Elefanten so nahe, daß mich kein Seil mehr von ihm trennen, daß es mich höchstens vollends an ihn binden konnte. Das Volk lachte wie die Kinder im Kasperltheater über die düpierten Polizisten, und die beschlossen, wohl nicht unbeeinflusst von der umgeschlagenen Stimmung, keine weiteren gewaltsamen Versuche mehr zu unternehmen. Sie berieten nun, ob sie uns in den Hof des Polizeipräsidiums in die Ettstraße oder gleich zusammen in den Zoo bringen sollten. In der Ettstraße könne man mich zwar auch auf dem Elefantenrücken verhören, meinte der Chef. Aber dann entstünde das gleiche Problem. „Wie bringt man den Kerl herunter, wenn man ihn einbuchten muß? Auch wenn man ihn laufen lassen kann, wie bringt man ihn überhaupt unverletzt herunter, wenn er nicht will? Und wohin mit dem Elefanten? Den können wir doch nur in den Zoo transportieren

lassen, je eher desto besser. Sonst mischt sich noch der Tierschutzverein ein. „Ich bedauerte wieder einmal, daß es keinen Menschenschutzverein gibt. Der Chef entschied: „Also wir schaffen beide in den Zoo. Dort kriegen sie den Kerl auch irgendwie runter, oder er kommt ganz von selber, wenn er nicht hinter Gittern im Elefantenstall bleiben will.“

„Ja, sollen wir den Elefanten einfach losbinden und stundenlang durch halb München in den Tiergarten treiben...?“ warf ein Polizeimeister ein.

„Das kommt gar nicht in Frage. Der Elefant bleibt gefesselt. Wir lassen einen Tieflader kommen...“ Der Chef beriet sich mit seinen Technikern. Der eine schlug einen Hubstapler mit zwei vorstehenden Armen, der andere einen Autokran zu unserer Verladung auf einen Tieflader mit hochstehenden Seitenteilen vor und breite Gurte, die man dem Elefanten unter den Bauch legen müsse. Nach der Erörterung aller Vor- und Nachteile entschied man sich für den Tieflader und Autokran.

Es gelang der Polizei nicht, das Volk zu zerstreuen. Es ließ sich auch nur widerwillig zurückdrängen, um dem Kran und dem Tieflader Platz zu machen. Und als man merkte, wozu sie herangefahren wurden, begann ein Pfeifkonzert, erhob sich eine Protestwelle, die hoch über das Rathaus schäumte und sich erst in den Seitenstraßen brach, auf dem Viktualienmarkt und in der Fußgängerzone verebbte. Die Stimmen aus den gereckten Hälsen überschlugen sich, als der Elefant mit mir vom Kran wie ein falsch geparktes Auto gepackt und über die Köpfe hochgehievt wurde, nicht einmal mit den gefesselten Beinen zappeln konnte, nur mit dem Rüssel und den Ohren auf- und abschlug und ein letztes Mal über den Platz trompetete. „Es lebe der Elefant!... Der Elefant! Der Elefant...“ schrien die Leute, „der arme Elefant!“ hörte ich die höheren Stimmen von Frauen und Kindern dazwischenrufen, als wir so sekundenlang durch die Luft schwebten, bis uns der Arm des Krans auf den Tieflader niederließ. Die Menge wollte ihn am Abfahren hindern. Die auf Kompaniestärke erweiterten Einsatzgruppen mußten den Platz, die Straßen von Menschen freischippen wie Schneeräumer, damit der Tieflader anfahren, vorsichtig abfahren, in die Rosenstraße einbiegen, die Fußgängerzone verlassen konnte, gefolgt vom Kran. Von der Sendlinger an war die Straße frei.

Wir rumpelten um die Kurven in die Fraunhofer Straße. Ich wurde trotz der Gurte und Seile auf dem Elefantenrücken ordentlich hin- und her- und abgerüttelt, grüßte von der Reichenbachbrücke die Isar tief unter uns. Am anderen Ufer fuhr der Tieflader bald so schnell er konnte. Kein wie auch immer gestimmtes Volk säumte mehr die Straßen. Kaum jemand sah auf. Und so schaute ich auch nicht mehr herab zu den Menschen, schaute nur noch auf den Nacken und Kopf meines Elefanten und auf die Stricke, in die ich mich verstrickt hatte, an denen ich mich festklammerte. Als wir schon in die Schönstraße direkt auf den Tierpark Hellabrunn zufuhren, überkam mich wieder die lange verdrängte Bangigkeit, die ich zuerst auf dem Marienplatz empfunden hatte.

Wir hielten vor dem Eingang des Tierparks, den ich als Kind so oft fröhlich gespannt und neugierig durchschritten hatte, auch mit dem Wunsch, einmal auf einem Elefanten reiten zu dürfen. Jetzt wollte ich nur noch herunter, war ich nur noch ängstlich gespannt und neugierig, wie das und was sonst passieren würde. Die zwei Polizisten, die mitgefahren waren, stiegen aus und verhandelten, da uns die Angestellten, Billettverkäufer und -Abreißer ohne Tierkompetenzen nicht das große Tor öffnen wollten. Sie

telefonierten mit der Direktion, hatten erwartet, daß sie freudig begrüßt und für das Einfangen und Zurücktransportieren eines entlaufenen Elefanten belobigt würden. Stattdessen kam es eher kühl und abweisend aus der Leitung: „Uns ist nichts bekannt, daß aus unserem Tierpark ein Elefant entlaufen ist. Das wäre auch ganz und gar unmöglich. Sehen Sie sich doch einmal die Elefantenställe, die Gräben um den Auslauf, die Gitter und Sicherheitsvorkehrungen an. Da kommt keiner raus, da kam noch nie einer raus...!“

Die Polizisten baten darum, man möge wenigstens nachsehen und sich auch ihren Elefanten ansehen. Und ob sie nicht doch kurz mit dem Direktor sprechen dürften. Der ließ den Polizeiobermeister mit dem Hauptabteilungsleiter „Säugetiere“ verbinden. Er wußte auch nichts von einem entlaufenen Elefanten, legte die Leitung aber, als der Polizeiobermeister insistierte, auf die Abteilung „Vierhufer“ um, die sich ihrerseits noch mit dem Elefantenoberwärter in Verbindung setzte: Es fehlte kein Elefant. Da fragte der Polizeiobermeister, ob sie den in der Stadt gefundenen herrenlosen Elefanten nicht dem Tierpark Hellabrunn zum Geschenk machen dürften?

„Wo denken Sie denn hin? Sie sind doch von der Polizei!? Wir sind ein städtisches Unternehmen, wir sind doch keine Hehler! Wir können doch nicht ein so wertvolles fremdes Tier, das uns nicht gehört, einfach übernehmen. Vielleicht gehört er dem Circus Krone...?“

Der Polizeiobermeister holte tief Luft, machte in seiner Verzweiflung einen letzten Anlauf: „Ob der städtische Zoo nicht der Stadt München den Gefallen erweisen könne, diesen Elefanten wenigstens vorübergehend in seine Obhut und Betreuung zu nehmen, bis der Eigentümer gefunden sei...?“

„Ein so schönes Tier. Schauen Sie es sich doch mal an...! Wenigstens zur Begutachtung! Ein afrikanischer, denk ich.“ Von mir war bei den ganzen Telefonaten offenbar nicht die Rede. Denn als dann doch zwei Wärter mit einer Fuhre Heu für den Elefanten kamen, waren sie höchst erstaunt, ja erschrocken, mich untrennbar verstrickt auf seinem Rücken zu finden. Mir brachte man nichts zu fressen und erst als der Elefant noch Wasser zu saufen bekam, monierte auch ich meinen Durst und erhielt einen Becher gereicht. Schon warfen mir Zoobesucher ihre mitgebrachten alten Semmeln zu, die sie nicht an die Tiere verfüttern durften. Sie zielten mehr auf meinen Kopf als auf meine Hände. Aber zwei Semmeln erhaschte ich doch.

Die Wärter bestätigten zwar, daß es ein besonders schönes, außergewöhnlich großes Tier sei, das da so brav auf den Tieflader gezwängt stand und nicht einmal mehr trompetete, nicht mehr mit den Ohren schlug. Aber auch nur als Leihgabe behalten wollten oder durften sie es nicht. Sie hätten genug Elefanten, die Arbeit sei genau eingeteilt, sie müßten sonst noch einen neuen Wärter einstellen. Der Polizeiobermeister schaltete blitzschnell: „Den bringen wir da oben mit!“ Er deutete auf mich.

„Der da?“ fragten die Wärter. „Wir dachten, da hättet ihr den Dieb dingfest gemacht!? Warum darf er nicht herunter?“ „Er darf, er will nicht!“ riefen die Polizisten zusammen. „Ich bin kein Dieb, höchstens der Finder“, erklärte ich. „Wo haben Sie denn das Tier gefunden?“

„Im Hof der Steinheilstraße 19“, sagte ich wahrheitsgemäß. „Was hat es denn da gemacht?“ fragten die Wärter höhnisch. „Seinen Rüssel auf meinen Balkon gelegt und da bin ich hinuntergerutscht auf seinen Rücken und drauf geblieben.“

„Und so ritt er durch die Stadt und stiftete Unruhe auf dem Marienplatz und...“ warf

der Polizeiobermeister ein.

„Und den sollen wir hier im Elefantenstall anstellen? Der will doch nicht arbeiten, der kann doch nichts, der spinnt doch nur!“ Mit diesem Urteil schlossen die Wärter ihr Verhör ab. Sie trotteten mit ihrem leeren Schubkarren in den Tierpark zurück. Nach kurzer Beratung stiegen die Polizisten, des vergeblichen und mißverständlichen Telefonierens müde, wieder zu dem Fahrer in den Tieflader, winkten dem Kranführer zu folgen. Ich konnte nur erraten, wohin es jetzt ging, jedenfalls wieder stadteinwärts durch endlose, triste Straßen. Die Nacht brach herein über München und mich. Ich sah nicht mehr viel, ertrug das Gerüttel kaum noch. Ich drehte mich vorübergehend auf den Rücken, aber da war das Festhalten noch schwieriger, das Auf- und Abgestoßenwerden an Wirbelsäule und Steiß noch schmerzhafter. Als wir im plötzlichen Licht von Scheinwerfern und Leuchtschriften vor einem großen Kuppelbau mit überdachtem Eingang hielten, richtete ich mich mühsam zu sitzender Haltung auf. Wir standen vor dem Circus Krone, aus dem schon Musik tönte. Die Abendvorstellung hatte begonnen.

Wieder wollten die beiden Polizeimeister die Direktion sprechen. Die glaubte zuerst an einen Scherz. Ihre Elefanten seien grade vollzählig in der Manege, nur einer sei krank. „Dafür haben wir einen anderen mitgebracht mit einem ganz tollen Akrobaten darauf. Sollen wir den nicht gleich in die Manege führen?“ scherzte nun der Polizeiobermeister. Der Polizeimeister manipulierte schon am Kran herum und bemerkte mit Genugtuung, daß ich wieder in durchaus präsentabler Form auf dem Elefanten saß. Da fürchtete ich, sie könnten zuerst mich allein herunterhieven. Ich legte mich schnell wieder auf den Rücken des Tieres und verkrallte mich mit Händen und Füßen in die Seile.

Die Circus-Krone-Direktion schien immerhin mit sich reden zu lassen. Eine Dame wollte zusammen mit dem Dressurmeister und dem Aufseher über den Elefantenstall herauskommen, sobald die Elefantennummer in der Manege beendet sei. Die Polizisten riefen den Fahrer aus dem Tieflader, die Gurte um den Elefanten wurden über mir festgezurr, der Kran in Bewegung gesetzt. Als die Herrschaften vom Circus herauskamen, wurden wir schon vor dem ersten Wortwechsel heruntergehievt und vor den Füßen der Fachleute ausgeladen. Ich turnte mich schnell in den Schneidersitz hoch und winkte ihnen zu.

„Wollen Sie uns eine neue Nummer, eine Polizeinummer vorführen?“ meinte die Dame: „Der gefesselte Elefant!“

„Der ist aber wirklich nicht von uns“, konstatierten der Stallaufseher und der Dressurmeister.

„Die bayerische Landespolizei und die Stadt München würden Ihnen gerne diesen schönen Elefanten zum Geschenk machen“, erklärte der Polizeiobermeister. „Ob Sie den Reiter, diesen, diesen ausgezeichneten Lassoakrobaten, auch mit übernehmen wollen, müssen er und Sie entscheiden...“

Der Circus war mir schon lieber als der Tierpark. Ich sagte wieder, ich sei nur der Finder dieses Elefanten, fühle mich für ihn verantwortlich und würde ihn gerne betreuen, wenn man mich anlerne.

Die Polizisten nickten beifällig, waren plötzlich zufrieden mit mir und ungewohnt freundlich. Die Zirkusleute amüsierten sich über die Vorgeschichte, hatten aber auch ihre Bedenken:

„Finder nennen Sie das. Sie haben ihn sich angeeignet, statt ihn gleich... der Polizei zu übergeben...“

„Hat er doch auf dem Marienplatz“, wiegelte der Polizeimeister ab. „Sie hätten ihn sehen sollen, wie er auf dem Elefantenherumturnte, die tollsten Kunststücke machte. Das könnte wirklich eine Nummer werden...!“

„Was für ein großes schönes Tier!“ sagte der Stallaufseher. „Vielleicht wäre diese Polizeinummer vom Marienplatz gar nicht so schlecht. Mit mexikanischen Lassowerfern als Polizisten und diesem Clown da oben. Soll er's doch mal vorführen. Könnte ein Erfolg werden.“

„Kommt gar nicht in Frage“, konterte der Dressurmeister. „Wir haben dreizehn gut dressierte, wohlgepflegte und gezähmte Elefanten in dauerndem Training, haben genug mit ihnen zu tun und auch gar keinen Stallplatz frei für diesen hergelaufenen Undressierten. Was soll er in unserem Programm? Müßte ja eine Solonummer werden mit diesem, diesem Laienturner, diesem...“ „Hergelaufenen Undressierten“, ergänzte ich etwas beruhigt nach der Angst, ich müßte wirklich vor einer Zirkusjury wiederholen, was ich doch nur der unter akuten Bedrohung der Polizei, von der Volksmenge angespornt, nicht gerade um Leib und Leben, aber doch um meine und des Elefanten Freiheit und Ehre kämpfend, vor dem Rathaus zustandegebracht hatte.

„Den Elefanten zu behalten wäre der Tatbestand einer Fundunterschlagung, meine Herren von der Polizei“, schloß die Dame von der Direktion die Diskussion ab. „Sie können ihn uns auch nicht einfach zur Aufbewahrung dalassen. Wer zahlt die Futter- und Pflegekosten? Wo soll ich den Platz hernehmen?“ Zum Aufseher: „Lassen Sie ihm eine Fuhre Heu bringen! Das ist alles, was wir für Sie tun können...“

Sie zwinkerte mir zu und verabschiedete sich von den Polizisten. Der Dressurmeister folgte ihr. Der Aufseher kam mit einem Stallarbeiter, einer Fuhre Heu und einem Kübel Wasser zurück. Als ich meinen Durst anmeldete, brachte er mir sogar eine Flasche Bier aus dem Foyer. Der Polizeiobermeister telefonierte mit seinem Vorgesetzten, berichtete seinem Kollegen:

„Kein Zoo und kein Zirkus in ganz Süddeutschland vermißt einen Elefanten, und es war und ist auch kein Elefantentransport unterwegs. Kein Tierhändler will ihn haben, niemand weiß, wo wir ihn unterbringen könnten, wer die Unkosten übernehmen soll... Wenn sich kein Besitzer meldet, keine Verlustanzeige vorliegt, gehört die Fundsache dem Finder. Ich sehe keine andere Lösung.“ Er wandte sich mir zu:

„Sie dürfen den Elefanten behalten, falls Sie ihn gut versorgen. Auf Widerruf, falls sich doch noch ein Besitzer melden sollte. Sind Sie nun bereit, uns ihre Papiere zu zeigen?“

Ich warf ihm den Gewerkschafts- und Personalausweis zu, ohne mich herabzubeugen. Der Obermeister prüfte sie eingehend, notierte etwas und reichte sie mir mit einem Empfangsschein für den Elefanten zurück.

„Die Strafverfolgung wird wegen Geringfügigkeit eingestellt. Aber kommen Sie ja nicht mehr mit dem Elefanten in die Innenstadt...!“ Was ich mit ihm machen, wie ich ihn unterbringen, ernähren, pflegen sollte, sagte der Obermeister nicht. Er befreite mit dem Polizeimeister und dem Fahrer den Elefanten noch von allen Fesseln. Sie rollten die polizeieigenen Seile und die Gurte zusammen, riefen mir ermunternde Abschiedsworte zu, und fuhren mit dem Tieflader und dem Autokran davon.

So blieb ich auf dem Elefanten sitzen, ratlos vor der Zirkuskuppel. Als der Aufseher

noch einmal herauskam, dachte ich, er hole uns nun ohne Wissen seiner Chefs heimlich in seinen Stall. Doch er brachte mir nur einen schönen Stab, mit dem ich den Elefanten lenken könne. „Lassen Sie ihn einfach grasen, überall, wo was wächst...“, riet er mir zum Abschied. „Und üben Sie nur die Nummer mit den Polizisten und den Lassos. Ich sehe da noch eine Chance für Sie...“
Dann mußte ich doch auf den Marienplatz zurück, dachte ich, während mein Elefant schon ohne die leiseste Berührung mit dem Stab in Richtung Steinheilstraße trottete.

Djemaludin Alić
Epitaph I

Kommt der Teufel an dein Haus
und zeigt mit knorrigem Finger
auf deine blasse Stirn,
dann solltest du wissen,
lange genug hast du Schicksal gespielt,
lange genug hast du dich schuldig gemacht
bei der Bank und bei Gott;
man wird dich begraben müssen.

Warum hat sich der Lehrer erhängt

Nimmersatter Teufel,
der deinen Schritten folgt
mit niederträchtigem Gesicht, das lacht.
Demiurg, Dämon,
Bühnenbildner unserer Welt.
Gestern ließ er Leute hängen,
heute beschenken.
Gestern schrie er,
heute brüllt er.
Wohin du auch gehst,
er folgt dir treu,
zur Jagd begabt wie ein Hund.
Irgendwann werden die Schüler fragen:
warum hat sich der Lehrer erhängt?

Übersetzt von Sonja Radunović und Klaus Konjetzky

Robert Wega
Lieder, Sprüche und Gedichte aus dem Papierkorb

Abend

Glühend birgt der Tag sein Strahlenauge
Hinter langen müden Wolkenlidern.
Leise übers Meer
Hinstreicht der Westwind
Und mit leichtem Finger rührt er
An die Saiten meiner Seele,
Daß sie zittern,
Daß sie singen
Unhörbare Melodien. 1921

Lebensangst

O ewiges Zittern vor Dingen, die sind,
Sind oder nicht oder doch!
Ich bin ein erbärmlich frierendes Kind,
Das in eine Höhle kroch.
Nur weiter hinein!
Muß ein Stern zu finden sein. 1930

Die Dämmermähre

Am Graben, wo der Nebel schwebt,
Hab ich ein stummes Spiel erlebt.
Dort überm Wasserspiegel,
O wunderbar!
Da hockt ein Mahr
Und hält die Dämmermähre am Zügel.
Der Graben
Ist der Dämmermähre Stall.
Nun sitzt er auf und läßt die Mähre traben,
Und dunkel, dunkel wird es überall. 1931

Der Landsknecht

Das Leben ist nur Galgenfrist.
Ich werf es weg, weil's billig ist.
Und frag' nicht, wenn die Kugel kracht,
Für wen ich mich bezahlt gemacht.
Gehn doch die Jahre drüber hin,
Daß ich ein armer Teufel bin
Und daß mich nichts von Herzen freut.
Gern sterb' ich morgen oder heut'. 1940

Deutsches Soldatenlied

Wir sollen vor die Hunde gehn,
Im schwarzen Buch der Menschheit stehn
Für all den blutigen Schaden,
Den wir den Völkern angetan!
Wir stehn im Schuldbuch obenan –
Und waren nur Soldaten.

Soldaten! Wißt ihr, was das heißt?!
Was für ein unbarmherziger Geist
Uns dazu abgerichtet?!
Verflucht sei diese harte Welt,
Die uns in Reih und Glied gestellt
Und uns zum Mord verpflichtet!

Uns hat kein Werbespruch verführt
Und keine Trommel aufgerührt
Und keine Lust auf Beute.
Wir wußten schon, als man uns rief,
Als jeder stumpf zur Fahne lief:
Wir sind betrogene Leute

In dieser blutigen Lotterie!
Wir ziehn das große Los für die,
Die diesen Krieg befahlen! –
Und blutig ging die Rechnung auf:
Wir zahlten jede Stunde drauf.
Wir waren selbst nur Zahlen.

Man hat uns in den Krieg gejagt.
Soldaten werden nicht gefragt,
Sie müssen alles schaffen.
Und alles ist „fürs Vaterland“.
Das Herz war tot wie der Verstand.
Wir waren ja nur Sklaven.

Wir wurden in den Kampf gehetzt
Und immer wieder eingesetzt
Mit halb geflickten Leibern.
Wir liefen ohne Rast und Ruh
Durch fremde Länder immerzu
Aus Furcht vor unseren Treibern.

Und wenn dann auch ein Wunder kam,
Das aller Welt den Atem nahm –
Wir waren keine Sieger.
Wir, die das Wunder wir vollbracht,
Wir bleiben nach gewonnener Schlacht
Die ärmsten aller Krieger.

Wir schlucken täglich mit dem Brot
Nur Zwang, nur Strafe und Verbot
Durch all die bitteren Jahre.
Man ritt uns zu wie einen Gaul,
Nicht mal zum Fressen aus dem Maul
Nahm man uns die Kandare.

Erbarmungslos ins Joch gespannt
Trieb man uns an des Abgrunds Rand
Mit Peitsche und mit Sporen.
Und keiner hielt den Karren auf,
Ein ganzes Volk saß hintendrauf
Und war mit uns verloren.

Ein ganzes „tausendjähriges Reich“. –
Uns armen Kumpeln ist es gleich,
Wem wir die Stiefel putzen
Und wer sich jetzt ins Fäustchen lacht
Und wer das Kriegsgeschäft gemacht,
So oder so – der Nutzen

War nicht für unsereins bestimmt.
Und wenn man uns die Ehre nimmt –
Wir pfeifen auf die Ehre!
Wir haben dafür keinen Sinn.
Und futsch ist futsch, und hin ist hin.
Und Millionenheere

Von Toten, Opfer ohne Zahl,
Sie haben auch kein Ehrenmal
Auf ihren Grabeshügeln.
Für uns gibts weder Lohn noch Dank.
Es endet dieser wüste Schwank
Mit Stacheldraht und Prügeln.

Dann schickt man glorreich uns nach Haus.
Zum Schluß spuckt man noch vor uns aus,
Und Buben werfen Steine.
Von Brücken pissen sie – pardon! –
Uns in den offenen Waggon.
Wir sind die „deutschen Schweine“.

Wir leiden Hunger, Haß und Hohn.
Wir sind mit unserer Nation
Vors Weltgericht geladen
Und tragen schweigend mit Geduld
Die Schulden, aber nicht die Schuld!
Wir waren nur Soldaten.
1945 (Stenay)

Die Unverbesserlichen

Und wieder wollen sie die Zukunft gründen
Auf tödliche Gedankenünden.

Und wieder wagen sie auf Sand zu bauen,
Auf Täuschung und erschwindeltem Vertrauen.

Und wieder suchen sie das Volk zu blenden
Mit einem Zaubertrick. Wie wird das enden? 1957

An die da drüben

Auch ich füg' einen Mauerstein
In euren starken Schutzwall ein –
Den Stein, der mit beim Blick
in eure Welt vom Herzen fällt. 1970

Mietwucher

Einen Hundertjährigen
Haben sie auf die Straße gesetzt,
Eines willenlos Willfähigen
Grundrecht verletzt.

Aus seinem zahnlosen Mund
Kommt die verzweifelte Frage
Nach Recht und Grund
Der Räumungsklage.

Doch der Hausherr lacht ihm ins Gesicht,
Läßt die Wohnung erneuern,
Um die Miete zu verteuern,
Und der Hausherr spricht:

„Erhebst du Beschwerde,
Geh zur Hausherrin Erde!
Da könnt ihr Alten
Eine Heimstatt erhalten!
Sie muß sich bequemen
Euch aufzunehmen.“

Armer Alter! Dein Los ist hart.
Aber vielen Mitbürgern vor Jahren
Ist Gleiches widerfahren,
Sie wurden aus Trümmern zum Müllplatz gekarrt.

Was der Krieg nicht getan,
Tut der Friede dir an.

Und die euch dies Schicksal beschieden –
Es war ihr Krieg, es ist ihr Frieden. 1971

Der Politiker

Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht,
Und wenn er auch die Wahrheit spricht.

Wer zehnmal lügt, recht brav und bieder,
Dem glaubt man wieder. 1971

Traurige Wahrheit

Geht der Sozialismus vor die Hunde,
so scheitert er nur
an der Niedertracht der Menschennatur.
Der Kapitalismus aber gedeiht
aus dem gleichen Grunde:
durch eben diese Niederträchtigkeit. 1976

Vale Monachia!

München, du bist eine schreckliche Stadt,
so schrecklich wie einst Berlin!
Wer in dein Herz gesehen hat,
kann nur noch vor dir fliehn.

Das gilt fürs ganze weißblaue Land
der schlitzohrigen Ochsenseppe,
für den klugschwätzigsten Unverstand
krachlederdeutscher Deppen.

Oh Bayern! spiel dich nicht wieder auf
als „des Reiches Ordnungszelle“!
Dann steigt sie fürchterlich herauf,
die altreichsdeutsche Hölle!

Macht ihr in Deutschlandpolitik,
ihr diskantjodelnden Bässe –
dann befällt jede deutsche Republik
der Weißwurst wässrige Blässe. 1978

Helmut Ruge Kidnapping

Überdrüssig des lästigen Zustandes
Immer und ewig nur von den arbeitenden Massen zu reden,
Holte sich Herbert K., Student und Aktivist
Eines neomaoistischen Nebenflügels
Einen Teil dieser Masse ins Haus.
Genauer gesagt: Er kidnappte einen Arbeiter,
Vor dem Fabriktor mit vorgehaltener Pistole
Um endlich einmal mit dem zu reden,
Von dem er immer redete
Dem Arbeiter und seiner Masse.
Dieser bekam zunächst ein Bierchen eingeflößt
– Es war ja ein gutgemeintes Kidnapping –
Eigentlich mehr eine Einladung – zu einem Gespräch
Dazu sang der Student die Internationale
Und brachte ein Prost auf den gemeinsamen Klassenkampf aus.
Die Hände des Arbeiters blieben dabei
Sorgfältig gefesselt.
Herbert K. wollte ja nicht,
Daß ihm die Masse noch einmal davonlief.
Da kam Herbert K. auf die Revolution zu sprechen
Sein Zentralkomitee und er hätten die nächste Revolution schon
In einigen Wochen angesetzt –
Da es ja langsam Zeit würde
Und er wollte ihn fragen,
Ob er eventuell auch mitkäme
Sie würden auf jeden Fall vorausmarschieren
Im Interesse der Volksmassen –
Diese bräuchten dann nur noch zu folgen.
Der Arbeiter rülpste zunächst einmal laut und vernehmlich,
Was Herbert K. schon als ein gutes Zeichen ansah,
Denn Rülpsen – hatte er in der „Arbeitergruppe
Für proletarisches Volksverhalten“ gelesen –
Sei durchaus „antibourgeois“.
Der Arbeiter rülpste aber mehr aus Verzweiflung,
Um dann wieder zu schweigen.
Also führte Herbert K. den Dialog zwischen Kopf und Hand
Alleine weiter, und zwar als Kopf,
Es wurde allmählich dunkel
Als Herbert K. alle Ausbeuter gebrandmarkt,
Das Wort „Imperialismus“ an die fünfzigmal gebraucht,
Die gewerkschaftlichen Reaktionäre gebührend an den Pranger gestellt.
Die Arbeiterverräter aller Parteien

Im Vorhinein den Volksmassen übergeben
Und die Revolution schon mehrfach durchgeführt hatte,
Wachte der Arbeiter wieder auf.
Gerade rechtzeitig, denn jetzt bot Herbert K. ihm an,
Er würde nächste Woche mit ihm ans Fließband gehen.
Das entsetzte den Arbeiter so sehr,
Daß er sich doch zu einem Wort gezwungen sah. So blöde Leute können sie nicht
brauchen, sagte er,
Die freiwillig etwas tun wollen,
Was sie tun müßten, weil sie nichts gelernt hätten.
Wenn er etwas Besseres gelernt hätte,
Würde er auch nicht am Fließband stehn.

Der Student solle doch lieber sehen, daß er
Als Arzt, als Richter oder als Lehrer
Etwas für sie tu.
Das wäre gescheiter.
Aber daran glaube er nicht recht.

Daraufhin trat bei Herbert K. eine längere Pause ein,
Dann band er den Arbeiter los und
Sagte: Nichts für ungut.
Dieser nahm es ihm nicht sehr übel und ging.

Herbert K. blieb noch einen ganzen Tag so sitzen,
denn Arbeiter waren für ihn bisher Wesen,
die abgestumpft an der Maschine zu stehen haben,
damit Studenten sie dort besuchen und anschließend befreien können.

Er hätte ihn doch nicht holen sollen.
Jetzt muß er ein guter Arzt werden.

Carlamaria Heim Unterkassier

Wir wohnen nicht in einem Viertel, wo jeder die Mitgliedsbeiträge für die Partei per Dauerauftrag vom Bankkonto abbuchen läßt. Bei uns im Stadtviertel hat noch nicht jeder ein Bankkonto.

Da muß also ein Genosse alle paar Monate die anderen Genossen besuchen, um den Beitrag zu kassieren. Es wird immer schwerer, Aktive zu finden für diese Tätigkeit, die viel Zeit kostet und wenig Ruhm einbringt.

Ich habe mich überreden lassen, als Unterkassier sechs Genossen zu besuchen.

Um sechs Uhr abends gehe ich los, denn dann erwische ich gerade noch die Verkäuferin im Brotladen, der macht um halb sieben zu.

Sie sagt: „Ich hab kein Geld. Wir treten sowieso aus. Wenn man was braucht, hilft einem auch keiner. Und man ist doch alt und hat was mitgemacht. Und überhaupt, so wie die Zeiten sind: Wer weiß, was noch kommt, daß man sich dann wieder fürchten muß, wenn man bei der SPD ist. Ich hab das schon einmal erlebt, daß man nachts rausgeholt worden ist. Ich mag das nicht noch mal mitmachen.“

Nach einer Weile sagt sie: „Komm am Samstag wieder, da hab ich's Geld da!“

Gleich um die Ecke im Rückgebäude eines heruntergekommenen Altbaus wohnt der nächste Genosse. Ich schau auf meine Karteikarte: geboren 1908.

Im halbdunklen Treppenhaus studiere ich die Namensschilder der Hausbriefkästen. Einige sind aufgebrochen, Papier quillt heraus. Ich lese: „Orac“, „Hercygyier“, „Papanastasiou“. Ein einziger deutscher Name. Das ist mein Genosse.

Ich kletterte die Stiegen hinauf. Auf halber Höhe zwischen den Stockwerken ein schmales Türchen: die Toilette. Oben zwischen den Wohnungstüren im Gang ein alter Ausguß, der Wasseranschluß für die drei Mietparteien.

Ich läute. Eine Frau mit dünnem weißem Haar öffnet. Als ich ihr sage, wer ich bin und warum ich komme, fängt sie zu sprechen an, schnell und aufgeregt. „Mein Mann ist im Krankenhaus. Schon lang. Er hat Plastik in der Brust. Ich bin mit den Nerven fertig. Ich war selber im Krankenhaus, und denken Sie, da hat die Post das Geld von der Sozialhilfe der Metzgerin im Vorderhaus ausbezahlt. Die hat mir's schon gegeben, aber das geht doch nicht, das ist doch Postgeheimnis! Wenn man schon so lang auf die Rente warten muß, wo wir doch bezahlt haben, und es ist schon lang eingegeben. Dann muß man aufs Sozialamt, und die zahlen das jetzt der Frau im Haus – das geht doch nicht! Das braucht doch niemand wissen, daß wir vom Sozialamt – fünfhundert Mark im Monat, das ist sowieso nicht viel, und zweihundert Mark muß ich zurückgeben, das hat mir die Ärztin schon gesagt, wegen dem Krankenhaus. Mein Mann war Jude, wir waren in Auschwitz. Drei Kinder hab ich verloren.“ Sie schreit jetzt. „Drei Kinder, ich kann sie aufzählen: David, Esther, Samuel! Der vierte, Siegfried, lebt noch. Es ist alles wahr, drei Kinder verloren. Ich bin fertig mit den Nerven. Sie sagen, den Juden geht es so gut heut in Deutschland. Den SSlern geht es gut in Deutschland, den 131ern geht es wieder gut!“

Ich versuche, beruhigende und verständnisvolle Worte zu finden, murme etwas von „sehen, was man für Sie tun kann“, lasse den Mann grüßen und gehe.

Der nächste, auch ein Rentner, ist nicht zu Hause. Vielleicht macht er auch nicht auf.

Carlamaria Heim: Unterkassier

Es ist schon Abend, da machen sie nicht gern auf, hat mir seine Frau einmal gesagt. Sie fürchten sich. Ich werde morgen Mittag wiederkommen.

Dann der Jugoslawe. Seine Frau sagt: „Was, schon wieder? Ich hab kein Geld. Kommen gerade aus Urlaub. Nächste Woche wiederkommen, dann zahlen!“ Er zahlt sonst immer pünktlich, fünf Mark im Monat.

Ich gehe weiter zur A... B..., in dem alten Haus, drei halsbrecherisch enge Stiegen hoch, zwei winzig kleine Mansardenzimmer, Toilette ein Stock tiefer im Flur.

Sie lacht und bittet mich herein. Im Fernsehen singt Heino: „Hoch auf dem gelben Wagen“ und „Schwarzbraun ist die Haselnuß“. „Schöne Lieder, gell“, sagt sie und singt leise mit. „Das haben wir alles in unserer Jugend gesungen.“

Dann fragt sie mich, was sie zahlen muß. Das zweite Halbjahr ist noch offen, den niedrigsten Beitrag, zwei Mark im Monat. „Das wären also für die nächsten drei Monate –.“ „Nein, dann zahl ich's schon ganz“, sagt sie und klaubt zwölf Mark aus ihrer Geldbörse. Ich reiße ihr die Marken ab, und sie klebt sie sorgfältig in das abgegriffene Parteibuch mit dem roten Pappumschlag. Mein Parteibuch hat keinen roten Einband mehr, sondern einen blaßblauen, denk ich.

„Magst a Schnapsler?“ fragt sie. Ich wollt eigentlich nicht so gern, weil ich im Urlaub zugenommen hab und heut den ganzen Tag nur Joghurt, Knäckebröt und Obst gegessen habe. Aber sie hat schon eine Flasche aus dem Küchenbüfett genommen und zwei kleine Gläschen. Ich würde sie kränken, wenn ich nein sage, und für Diätikuren hat sie wohl wenig Verständnis, vermute ich und blicke auf ihre satten Rundungen.

Wie sie die Küchenschranktür wieder zu macht, fällt ein Foto herunter, das dort an der Scheibe steckte. Sie hebt es auf und reicht es mir: „Des war mei Papa“ sagt sie.

„Mei, der war ja ganz für d' SPD. Deswegen bin i dann a dazua ganga, am Papa z'liab.“

Sie schenkt mir ein. Das „Schnapsler“ ist ein ziemlich süßer Likör. Ich proste ihr zu und trink mit gespielter Genuß. Sie schaut noch immer auf das Foto und summt mit Heino mit, der nun „Ade zur guten Nacht“ singt. „Mei, bei uns war a Zusammenhalt dahoam. Bei uns war's immer schree, obwohl mir nia vui g'habt ham. Wenn da Papa hoam kema is, sama um an Tisch rumg'seessen, und da Papa hat g'sagt: dean ma Witz vazein! Und na ham ma Witz vazeit und g'sunga. Und d'Muadda is immer im Eck hint g'sessen und hat nur so grinst und hat g'sagt: mei, is bei uns heit wieda zünftig! Bei uns san a vui aus da Nachbarschaft kumma. D'Muadda hat neunzehn Jahr im Schlachthof g'arwat. Am Mittwoch is immer g'schlacht wor'n, und des ham scho alle g'wußt, da sans na allweil kumma, weils ja a Hunger g'habt ham, d'Bettl von unten und drüben d'Inge und da Peter! Mei, hat d'Muadda manchmal g'sagt, seid's es net no mehra? Na hat's og'fanga kocha: a saure Nieren, a Lüngerl, a Bries, a bachane Leber – hat a jeder was kriagt zum Sattessen. Oder wenns Fleischpflanzl gmacht hat, ganze Berge, und so a Schüssel Kartoffelsalat –.“ Sie zeigt die Ausmaße einer Waschschißsel, „und nacha hama alle g'sunga und grad lustig war's.“

Mei Vadda hat net vui vadiant. Manchmal ham ma nix g'habt. Amoi is er hoam kuma und hat nach'm Brot g'fragt. D'Muadda hat gsagt, ich hab koans, aber schau her, Kartoffel hab i kocht. Gei, war halt wieda koa Geld da zum Brot kaffa. Er hat a paar Rade mitbracht g'habt und na ham ma Rade gessen und Kartoffe dazua, und i sag da was, des hat so guad g'schmeckt! Da Pappa hat's gsagt und i a, also des war wirkle guad! Was hat der Papa hoambracht von da Brauerei? Neunzehn Mark in der Woch, später

is er na amoi auf fünfzwanzig, sechszwanzig Mark kumma. Erst wia er dann de Gäu von de Wirt g'fahrr is, es mehr worden.

Amoi hams eahm an Weihnachten mit neun Markl hoam'gschickt! D'Muada hat g'sagt: Wia soll i denn da nacha mit de Kinder – san doch a paar Feiertag!

Na is er am nächsten Tag glei in da Früah in d'Freibank nei, und da hat er grad a so a Glück g'habt, daß a schön's Stückl ogeliefert ham. Na is er hoamkema mit am ganzen Rucksack voll Fleisch. Mei ham mir a Freid g'habt! Na war Weihnachten schon gerettet. D'Muada hat's glei nei in d'Reina und in Ofa. Mei und i hab scho g'wart: gell Mama, da derf i aber zwoamoi essen? I hab doch so gern g'essen. Ja freile, dreimoi a, hats g'sagt.

Ja ja, bei uns war's wirkle schee dahoam.“

Ich hab ausgetrunken und kann ihr schon nicht mehr so bestimmtes Angebot auf ein zweites Glaserl abwehren.

Eigentlich wars gar nicht so schlecht, das „Schnapserl“, vielleicht auch nur, weil das Drumrum so gut war, bei der Genossin B.

Beim Weggehen fragt sie mich noch besorgt, ob ich auch sicher glaube, daß sie nicht raus muß aus ihrer Wohnung, wenn jetzt saniert wird im Viertel.

„I wui net weg da, i war mei ganz Leben da. I geh net weg, da müassens mi scho mit'm Bagger raushol'n!“

Es ist neun Uhr. Drei Stunden war ich unterwegs. Zwölf Mark hab ich eingenommen. Unökonomisch?

Man kann doch nicht alle Dinge einfach der Bank zur Erledigung übergeben.

Heinrich Peuckmann Taubengeschichte

Meine Großeltern wohnten am Heideweg, im ersten Stock eines kleinen Häuschens, das dem alten Walter Kruse gehörte, einem schweigsamen Junggesellen, der wie Großvater vor seiner Pensionierung auf der Zeche gearbeitet hatte. Die Wohnung meiner Großeltern bestand aus zwei Zimmern mit schrägen Wänden und einer kleinen Abstellkammer, in der die Lebensmittelvorräte aufbewahrt wurden, Einkochtes vor allem und alles, was meine Großeltern sonst noch brauchten.

Mit dem alten Kruse verband Großvater ein wortkarges, aber freundschaftliches Verhältnis; der alte Kruse hatte nichts dagegen, als Großvater ihn fragte, ob er den Boden des Stalles hinten im Garten, in dem beide ihre Deputatkohle lagerten, ausbauen dürfe zu einem Taubenschlag. Wahrscheinlich hat er nur genickt, vielleicht ein „Mach men, Wilm“ gemurmelt, und seitdem züchtete Großvater Tauben, hatte stets an die vierzig Vögel, die gurrend auf dem Stallfirst saßen, sich gelegentlich auf den Fensterbänken niederließen, wippend vor den Fenstern auf und ab liefen und mit klatschenden Flügelschlägen wieder verschwanden.

Immer wenn ich meine Großeltern besuchte, habe ich die Tauben beobachtet, vom Garten aus, wenn sie über dem Schlag ihre langgezogene Acht flogen, vom Wohnzimmerfenster aus, wenn sie aus dem Schlag kamen, aufgeregt äugten und sich mit ein paar Flügelschlägen in die Luft erhoben.

Großvater verbrachte viele Stunden auf dem Schlag, säuberte ihn, fütterte die Tiere, überlegte vielleicht, welche Vögel er im Frühjahr miteinander anpaaren sollte, um schnelle Jungvögel zu ziehen, hat wahrscheinlich Zuchtpläne über mehrere Generationen aufgestellt, wieder verworfen und neu entwickelt. Manchmal kam es vor, daß meine Eltern und ich Großvater bei unseren Besuchen gar nicht zu Gesicht bekamen, dann war irgendwas wichtiges auf dem Schlag, und Großvater ließ sich nicht stören. An den Sonntagen während der Wettflugzeit, Großvater nannte sie Reisezeit, saß er zurückgelehnt auf einer Bank vor dem Stall, schützte mit einer Hand die Augen vor der Sonne und suchte, die Mundwinkel angestrengt verzogen, den Himmel ab. Hatte er die erste Taube entdeckt, kletterte er die Leiter zum Schlag hinauf, lockte den Vogel mit beruhigenden und lobenden Worten, nahm ihm behutsam den Ring ab und drehte ihn in die Uhr. Großvaters Tauben gewannen manchmal, nicht oft zwar, aber ein paarmal in jedem Jahr fanden wir seinen Namen in der Zeitung, wenn die Ergebnisse der Flüge veröffentlicht wurden.

Mag sein, daß Großvater gerade wieder bei seinen Tauben saß, vielleicht einen weiteren Zuchtplan aufstellte oder über eine neue Futtermischung nachdachte, als ein etwa dreißigjähriger Mann, Anzug, passende Krawatte, mit zwei Papierrollen unter dem Arm durchs Gartentor trat, zuerst beim alten Kruse anschellte, und dann, nach knapp einer Stunde, auch bei meinen Großeltern anklopfte. Er sei von der Stadtverwaltung, erklärte er meiner Großmutter, nannte seinen Namen, sagte, er müsse sie mit einer wichtigen Mitteilung bekanntmachen und breitete einen Plan auf dem Tisch aus.

Großmutter hat sich den Plan sicher nur von weitem angesehen, ist den Erklärungen des jungen Mannes sicher ohne große Beteiligung gefolgt, aber als sie hörte, daß gerade hier, wo sie sich jetzt befänden, gerade hier die verbreiterte Straße herführen soll-

te, daß dies alles Sanierungsgebiet sei, und hinten in den Gärten, in Walter Kruses Garten und in denen der Nachbarn, neue moderne Häuser entstehen würden, vierstöckig, vielleicht sogar noch höher, da holte sie vorsichtshalber doch meinen Großvater. Großvater ließ sich die Pläne genau erklären, nickte, brummte, stellte Fragen, wenn er etwas nicht verstanden hatte, ließ sich beeindrucken von dem Plan auf seinem Wohnzimmertisch, von der Höhe der geplanten Häuser vielleicht oder von der Breite der neuen Straße.

Danach setzte er sich in den Sessel neben dem Tisch, sah wortlos zu, wie der junge Mann vorsichtig den Plan zusammenrollte und sah den auf sich gerichteten Blick meiner Großmutter.

„Und wo sollen wir dann hin?“ fragte er schließlich, „ich meine, hier können wir ja dann nicht bleiben.“ Der junge Mann lachte, vielleicht aus Erleichterung, weil Großvater es so ruhig aufnahm. „Nein, hier können Sie dann nicht bleiben“, sagte er und riskierte sogar einen kleinen Scherz, um diesen schwierigen Augenblick seines Auftrags zu überspielen: „Es sei denn, Sie wollen sich eine dieser Neubauwohnungen leisten“, sagte er, „die sind aber nicht ganz billig“, worüber meine Großeltern jedoch nicht lachen konnten. Großvaters lange Arbeitslosigkeit vor dem Krieg, überbrückt nur durch einige Gelegenheitsarbeiten ohne Steuerkarte, hatte sich bei der Rentenberechnung bemerkbar gemacht, und so war eine Summe herausgekommen, die gerade ausreichte für ein bescheidenes Leben mit dem Luxus der Taubenfuttereinkäufe mehrmals im Jahr und ein paar Mark Wettgeld während der Reisezeit, die Großvater am Rauchen wieder einsparte.

„In der Rosenstraße“, sagte der junge Mann, nahm den zweiten Plan und breitete auch ihn auf dem Wohnzimmertisch aus, „hier in der Rosenstraße entsteht eine neue Siedlung.“ Alles Sechsfamilienhäuser, sagte er, pro Wohnung zwei Zimmer, Küche, Bad, alles auf ehemals städtischem Gelände, da habe die Stadt Einfluß genommen auf die Mieten, die Wohnungsbaugesellschaft könne da nicht nehmen, wieviel sie wolle, um die siebzig Mark im Monat vielleicht, das seien preiswerte Wohnungen, ja fast billig. Die Stadtverwaltung beabsichtige, einen Teil der Anwohner des Heidewegs dort unterzubringen.

Mein Großvater ließ sich auch diesen Plan genau erklären, erfuhr, daß neben der Siedlung einer von diesen neuen Selbstbedienungsläden gebaut würde und meinte schließlich, er wolle das alles überdenken. Das hätte Zeit, sagte der junge Mann und rollte auch den zweiten Plan wieder zusammen, sie sollten sich das in aller Ruhe überlegen, er würde schon wiederkommen, wenn es soweit sei.

Danach geschah lange nichts mehr. Mit Walter Kruse hat Großvater sicher nur kurz über den Besuch gesprochen, vielleicht gesagt: „De Stroat soll bredder wearn, Walter, da mót vie woll umtrecken“, worauf der alte Kruse vielleicht geantwortet hat: „Es ümmer breit chenauch weast, nu is man allns te klein.“

So hatten meine Großeltern den Besuch schon fast wieder vergessen, Großvater hatte seine beste Reisezeit, denn so häufig wie nie fanden wir seinen Namen in der Zeitung, da trat der junge Mann doch wieder durchs Gartentor, verbrachte diesmal knapp zwei Stunden beim alten Kruse, kam schon am folgenden Tag in Begleitung eines älteren Herrn wieder, und drei Tage später trat der alte Kruse in seinem besten Anzug in den Hof. „Glücks bin ek de Bude loss“, rief er Großvater zum Schlag hinauf, machte sich auf den Weg zu einem Notar in die Stadt, unterschrieb einen vorbereiteten Vertrag,

sechstausend Mark und Wohnung auf Lebzeiten in einer städtischen Wohnung gegen sein Häuschen mit Garten am Heideweg und trank darauf ein paar Lagen Bier und Korn in Anton Thieles Eckkneipe.

Jedenfalls wußten wir jetzt, daß es auch für meine Großeltern Zeit wurde. Meine Eltern erkundigten sich nach möglichen Wohnungen, suchten nach Angeboten in der Zeitung, hörten sich im Bekanntenkreis um, prüften die Angebote, vergaßen dabei nicht die Rente meiner Großeltern, suchten lange, wie ich mich erinnere, und stellten fest, daß die neue Siedlung an der Rosenstraße wirklich noch am preisgünstigsten war, berücksichtigte man auch den Zustand der Wohnungen.

Damit hätte der zweite Besuch des jungen Mannes kurz darauf zu einer schnellen Einigung führen können, meine Großeltern hätten einen Mietvertrag mit der Wohnungsbaugesellschaft akzeptieren können, zu dem die Stadtverwaltung ihre Mithilfe anbot, doch Großvater hatte noch eine Frage: „Und wo soll ich dann hin mit meinen Tauben?“

„Tauben?“ fragte der junge Mann.

„Tauben“, antwortete Großvater und fügte hinzu, er habe gut vierzig davon auf dem Schlag hinten im Garten.

Von Tauben wisse er nichts, meinte der junge Mann, aber Tierzucht sei wohl problematisch, schließlich seien es Sechsfamilienhäuser, da müsse Rücksicht genommen werden auf die Nachbarn im Haus. Ja, wenn es Kanarienvögel wären oder Wellensittiche, aber so.

Die Tauben hätten Walter Kruse auch nicht gestört, entgegnete Großvater, und Tauben seien etwas anderes als Wellensittiche oder Kanarienvögel, und bevor er nichts Genaues wisse, käme ein Vertrag für ihn nicht in Frage.

Das war nun eine Antwort, die den jungen Mann erst einmal ratlos machte, jedenfalls konnte er nichts Genaues antworten, versprach aber, sich zu erkundigen, denn der Stadtverwaltung läge daran, wie er versicherte, mit allen Anwohnern des Heidewegs, auch mit den Mietern, eine zufriedenstellende Einigung zu erzielen.

Die Erklärung kam drei Tage später mit der Post. Der Brief der Stadtverwaltung enthielt einen Mietvertrag der Wohnungsbaugesellschaft, auf dessen Vorderseite breit mit roter Farbe gedruckt „Muster“ stand, und auf dessen Rückseite kleingedruckt unter der Überschrift „Allgemeine Mietbestimmungen“ elf Paragraphen abgedruckt waren, von denen einer am Rand rot angestrichen war: „Die Tierhaltung in den Wohnungen unterliegt im Interesse gegenseitiger Rücksichtnahme strengen Vorschriften. Erlaubt ist die Haltung von Singvögeln, Kanarienvögeln oder Wellensittichen, jedoch nicht zum Zwecke der Zucht. Die Haltung einer Katze oder eines Hundes ist nach Absprache mit den Etagegnachbarn, Unter- und Obermietern möglich.“

Darunter stand eine handschriftliche Notiz: „Vierzehn Tage können wir Ihnen eine Wohnung freihalten. Bitte entscheiden Sie sich!“ Großmutter zeigte uns das Schreiben, als Großvater wieder einen Nachmittag auf dem Schlag verbrachte. Mein Vater hatte es gerade gelesen und an Mutter weitergereicht, als Großmutter ihn ansprach: „Walter, diese Ungewißheit kann ich nicht mehr ertragen. Hier können wir nicht bleiben, du weißt doch, wie Vater an den Tauben hängt. Was sollen wir nur machen?“ „Nun beruhige dich“, antwortete Vater, „noch haben wir ja vierzehn Tage Zeit. Wir werden eben noch einmal nach einer Wohnung für euch suchen, wo Vater seine Tauben behalten kann.“

„Vierzehn Tage müßten reichen“, sagte auch Mutter, „du wirst sehen, es wird schon alles gutgehen.“

Ich weiß nicht, ob die Antworten meine Großmutter wirklich beruhigt haben, jedenfalls lächelte sie zögernd, und als Vater ihren Arm drückte und „bestimmt“ sagte, da lächelte sie schon freundlicher, wir wandten uns ihrem Marmorkuchen zu und tranken Kaffee.

Danach begann das qualvolle Suchen, das ich sehr genau miterlebt habe. Jeden Morgen wurden die Zeitungsangebote herausgesucht, zweimal haben meine Eltern selbst ein Inserat aufgegeben, Freunde und Bekannte wurden befragt. An den Abenden wurden die Angebote geprüft und verworfen: Mal war die Wohnung zu groß, mal zu teuer, mal zu weit außerhalb der Stadt, so daß der Einkauf für meine Großeltern zu schwierig geworden wäre. Zwei Wohnungen wären geeignet gewesen, aber die Besitzer weigerten sich standhaft, neben meinen Großeltern in ihrem Haus auch noch vierzig Tauben zu beherbergen.

„Die machen nur Dreck und beschädigen das Dach. Meinen Sie, ich will in fünf Jahren das Dach neu decken lassen?“

Nach gut einer Woche wollte Vater aufgeben, aber Mutter überredete ihn, es weiter zu versuchen. Vater rief bei der Zeche an, ob in der Zechensiedlung eine Wohnung frei sei, suchte weiter in der Zeitung und inserierte zum zweitenmal. Ohne Erfolg. Nach gut zehn Tagen gab auch Mutter auf.

An einem Sonntag machten sich die beiden auf den Weg zu meinen Großeltern, wollten mich diesmal nicht mitnehmen, blieben den gesamten Nachmittag weg, kamen auch am Abend nicht zurück, und so erfuhr ich erst am folgenden Morgen, was sie besprochen hatten. „Sie ziehen zur Rosenstraße“, sagte Mutter.

„Und die Tauben?“ fragte sich.

„Werden abgeschafft.“

Danach begann jener stille Kampf, dessen ganze Verbissenheit uns erst später klar wurde.

Großmutter erzählte uns, daß Großvater nach dem Gespräch zwei Tage nicht zu seinen Tauben gegangen sei, danach aber mehr Zeit denn je auf dem Schlag verbrachte. In Großvaters Taubenverein wollte niemand die Tauben übernehmen, so gut seien sie eben auch nicht, erzählte Großvater. Und so kam es, daß seine Tauben noch immer auf dem First des Daches saßen, sich gelegentlich auf die Fensterbänke verirrten oder über dem Schlag ihre langgezogene Acht flogen, als mit der Post die Nachricht kam, daß in drei Wochen Einzugstermin in das Haus Rosenstraße acht sei.

„Wilhelm, die Tauben“, sagte meine Großmutter, worauf Großvater „Ja, ja“ brummte, auf den Schlag ging und nach einer Stunde mit drei oder vier Tauben zurückkehrte, die er an den Flügeln hielt und aus deren Hälsen das Blut tropfte. Dann geschah drei oder vier Tage nichts, bis meine Großmutter wieder drängte: „Wilhelm, die Tauben“, und weitere drei oder vier der Vögel ihr Leben ließen.

Großmutter kochte dann eine Taubensuppe, lud uns manchmal an den Wochenenden zum Essen ein oder packte meiner Mutter ein paar Tauben ein.

Ansonsten verliefen die letzten Wochen meiner Großeltern am Heideweg wie gewohnt. Großvater verbrachte seine Nachmittage bei den Tauben, säuberte den Schlag, fütterte die Tiere nach alten bewährten Rezepten und kam zwei- oder dreimal in der Woche, wenn Großmutter wieder gedrängt hatte, mit drei oder vier getöteten

Tauben vom Schlag.

Allerdings ging er jetzt manchmal in die Stadt, sagte dann zu meiner Großmutter: „Ich will mal ein bißchen in der Stadt rumgucken“, womit Großmutter sicher einverstanden war, weil sie sich von einem Gespräch mit Freunden Ablenkung für ihn versprach.

Vater schöpfte als erster Verdacht. „Großvater tötet nur seine Kröpper“, sagte er eines Tages zu uns, „ich wette, wenn sie umziehen, nimmt er seine besten Flieger in einem Käfig mit.“

Es waren zwei Käfige. Mutter und ich hatten es nicht glauben wollen, aber Großmutter Drängen in den letzten Tagen hatte nichts genutzt, und so waren am Tag des Umzugs nicht nur das Geschirr mit Papier und Holzwole sorgfältig in Kästen verpackt, die Kleidungsstücke in Körben oder Wannen verstaut, auch zwölf Tauben warteten in zwei Käfigen auf den Möbelwagen. Um die Tiere nicht zu erschrecken, durfte keiner zu nahe an die Käfige herantreten, und erst als alle Gegenstände im Möbelwagen verstaut waren, kletterte Großvater mit den Käfigen auf die Ladefläche, stellte sie links und rechts auf das alte Sofa, das zuletzt verladen worden war, setzte sich selbst in die Mitte, hielt die Käfige mit seinen Armen fest und zog so zur Rosenstraße um. Zuerst wohnten die Tauben im Schlafzimmer, standen in den beiden Käfigen neben Großvaters Bett und wurden des Nachts in die Küche gestellt.

Später zogen sie ins Badezimmer um, dann verschloß Großvater einmal am Tag Tür und Fenster und ließ seine Tauben für eine Stunde zwischen Badewanne, Spülstein und Toilette fliegen. Wenn meine Großmutter nach einer Stunde das Bad betrat, standen sie in ihren Käfigen unter dem Spülstein, und das Bad war sauber wie zuvor. Großmutter hat Großvater nicht mehr gedrängt in diesen Tagen, beschränkte sich darauf zu warten, was er machen würde und sprach auch mit uns nicht darüber. Auch wir warteten gespannt, denn so konnte es ja nicht bleiben.

Was dann geschah, haben wir nachher von Großmutter erfahren.

Nach gut einer Woche begann Großvater, jeden Morgen in die Stadt zu gehen, begann seine Spaziergänge zuerst gegen zehn Uhr, sagte dann: „Ich will mal ein bißchen in der Stadt rumgucken“, ging dann von Tag zu Tag früher, wurde immer nervöser, wie meine Großmutter feststellte, aß wenig zum Frühstück und brach zuletzt das Frühstück ab, um sich sofort auf den Weg in die Stadt zu machen.

Gewöhnlich blieb Großvater gut zwei Stunden unterwegs, an diesem Morgen kehrte er aber schon nach einer knappen Stunde zurück, bleich, mit Tränen in den Augen, antwortete nicht auf Großmutter's Fragen, was denn los sei, und schloß sich im Badezimmer ein.

Vom Flur aus konnte Großmutter die flatternden Tauben hören, und auch jetzt antwortete Großvater nicht auf ihre Fragen. Statt dessen hörte sie plötzlich aufgeregtes Gurren und klatschende Flügelschläge im Badezimmer, einen Lärm, der sekundenlang anschwellte, wieder verstummte, wieder anschwellte, bis er nach einiger Zeit wieder gänzlich verstummte.

Dann trat Großvater aus dem Badezimmer, Tränen rannen über sein Gesicht, er setzte sich einen Moment auf einen Stuhl in der Küche, zog dann seinen Mantel an, verließ die Wohnung und beantwortete erst im Treppenhaus Großmutter's besorgte Frage, wohin er denn gehe. „Zu Anton Thiele“, antwortete er.

Das Badezimmer fand meine Großmutter mit Federn übersät, den Spülstein mit Blut

bespritzt, und in der Badewanne lagen zwölf leblose Tauben. Nach gut zwei Stunden ist meine Großmutter dann zu Anton Thieles Eckkneipe gegangen, fand Großvater da allein an einem Tisch sitzend, wo er drei oder vier Bier und Korn getrunken hatte und überredete ihn, nach Hause zu kommen.

Diesmal kochte meine Großmutter keine Taubensuppe. Sie bot die Tauben den neuen Nachbarn an, packte uns ein paar ein, die wir jedoch auch weiterverschenkten. Großvaters letzte Tauben hätten uns nicht geschmeckt.

In den nächsten Tagen war Großvater nicht ansprechbar. Er saß im Wohnzimmer in seinem Sessel, schaute aus dem Fenster, besah vielleicht zum ersten Mal genau die Siedlung, in der er den Rest seines Lebens verbringen sollte, suchte vielleicht den Himmel nach Tauben ab und antwortete einsilbig auf alle Fragen.

Großmutter ließ ihm Zeit in diesen Tagen, setzte sich manchmal für eine Stunde neben ihn, strickte dann und überredete ihn erst nach drei oder vier Tagen zu diesem oder jenem, zu einem gemeinsamen Spaziergang, zu einem Einkauf oder einem Besuch bei meinen Eltern.

Lange haben wir gerätselt, was in Großvater vorgegangen war an jenem Tag, haben dieses oder jenes vermutet, aber auch Großmutter konnte es nicht erklären, und Großvater selbst sprach monatelang kein Wort von seinen Tauben.

Eines Tages, Großvater war gerade einkaufen, eine Tätigkeit, zu der ihn Großmutter von jetzt an häufiger überredete, zeigte uns Großmutter zwei Briefe, die sie zufällig in einem von Großvaters Büchern gefunden hatte. Die Briefe waren postlagernd in einem zeitlichen Abstand von vier Wochen an Großvater geschickt worden, Absender beider Briefe war die Wohnungsbaugesellschaft. Vater las sie uns vor: „Sehr geehrter Herr Schulte! Auf Ihre Anfrage vom 28. 10. müssen wir Ihnen leider mitteilen, daß es unmöglich ist, auf dem Dachboden des Hauses Rosenstraße acht einen Taubenschlag zu errichten. Dies ist auch in der von Ihnen vorgeschlagenen Größe von zwölf Quadratmetern in einer Ecke des Bodens nicht möglich, da dieser Raum als Trockenboden für die sechs Mietparteien – also auch für Sie – vorgesehen ist. Wir verstehen Ihre Sorge um Ihre Tauben, bedauern aber, Ihnen keine andere Mitteilung geben zu können. Hochachtungsvoll.“

Der zweite Brief:

„Sehr geehrter Herr Schulte! Wir bedauern, auch Ihre Anfrage vom 6. 11. abschlägig bescheiden zu müssen. Die Rasenfläche Rosenstraße acht bis zehn soll der Erholung unserer Mieter dienen. Es ist daher nicht möglich, dort einen Taubenschlag zu errichten, zumal eine Tierhaltung von unseren Mietern als Belästigung empfunden werden könnte. Auch die von Ihnen vorgeschlagene Entrichtung einer Mietgebühr stellt keine Lösung dar. Wir betrachten die Angelegenheit damit als beendet.“

Die Untersuchung des Poststempels ergab, daß Großvater diesen Brief genau an jenem Tage erhalten haben mußte, an dem er seine letzten Tauben getötet hatte. Bliebe noch hinzuzufügen, daß Großvater es zeitlebens abgelehnt hat, einen Wellensittich zu halten.

Albert Maurer
Weh mir, der ich kritisierte

Kürzlich, ein Buch
Herausnehmend aus dem Bücherschrank
Schlug ich eine Seite auf.
Ins Auge sprang mir
ein Buchstabe

Falsch gedruckt.
Genaunehmend

Berichtigte ich den Fehler.
Da erhoben ihre Stimmen die Nachbarn
Des Buchstaben
leise und übelnehmerisch

Ich hätte auch sie kritisiert.
Tief fiel die Stimme des Wortes ein
Es würde mir dies
nicht verzeihen.

Rasch unterbrach das Kapitel
Begann in tausend Ausdrücken
mich zu schelten

Ob des ihm zugefügten
großen Unrechts.
Da aber brach ein Inferno an Worten
über mich.

Hoch und hastig
sich überschlagend
schrie

Das Buch mich an:
du hast mich
entehrt!

Schnell wollte ich das Buch zurückstellen
Doch zu spät: krachend
Stürzte der Bücherschrank ein
Mich unter sich
begrabend.

Jörg Krichbaum Die Gewalt der Dinge

Herr Benrath steuert seinen Wagen in die Tiefgarage der Firma Interbau-GmbH. In den Nachrichten hört er soeben über einen weiteren Bombenanschlag. Es ist nun das zweite Mal, daß er während der morgendlichen Fahrt zur Firma von solchen schrecklichen Dingen hört. Herr Benrath ist 51 Jahre alt. Er arbeitet seit nunmehr 24 Jahren in der Firma Interbau. Während dieser Zeit hat er sich weder etwas zuschulden kommen lassen noch ist er je zu spät gekommen. Er betritt mit Herrn Heinbach den Aufzug, der sie bis zum 12. Stockwerk des Interbau-Hochhauses bringen wird. Herr Heinbach ist 36 Jahre alt. Er arbeitet seit 8 Jahren in derselben Firma. Im 3. Stock, wo neben der Aufzugstür ein Zigarettenautomat steht, hält der Aufzug. Der junge Herr Malinkrott steigt zu. Herr Malinkrott ist seit 4 Jahren in der Firma. Er war zunächst 3 Jahre lang Lehrling und ist jetzt, seit einem Jahr, Gehilfe. Der Aufzug fährt ohne Unterbrechung bis hinauf in den 12. Stock; danach fährt er sofort wieder hinunter. Unten wartet bereits Frau Pankalla, die heute, am Montag, Geburtstag hat. Sie wird 35 Jahre alt. Neben ihr wartet Fräulein Lehrbauer, die, wie Herr Malinkrott, zunächst Lehrling in der Firma war und jetzt, seit einem halben Jahr, Gehilfin ist. Noch während Frau Pankalla den Sitz ihres Rockes überprüft, hält der Aufzug. Die beiden Frauen steigen ein und fahren ebenfalls hinauf in den 12. Stock. In diesem Abschnitt des Gebäudes befinden sich die technischen Büros und der Zeichensaal. Die beiden Frauen verlassen den Aufzug und gehen nach rechts, durch die Schwingtür, in den Zeichensaal, wo die drei Männer, Herr Benrath, Herr Heinbach und Herr Malinkrott bereits an ihren Tischen sitzen. Die Männer reden über die Verwüstungen, die der Bombenanschlag in der Innenstadt angerichtet hat. Kaum haben die beiden Frauen an ihren Tischen Platz genommen, unterbricht Herr Benrath das Gespräch; er erhebt sich und ruft laut: „Herzlichen Glückwunsch!“ Nacheinander sagen Herr Heinbach, Fräulein Lehrbauer und Herr Malinkrott ebenfalls: „Herzlichen Glückwunsch.“ Frau Pankalla bedankt sich verlegen, schaut kurz auf die Uhr über der Schwingtür und beginnt mit der Arbeit. Obwohl es in der Firma Interbau seit fast drei Jahren gleitende Arbeitszeit gibt, beginnen die fünf genannten Personen pünktlich um 8.00 Uhr mit ihrer Arbeit. Sie verstehen sich als ein Team. Die Sauberkeit ihrer technischen Zeichnungen und die pünktliche Erledigung aller bisher angefallenen Arbeiten werden von der Firmenleitung als vorbildlich hingestellt. Die Firmenleitung hat ihre Räume im 13. Stockwerk, wo sich auch die Terrasse und eine Cafeteria befinden. Auf Herrn Benraths Tisch liegt, neben dem Telefon, ein Stück Wurzelholz, das man entweder für eine knieende Frau oder für eine halbgeöffnete Hand halten kann. Frau Pankalla findet das Holz häßlich, außerdem, so behauptet sie, rieche es schlecht. Auch mit Herrn Benraths Krawatte ist Frau Pankalla nicht einverstanden; sie stimmt mit Fräulein Lehrbauer darin überein, daß die Krawatten zu bunt und zu grobgemustert sind. Fräulein Lehrbauer deutet auf die geschmackvolle Krawatte des Herrn Malinkrott. Herr Malinkrott betont jedoch, die Krawatte mit den aufgestickten griechischen Buchstaben nicht allein gekauft zu haben, worauf ihn Fräulein Lehrbauer schnippisch ansieht. Zu Herrn Heinbach haben fast alle ein distanziertes Verhältnis.

Jörg Krichbaum: Die Gewalt der Dinge

Sie bezeichnen ihn als hochmütig und führen dies auf sein, wenn auch abgebrochenes Studium zurück. Herr Heinbach charakterisiert Frau Pankalla als herrschsüchtiges Wesen, die gerne anstelle von Herrn Benrath die Abteilung leiten würde. Frau Pankalla weiß allerdings nichts von diesen Vorwürfen. Herr Malinkrott nennt Frau Pankalla eine „leckere Putte“. Herr Benrath mag solche Ausdrücke nicht, weiß aber, was Herr Malinkrott damit meint; als Abteilungsleiter glaubt er, sich keine deutlicheren Annäherungen erlauben zu können. Fräulein Lehrbauer zweifelt an der fachlichen Qualifikation Frau Pankallas und belegt ihren Vorwurf mit dem Hinweis auf die unzähligen Korrekturen, die sie an Frau Pankallas Zeichnungen vornehmen müsse. Frau Pankalla äußert wiederholt den Verdacht, daß Fräulein Lehrbauer sich nur in den Vordergrund spielen möchte, es nicht nur auf Herrn Malinkrott abgesehen habe, sondern auch auf Herrn Heinbach. Herr Benrath schätzt die Akkuratess von Fräulein Lehrbauer und ihre eleganten Bewegungen, die ihm, sonderbarerweise, Vertrauen einflößen. Herr Malinkrott fühlt sich tatsächlich zu Fräulein Lehrbauer hingezogen, vermutet aber, gegenüber dem älteren Herrn Heinbach keine Chancen zu haben, außerdem stört er sich ein wenig an ihrer Pingeligkeit und dem sie immer umgebenden Parfumdüft. Herr Heinbach äußert sich dazu nicht. Ihn verbindet eine langjährige Freundschaft mit Herrn Benrath; Fräulein Lehrbauer kommt ihm reichlich naiv und arbeitseifrig vor, er möchte ihren Blicken immer ausweichen. Von Herrn Heinbach sagt Herr Benrath, daß er der Kopf des Teams sei, wenn er noch ein bißchen umgänglicher wäre, so könnte aus ihm mal eine ideale Führungskraft werden. Fräulein Lehrbauer genießt den Widerstand, den sie bei Herrn Heinbach vermutet. Herr Malinkrott ist von Herrn Heinbachs Ideen fasziniert; er fürchtet ihn zwar als potentiellen Rivalen, erkennt aber seine fachliche Qualifikation an. Frau Pankalla stört es, daß Herr Heinbach selten den Mund aufmacht. Wenn Herr Heinbach aber den Mund aufmacht, achtet sie immer auf irgendwelche Anspielungen in seinen Worten. Insgeheim bewundert sie ihn; Herr Heinbach ist die einzige Person im Team, die sie wirklich verletzen könnte. Auf Anraten Herrn Heinbachs und Frau Pankallas ist vor wenigen Monaten ein Kofferradio für die Abteilung gekauft worden. Das Kofferradio steht auf dem Tisch des Herrn Malinkrott. Jeden Tag werden, vor und nach dem Mittagessen, je 60 Minuten Musik und je 5 Minuten Nachrichten gehört.

Um 11.20 Uhr stellt Herr Benrath das Radio an. Es läuft die Sendung „Melodie nach Wunsch“. Er stellt das Radio etwas lauter als sonst und bittet Frau Pankalla, acht zu geben. Endlich, um 11.45 übermittelt der Rundfunksprecher die Geburtstagsglückwünsche der Arbeitskollegen an Frau Pankalla; dann ist ihre Lieblingsplatte zu hören. Frau Pankalla wird sehr unsicher. Herr Benrath geht zu ihr an den Zeichentisch und überreicht ihr das von allen gekaufte Geschenk. Obwohl sie weiß, was ihr geschenkt wird, ist sie sichtlich gerührt. Herr Benrath beugt sich zu Frau Pankalla hinunter und gibt ihr einen freundschaftlichen Kuß fast auf den Mundwinkel. Frau Pankalla scheint es, als ob Herr Heinbach sich pikiert abwenden würde. Sie steht auf, geht zu ihm hin und bedankt sich überschwänglich für das schöne Geburtstagspräsent. Dann dankt sie auch den anderen, und um keinen falschen Eindruck zu erwecken, schüttelt sie jedem die Hand. Auf einmal kommt eine Rundfunkdurchsage. Während Frau Pankalla an ihren Tisch zurückgeht, um die bereitgestellte Flasche Cognac und die Gläser zu holen, teilt der Sprecher mit, daß man gegen 11.00 Uhr einen weiteren Bombenanschlag, diesmal auf ein Kaufhaus, verübt habe und daß vor einer halben Stunde zwischen den

Ortschaften Stregenau und Wilbern ein Waldbrand ausgebrochen sei. Erschrocken bleibt Frau Pankalla stehen. Sie erklärt den anderen, daß sie sofort telefonieren müsse. In größter Eile verläßt sie den Zeichensaal und geht hinauf zum Telefon in der Cafeteria.

Kurz nach Feierabend fährt Frau Pankalla hinaus nach Wilbern. In Wilbern lebt ihre Mutter, die sie bis heute noch nicht hatte überreden können, mit in die Stadt zu ziehen. Vor der Ortseinfahrt nach Wilbern, einem kleinen Dorf in der Nähe von Sprakensehl, wird sie von einem Feuerwehrmann angehalten und auf eine Seitenstraße geleitet. Im Hintergrund erkennt sie eine langgestreckte Front von dunkel aufsteigenden Rauchwolken. Sie parkt den Wagen auf der Böschung. Ein paar Wagen weiter entdeckt sie den dunkelgrünen VW von Herrn Heinbach. Sie steigt aus, schaut sich verunsichernd um, kann aber Herrn Heinbach nirgends ausfindig machen. Schließlich geht sie auf dem kürzesten Weg zur Kupfergasse, wo ihre Mutter wohnt. Ihre Mutter ist nicht da. Sie geht zurück zu ihrem Wagen, in der Hoffnung, unterwegs auf Herrn Heinbach zu stoßen. Auf halbem Wege jedoch trifft sie ihre Mutter, die, noch mit umgebundener Schürze, hinausgelaufen war, um den Löscharbeiten zuzusehen. Sie wechseln ein paar Worte und umarmen sich dann. Die Mutter erklärt der Tochter, daß die Feuerwehrmänner ganze Arbeit leisten würden und daß es für das Dorf keine Gefahr mehr gäbe. Die Mutter begleitet ihre Tochter zum Wagen und verabschiedet sich von ihr. Aus den Augenwinkeln sieht Frau Pankalla den grünen VW davonfahren. Ein bißchen enttäuscht setzt sich Frau Pankalla in ihren Wagen und fährt zurück in die Stadt. Sie fährt zu den Tennisplätzen in der Nähe des Stadions und spielt eine Stunde, um auf andere Gedanken zu kommen. Dann fährt sie nach Hause. Sie kommt dort gerade noch rechtzeitig zur Tagesschau an. Sie verfolgt den knappen Bericht über den ersten großen Waldbrand in diesem Jahr, der mit der Beteuerung schließt, daß man das Feuer schon in den nächsten Stunden unter Kontrolle bekommen wenn nicht sogar gänzlich löschen werde. Am nächsten Tag herrscht im Zeichensaal eine etwas gespannte Atmosphäre, und es stellt sich heraus, daß auch Herr Benrath zur Unglücksstelle nach Wilbern hinausgefahren war, um dort den Brand mit eigenen Augen zu sehen.

In der letzten Juni-Woche hört Herr Malinkrott in den 4.00-Uhr-Nachrichten von einem weiteren Bombenanschlag auf die Bahnhofsvorhalle und von einer Massenkarambolage auf der Autobahn Hannover-Braunschweig. Er verläßt sofort seinen Arbeitsplatz mit der Begründung, noch zum Technischen Überwachungsverein zu müssen. Gegen 4.15 verlassen auch Fräulein Lehrbauer, Herr Heinbach, Frau Pankalla und Herr Benrath ihre Arbeitsplätze, weil sie noch dringende Einkäufe zu tätigen hätten. Herr Malinkrott fährt Richtung Braunschweig. Von dort fährt er auf der Gegenfahrbahn der Autobahn wieder zurück Richtung Hannover bis zur Unfallstelle. Er versucht an einem der bereits überfüllten Parkplätze zu halten, wird aber von der Polizei wieder auf die Fahrbahn zurückgewinkt und zur Weiterfahrt aufgefordert. Er fährt an den ersten ineinander verkeilten Autos vorbei. In einigen Abständen stehen Krankenwagen und Abschleppfahrzeuge zwischen den zur Seite geschobenen Autotowers. Herr Malinkrott sieht, wie man aus einigen Blechtrümmern die Verwundeten herauszieht. Wagen auf Wagen haben sich ineinandergebohrt. Herr Malinkrott drosselt sein Tempo etwas. Plötzlich entdeckt er auch einen Motorradfahrer, der, ungewöhnlich verrenkt, zwischen der Stoßstange eines Kleintransporters und dem Kof-

ferraum eines flachen Sportwagens eingeklemmt ist. Herr Malinkrott fährt mit angehaltenem Atem weiter. Er sieht, daß die Kolonne von zerstörtem Blech sich bis zum Berg hinauf erstreckt. Er sieht das auslaufende Öl, die zerborstenen Scheiben, hieldampfende und brennende Kühler. Er sieht, während er immer langsamer weiterfährt, die erschrockenen Gesichter der noch nicht ausgestiegenen Wageninsassen. Allmählich erreicht er das Ende dieser unglaublich langen Unglücksschlange, die starr, mit ihrem Ende nach oben gebogen, dort liegt. Verwundert muß er mit ansehen, wie die über die Bergkuppe heranrasenden Wagen nicht mehr rechtzeitig bremsen können und sich, in grotesker Auflehnung gegen die Physik, in den jeweils letzten Blechkumpen bohren. Herr Malinkrott gibt instinktiv etwas Gas, schaut in den Rückspiegel und schwenkt wieder auf die rechte Fahrbahn, um den herankommenden Wagen vorbeizulassen. Zu seiner großen Bestürzung erkennt er in den Personen dieses Wagens seine vier Arbeitskollegen. Am nächsten Tag herrscht im Zeichensaal eine gespannte Atmosphäre. Man wechselt nur ein paar Worte, die aber allesamt einen neuen Grad von Vertrautheit zu haben scheinen.

Seit dem 1. August läuft das Radio nun ohne Unterbrechung vom Beginn bis zum Ende der Arbeitszeit. Am 4. August, dem 25jährigen Dienstjubiläum des Herrn Benrath, kommt durch den Rundfunk die Nachricht, daß die unbekannten Täter nun auch das Gebäude der Oberpostdirektion in die Luft gesprengt hätten und daß es am Rande des internationalen Sportfestes in Hannover zu einer Schießerei zwischen Terroristen und Polizei gekommen sei. Den Terroristen sei es jedoch gelungen, eine Anzahl von Sportlern als Geiseln zu nehmen. Jetzt würden sie nach einem Flugzeug oder Hubschrauber verlangen. Man erwarte, daß die hiesige Polizei auf die Forderungen der Terroristen eingehen werde. Ohne die weiteren Nachrichten abzuwarten, legt das Team des Zeichensaals die Arbeit nieder. Bei der gemeinsamen Fahrt im Aufzug nach unten wird beschlossen, mit dem kleinen Mercedes von Herrn Benrath zu fahren, da dessen Wagen fünf Personen ausreichend Platz bieten würde. Da Herr Benrath sich in Hannover sehr gut auskennt, findet man schnell den Weg zum Stadion. Sie stellen den Wagen in der Stresemannstraße ab und eilen hinüber zu den Tennisplätzen. Dort steht bereits ein aufgetanker Hubschrauber. Leider können sie die von Bereitschaftspolizisten gebildete Absperrung nicht durchdringen. Sie erkennen aber eine Reihe von Scharfschützen auf den Dächern der umliegenden Häuser und eine auf den Hubschrauber gerichtete Feldhaubitze. In diesem Augenblick sieht man, wie der Hubschrauber sich vom Boden erhebt und gleichzeitig ein schrilles Geknatter von Gewehrschüssen einsetzt. Der Hubschrauber kippt vornüber, explodiert und schleudert eine Unzahl von kleinen, brennenden Metallteilen durch die Luft. Die Köpfe der vor ihnen stehenden Zuschauer ducken sich. Eine weitere Detonation ist zu hören. Ein herumwirbelndes Rotorblatt zerfetzt den Mannschaftswagen der Bereitschaftspolizei und setzt ihn in Brand. Die Kunststoffbeschichtung des Tennisplatzes fängt ebenfalls Feuer. Aus dem Hubschrauber taumeln einige brennende Personen. Herr Benrath kann das nicht mehr mit ansehen. Er drängt seine Arbeitskollegen, mit ihm diesen Ort des Grauens sofort zu verlassen. Sie gehen schließlich in die nahegelegene Gastwirtschaft und bestellen, noch ganz benommen und erschüttert, etwas zu trinken. 20 Minuten später sehen sie im Fernsehapparat neben der Theke den Bericht über die Geiselnahme. Es wird betont, daß alle Terroristen ums Leben gekommen seien, es gälte aber auch das Leben mehrerer Geiseln zu beklagen; unter ihnen habe sich neben einem

Bantamboxer auch ein Delphinschwimmer befunden. Am nächsten Tage herrscht im Zeichensaal eine sehr gespannte Atmosphäre. Der Vorfall vom Vortag wird nicht mehr erwähnt. Es geht einzig und allein um die schnelle Fertigstellung mehrerer Zeichnungen für ein Hochbauprojekt in der Calsow-Straße.

Zwei Wochen darauf kommt nach der Mittagspause der Bericht von einem neuen, verheerenden Bombenanschlag in der Innenstadt und die Nachricht vom Bruch des Elbe-Seiten-Kanals: mehrere Millionen Tonnen Wasser ergössen sich über das in unmittelbarer Nähe liegende Land. Ganze Kuhherden hätte es von den Weiden geschwemmt, Bundesstraßen weggewischt, Eisenbahnschienen auseinandergerissen, fünf Ortschaften seien nicht mehr zu evakuieren gewesen, und die Wasserflut sei nicht mehr aufzuhalten. Um 2.15 Uhr berichten die Rundfunkkommentare, daß die anstürmenden Wassermassen ein riesiges Öllager zerstört, 67 Getreidesilos vernichtet und etwa 3500 fertige und zur Ausfuhr bestimmte Traktoren vom Werksgelände einer bekannten Landmaschinenfabrik gespült hätten. Der Schaden an Menschen und Material sei noch nicht abzusehen. In ungewöhnliche Aufregung versetzt, eilen, Herr Heinbach voran, die fünf technischen Zeichner und Zeichnerinnen zum Aufzug. Unten angekommen, stürzen sie hinaus auf den Parkplatz zum Wagen Herrn Benraths und fahren, den kürzesten Weg nehmend, hinaus nach Sprakensehl. Schon auf halbem Weg werden sie von schnelleren und wagemutigeren Interessierten überholt. Als sie schließlich kurz vor Sprakensehl am Straßenrand halten müssen, bietet sich ihren Augen ein vergleichsweise farbloses Bild. Herr Malinkrott, der seinen Arm schützend über die Schulter Fräulein Lehrbauers gelegt hat, kennt die Gegend recht gut. Er führt das Team auf eine kleine mit Birken bepflanzte Anhöhe links neben der Ortschaft Sprakensehl. Er weist mit seiner ausgestreckten Hand auf das riesige, restlos überschwemmte Tal, das man von hier aus wirklich gut überblicken kann. Dächer von Häusern treiben auf der Wasseroberfläche, Tierleiber, Holzgeräte und andere schwer sinkbare Sachen. Mehrere weiße Leuchtraketen werden irgendwo in die Luft geschossen. Zwischen den Baumwipfeln sieht man kleine, olivgrüne Militärboote, mit undefinierbaren Dingen an Bord, umherkurven. Zwei Helicopter kreisen links und rechts über der Szene. Auf der rechts liegenden Anhöhe erkennt man eine Kolonne von Bergepanzern der Bundeswehr, die sich behutsam einen Weg durch das Heer der Schaulustigen bahnen. Frau Pankalla bemerkt, daß sie wohl die einzigen seien, die von einer derart bevorzugten Stelle auf das Chaos herabschauen könnten. Man hätte vielleicht Ferngläser mitnehmen sollen, gibt Herr Benrath zu bedenken und schaut angestrengt zur Zuschauergruppe auf der anderen Seite des unnatürlichen Sees hinüber. Allerdings, so erklärt Herr Heinbach, sieht alles längst nicht so schlimm aus, wie es eigentlich sei, Feldstecher würden da auch nicht helfen.

Und Herr Malinkrott fügt ein, daß dort, links, wo sich jetzt diese Menschentraube befände, am Fuße jener Erhebung normalerweise einer der größten Aussiedlerhöfe Niedersachsens zu sehen sei. Eine halbe Stunde später sitzen die Arbeitskollegen wieder im Wagen und fahren nach Hause. Sie reden ein wenig über die schrecklichen Ereignisse der letzten Zeit. Man ist sich einig darüber, daß Überschwemmungen, Feuersbrünste und Explosionen zum Teil schmerzhaft Verheerungen anrichten können. Gegen 21.00 Uhr verabschiedet sich Herr Benrath von seinen Kollegen. Frau Pankalla geht mit Herrn Heinbach in die Interbau-Tiefgarage. Dort fragt sie ihn, ob sie mit ihm fahren dürfe, da sie zu aufgeregt sei, um im eigenen Wagen nach Hause zu fahren.

Herr Malinkrott fährt noch einmal mit Fräulein Lehrbauer hinauf in den 12. Stock, da sie dort noch ihre Hausschlüssel liegen habe. Nach einer halben Stunde hören beide, wie Frau Pankalla und Herr Heinbach aus dem Aufzug kommen und leise miteinander tuschelnd in der Cafeteria verschwinden. Fräulein Lehrbauer bittet Herrn Malinkrott, doch ein bißchen schöne Musik zu suchen. Herr Benrath sitzt im Wohnzimmer und sieht die Spätausgabe der Tagesschau. Er weiß, daß seine beiden „Pärchen“, wie er sie im Stillen nennt, aus ganz bestimmten Gründen nicht wie er nach Hause gefahren sind, sondern sich nun entweder im Zeichensaal des 12. Stockwerks oder oben in der Cafeteria befinden. Er schaltet den Fernseher aus, geht hinaus zum Wagen und fährt los. Er fährt ohne Eile hinaus zum Interbau-Hochhaus. Er parkt den Wagen, etwa 300 Meter vom Eingang entfernt, im Schatten einer hochgewachsenen Ahornhecke. Herr Benrath steigt langsam aus dem Wagen. Er reckt sich und atmet die würzige Abendluft ein. Er lehnt sich an den vorderen Kotflügel und schaut, fast ein wenig ratlos, hinauf zu den dunklen, glänzenden Fenstern der Cafeteria und des Zeichensaals.

Albert Maurer
Weh mir, der ich kritisierte

ich will-der sage
wies geht
was mer mit uns
macht

z erst kriege-mer
e stink-fabrik
vor d nas
wo mer friäger
ufs gebirg
gsähne het
het-mer jetz
ussicht uf wohlstand
d landschaft kriege-mer
per farbferseh gliefert
zuem schnuufe
fahre-mer
in de schwarzwald

derno gits
e verwaltungsreform
daß mer
no besser verwaltet wäre
un no winiger
z sage hän
e federstrich langt scho
sin-mer
e niemeds
lotterstadt 17
dankscheen

derno hänsie
d bahn stilllegt
s dät sich
nim rändire
un lastwage
wott mer nit verbiete
wege de marktwirtschaft
s dorf wurd iikreist
vun stroße
immer wieder kummt
e minischder

schniid s bände durch
e stick meh
richtung abgrund
es lebe die freie marktwirtschaft
un wemmer
vor gstank verrecke

derno hän sie
flurbereinigt un uns
de weiße riese gschickt
mim große plan
der isch mit
de kleine biirle
scho fertig wore
alles isch blaniert wore
alles abgholzt
wie d sahara
d landschaft
kann sich jo
nit wehre

derno sin
d herre kumme
us de stadt
hän uf de letzte berg
wo mer no
het kinne spaziere geh
bungalos hüübäbt
de stadtrat
het s käppli zoge
un mir luege
uf kahler rase
un mondarchitektur
un in de mond
dezue

Josef Haslinger
Die Geschichte des O.

Ich bin überzeugt, daß sich die Geschichte so zugetragen hat und noch jederzeit so zu trägt. Da ich mich jedoch vielfach nur auf Aussagen anderer verlassen kann und keinerlei Beweise in der Hand habe, sind die Figuren als erfunden zu betrachten. Als wichtigste Informationsgeber sind zu nennen: Betroffene Personen, ORF, Profil und verschiedene Journalisten.

Mutter O. putzt in einem Gemeindebau in Kaisermühlen die Hoffenster. Ihr Sohn, der sechzehnjährige Rauchfangkehrerlehrling O., mußte schon längst zu Hause sein. Sie kann sich nicht daran gewöhnen, daß er in letzter Zeit immer länger ausbleibt. Manchmal hätte es Mutter O. lieber, wenn sie in Ottakring geblieben wären, wo der Bub die ersten Volksschulklassen besucht hat. Zwar war die Wohnung das schlimmste Loch – sie haben zu sechst nur zwei Zimmer gehabt und nicht weniger Miete bezahlt als jetzt in der Hausmeisterwohnung – aber der Bub hatte wenigstens einen besseren Umgang. Schlimm war er schon immer. Er machte mit seinen älteren Brüdern überall mit, aber er hatte den Johnny wenigstens noch nicht. Seit er den hier in Kaisermühlen kennengelernt hat, bekomme ich ihn kaum mehr zu Gesicht. Es ist ja abnormal, daß ein Sechzehnjähriger schon Kettenraucher ist.

O. kommt erst spät heim. Der Vater, von Beruf Maschinenschweißer, will gerade zu Bett gehen. Er ist fast sechzig Jahre alt. Die Arbeit wird ihm langsam zu viel. Die Mutter sitzt in der Küche und wartet auf ihren Sohn mit dem Abendessen. Es gibt, was O. von Kindheit auf fast jeden Abend bekam, Grieskoch. Die Familie ist bitterarm. Der Bub verdient zwar seit einem Jahr, aber das bißchen, was ein Lehrling bekommt, verbraucht O. bei seinen Wirtshaustouren mit Johnny.

Etwas beschwipst torkelt er bei der Küchentür herein, in der Hand ein kleines rotes Schachterl. Schau, was ich da habe! Darinnen liegt ein goldener Boxhandschuh. Hast du das gestohlen? Nein, das habe ich gewonnen, beim Boxen. Was, du boxt? Bub, tu das nicht, ich will das nicht.

Der Vater kommt herein. Er ist der einzige in der Familie, der weiß, daß O. seit seinem zwölften Lebensjahr boxt. Laß ihn doch, er verdient sein Geld und ist groß genug, um zu machen, was er will.

O. ist heute nach Feierabend österreichischer Jugendmeister im Amateurboxen geworden. Johnny organisierte anschließend eine Siegesfeier.

O. wird das erste Mal auf Schultern getragen. Die Augen seines Betreuers glänzen vor Freude. Er hat keinen unmittelbaren Vorteil davon. Für ihn ist es eine Ehrensache, den anwesenden Profimanagern seinen Schützling O. als neuen österreichischen Meister präsentieren zu können. Johnny, der aufgrund seines Alters nicht mehr bei den Junioren boxen kann, hat bei der Meisterschaft ebenfalls gut abgeschnitten. Um den Meistertitel von O. anständig feiern zu können, hat er das Extrazimmer eines Gasthauses gemietet, das er mit O. schon oft besucht hat.

Bei der Siegesfeier sitzt er neben dem Profimanager M., der später erzählen wird, er habe sofort erkannt, was für eine Kampfmaschine dieser O. ist. Was Manager M. von Johnny denkt, und warum er zuerst diesen für seine Geschäfte anwirbt, wird er nie

erzählen, weil Johnny bei weitem kein so berühmter Boxer werden wird wie O. Manager M. spendiert eine Runde. Johnny geht mit seinem Glas zu O. herüber und gratuliert ihm noch einmal. Der schwelgt heute ganz im Freudentaumel. Er weiß, was er Johnny zu verdanken hat, denn der hat ihn überhaupt erst zum Boxen gebracht. Durch ihn steht er heute im Mittelpunkt der Runde. Bisher war das nicht der Fall, weder in der Schule – er war ein schlechter Schüler – noch bei seinen Freunden in Lokalen, wo er große Schwierigkeiten hatte, mit anderen, die er nicht kannte, zu reden. Er beneidet Burschen, die sofort mit Mädchen an anderen Tischen blödeln und die schließlich auch mit ihnen ins Bett gehen. Johnny ist so einer, der kann das. Er, der fünf Jahre älter ist als O., brachte es auch zuwege, O. in seinen ersten Film mit Jugendverbot zu schwindeln, ihm sein erstes Mädchen zu vermitteln, und ihn zum Boxklub Schwarz-Weiß zu bringen, wo er selbst boxte.

Johnny eröffnet O. einen neuen Plan. Wir werden Profiboxer. O. weiß damit zunächst wenig anzufangen. Der M. nimmt uns. Er sagt, in dir steckt viel drinnen. Wie soll O. plötzlich solche Dinge entscheiden, wenn seine Entscheidungen nie gefragt waren.

Die Eltern sind dagegen. Mutter O. will nicht, daß er überhaupt boxt, Vater O. will nicht, daß er Profi wird. Denk ans Neujahrsgeld, da haut dich keiner und du kriegst auch ein paar Tausender.

O. gehorcht seinem Vorbild Johnny und wird Profiboxer.

Manager M. hat sich nicht verkalkuliert. Er wußte, an wen er sich zu wenden hat, wenn er O. in seinen Boxstall aufnehmen will.

Das Wort Boxstall klingt wie Pferdestall, Kuhstall oder Saustall. Der Besitzer eines Kuh- oder Saustalls hält seine Tiere, um an ihrem Verkauf Geld zu verdienen.

Der Besitzer eines Pferdestalls trainiert seine Tiere, um an ihrem Wettkampf Geld zu verdienen.

Der neue Profiboxer O. wird von Manager M. auf einer Pressekonferenz vorgestellt. Weder er noch seine Mutter wissen, wie so etwas vor sich geht. Darüber, was er anziehen soll, braucht sich O. keine Sorgen zu machen, denn er besitzt nur einen Anzug, ein weißes Hemd und eine Krawatte. Das erste Mal trägt er seinen Sonntagsanzug an einem gewöhnlichen Wochentag.

Seine Aufregung war unnötig, weil kein Mensch von ihm verlangt, irgendetwas zu sagen. Er muß nur neben seinem Manager sitzen, der ihm gelegentlich mit der Hand auf die Schulter schlägt. Dabei erklärt Manager M. den anwesenden Journalisten, welch ungeheures Boxtalent sie hier vor sich haben. Er wird der größte österreichische Boxer seit langem werden.

Am 30. Juli 1965 steigt O. als Profiboxer in den Wiener Märzring. Manager M. hat aus ihm schon längst einen Nichtraucher gemacht. Auch sonst hat sich O. verändert. Sein ehemaliger Amateurtrainer erkennt den Boxstil nicht wieder. O. war nämlich, wie neunzig Prozent der Boxer, ein gewöhnlicher Linksausleger, das heißt, die Linke ist als sponderende Hand vorne und die stärkere Rechte ist die Schlaghand. Die härtesten Schläger aber und die unangenehmsten Gegner sind die Rechtsausleger. Diesem Umstand Rechnung tragend, beschloß Manager M., O. in einem mühsamen und harten

Training umzupolen. So steht O. in seinem ersten Profiboxkampf als angezüchteter Rechtsausleger dem italienischen Aufbauegner Mario Buzo gegenüber und gewinnt durch k. o. Das Publikum ist beim Profidebüt des unbekannten O. sehr spärlich vertreten. Vater O. konnte die Mutter nicht überreden mitzukommen. Ihr tut der Bub viel zu leid. Sie wird sich keinen einzigen Boxkampf ihres Sohnes ansehen. O. verdient an seinem ersten Profikampf ganze 380,- Schilling. Er bleibt noch zwei Jahre Rauchfangkehrer, bis er die Chance hat, beim Boxen mehr Geld zu verdienen.

Manager M. kennt das Geschäft des Faustkampfes: Um einen Boxer zum finanziellen Erfolg und an die Spitze zu bringen, muß man ihn über fünfzehn bis zwanzig Flaschen hinwegführen. Flaschen sind Boxer, denen nie gesagt wird, daß sie nur dazu da sind, um zu verlieren, als Aufbauegner für die richtigen Boxer. Es wird ihnen immer wieder eingeredet, daß ihre Karriere bald beginnt, daß sie nur bisher Pech gehabt haben. In Wirklichkeit haben sie bereits eine weichgeschlagene Birne und werden immer schlechter.

Manager M. gelingt es, dem gutmütigen und schüchternen Burschen die Logik seines neuen Berufes klar zu machen. Je aggressiver du bist, je mehr du deinen Gegner vernichten willst, desto mehr Chancen hast du, zu gewinnen. Davon hängt es ab, ob du ein gutes Leben führen wirst, oder ob du am Hungertuch nagst. Es ist die einzige Möglichkeit, die du hast, zu etwas mehr Wohlstand zu kommen als der Durchschnittsmensch. Was hast du bis jetzt bei deinen Boxkämpfen verdient? Soviel wie gar nichts. Aber jetzt kann deine Karriere beginnen, wenn du nur die richtige Einstellung dazu hast.

Ich glaube, ein jeder Boxer, der hungrig ist, ist hart, wird O. später rückblickend seine damalige Situation einschätzen.

Ich besuche O. in seinem Gasthaus in der Goldschlagstraße. Seine Boxkarriere ist schon fünf Jahre vorbei. Reicher ist er nur an Erfahrung geworden, finanziell ist er mindestens wieder so arm wie damals, als er Profiboxer wurde.

Er ist sehr zuvorkommend und bedient mich, kaum daß ich mich niedergesetzt habe. Ich erzähle ihm, daß ich seine Geschichte schreiben will. Er hat Angst: Bitte leg mich nicht rein. Als ich es ihm versprochen habe, ist er bereit, meine Fragen zu beantworten. Ich bin enttäuscht worden, sagt er, nicht nur menschlich, auch finanziell.

An seine Karriere erinnern ihn die vielen Bilder an der Wand, sowie seine finanzielle Situation.

Ich habe geglaubt, das Geld, das ich kriege, das gehört mir. Normalerweise zieht ja die Steuern der Manager ab. Ich habe heute noch 200 000 Schilling Schulden und weiß nicht warum. O. steht täglich von früh bis in die Nacht hinter der Schank, oft sechzehn Stunden am Tag. Monatlich zahlt er siebentausend Schilling ab. „Ich stehe fast umsonst da. Ich lebe von der Hand in den Mund.“

Zeitweise wird ihm das Telefon abgestellt, weil er es nicht bezahlen kann.

Ein neuer Gast kommt herein. Gib mir ein Vierterl.

Ob es ruhig ist hier? Mein Wirtshaus ist friedlich. Manchmal kommt etwas vor, aber Sie wissen ja, wie das ist. Wenn ein paar Besoffene hereinkommen und zu randalieren beginnen, muß ich sie halt irgendwie hinausweisen. Aber sonst ist es recht ruhig hier.

Als wir das Interview beendet haben, will ich zahlen. O. läßt es aber nicht zu. Man muß ihm, wird mir ein Journalist sagen, dem Ähnliches passiert ist, das Geld einfach irgendwohin legen und dann gehen.

Das harte Training wirkt sich aus, denn O. wird ein immer besserer Boxer. Ich war ein Techniker, aber nicht nur; einen Schlag habe ich auch gehabt. Es hat alles zusammengepaßt.

Er wird von M. gut gemanagt, das heißt, O. braucht sich um nichts zu kümmern, weil der Manager alles in die Hand genommen hat. Er hat auch O. in der Hand. Wer glaubt, ein Boxer wie O. würde sich den Kopf darüber zerbrechen, zu welcher Zeit welcher Gegner für ihn angemessen ist, der hat sich getäuscht.

O. erscheint morgens beim Training. Manager M. tritt ihm entgegen: Dein nächster Gegner ist Conny Rudhof.

Wann boxen wir? Du boxt am 6. Juni 1967 in der Stadthalle. Was krieg ich? Der Manager nennt ihm die exakte Summe.

O. weiß, er darf jetzt keine weitere Frage stellen, er muß unbedingtes Vertrauen zu Manager M. haben, denn erstens, sagt Manager M., ist das Vertrauen die beste Grundlage unseres Verhältnisses – du mußt mich betrachten als deinen Vater –, und zweitens bin ich der Mann, der dich zum Erfolg führt.

Wie hoch die Originalbörsen für diesen Kampf sind, wird O. nie erfahren. Er wird auch nie wissen, wie hoch der Manageranteil ist. Er wird eine bestimmte Summe auf die Hand bekommen und wird meinen, das alles gehöre ihm.

O. hat alle Flaschen und ernsteren Aufbauegner besiegt, was seinen Wert hebt, und er beginnt auch bald, Wert auf sein Äußeres zu legen. Früher war ihm das eher egal. Er steht in seinem dreizehnten Profikampf bereits dem deutschen Europameister Conny Rudhof gegenüber. Die künstlich geschaffene Aura des größten österreichischen Boxgeschäftes seit langem macht den Kampf so spannend, daß er ein Opfer fordert. Im Publikum stirbt nämlich der Burgschauspieler und bekannte Anatol-Darsteller Robert Lindner an Herzversagen, weil er sich zu sehr aufgeregt hat. Im Ring entscheidet sich der italienische Ringrichter Fabio Martinelli für einen Punktsieg von O. Die Punktrichter haben für unentschieden plädiert.

Die Entscheidung ist umstritten, hat aber Gründe. So ist es eine alte Gepflogenheit im Boxgeschäft, bei Unentschieden den Sieg möglichst dem Jungen zu geben, da der Alte auf längere Sicht sowieso ausgespielt hat.

Ein zweiter Grund wird im späteren Ausspruch von Manager M. deutlich: Der O. bildet sich heute noch ein, er ist Europameister geworden, weil er so irrsinnig gut boxt. Dabei habe ich ihn einfach hinaufgemanagt.

Dieses Management soll anhand dieses Kampfs, stellvertretend für viele andere, präziert werden.

In Italien wartete Bruno Arcari auf einen Europameisterschaftskampf. Rudhof ging ihm jedoch schon lange aus dem Weg, weil er gegen den Italiener keine Chance gehabt hätte. Manager M. veranlaßte, daß die deutschen Boxfunktionäre, die in der Europäischen Boxunion den Kampf Rudhof-Arcari verhindert hatten, die Zustimmung zum Kampf O.-Arcari gaben. Die italienischen Funktionäre verlangten daraufhin einen

italienischen Ringrichter mit alleiniger Entscheidungsgewalt beim Kampf O.-Rudhof, damit Arcari auch wirklich zu seinem Europameisterschaftskampf käme. So konnte die Intervention des österreichischen Managers alle zufriedenstellen. Die deutschen Geschäftsleute hatten die Chance, daß Rudhof noch länger Europameister blieb, Manager M. sah die Chance, O. den vorläufig höchst erreichbaren Marktwert zu geben, nämlich den eines Europameisters, und die italienischen Geschäftsleute spielten gerne mit, weil sie dadurch ihre Ware, den Arcari, endlich bei der Europameisterschaft unterbrachten.

Es hängt auf alle Fälle vom Manager ab, was er aus einem macht, sagt O. Manager M. hat aus ihm immerhin einen Europameister gemacht, dessen Bruttobörsen ständig steigen. Manager M. bekommt davon offiziell dreiunddreißig Prozent. Die Bruttobörse dieses Kampfes beträgt 50000 Schilling.

Wieviel O. tatsächlich bekommen hat, weiß er nicht mehr. Andere wollen es nicht wissen.

Manager M. hat ein großes Problem. O. ist für seine Gewichtsklasse, das Superleichtgewicht, von der Statur her zu stark gebaut. Er läuft ständig Gefahr, das Limit von 63,5 Kilogramm zu überschreiten, erst recht jetzt, wo durch das intensive Training sein Muskelumfang permanent zunimmt. Manager M. löst das Problem dadurch, daß er den erst Zwanzigjährigen in ein Trainingslager einsperrt und ihm einen genauen Diätplan verordnet, der gerade die einfache Hausmannskost, die O. nach wie vor am liebsten hat, nicht vorsieht.

Das deprimiert O. Aus dem vorgeblichen Vater-Sohn-Verhältnis wird das eines autoritären Erziehers, der sich ein unmündiges Kind hält, um es für seine Zwecke einsetzen zu können. Jetzt, wo O. eine bekannte öffentliche Figur geworden ist, macht ihn aber noch etwas anderes traurig. Man darf keinen Sexualverkehr haben, sagt O. Mindestens eineinhalb, zwei Monate nicht. Weil das spürt man sofort in den Füßen.

Manager M. hat angekündigt, er wird erst am Abend zurück sein, um zu sehen, wie weit O. gekommen ist. Das Tor rastet ins Schloß, der Schlüssel wird umgedreht und abgezogen. O. klettert über die Mauer, steigt in die nächste Straßenbahn und fährt nach Kaisermühlen, heim zu seiner Mutter. Ich halte das nicht mehr aus. Mutter O. streichelt sein Gesicht. Hör doch auf damit, geh wieder in deinen alten Beruf zurück, da tut dir keiner etwas. Sie kocht ihm Geselchtes, Sauerkraut und Knödel.

Beim Essen sagt O.: Ein Sportler gibt nicht auf. Da wäre ich ja kein Sportler. Außerdem habe ich einen Vertrag, den ich nicht brechen kann. Er fährt zurück zum Trainingslager.

Bei seinen acht Europameisterschaftskämpfen riß O. fünfmal vom Trainingslager aus und fuhr heim zu seiner Mutter.

Beim ORF spielt mir eine Dame ein Interview mit O. vor. Sie sitzt mit mir allein im Vorführraum und zeigt plötzlich selbst Interesse. Es gibt viele Schweinereien, sagt sie, überall werden Leute reingelegt. Aber hier haben andere groß verdient, indem der O. seinen Körper dafür hergibt; er gibt alles her, was er hat. Die Dame blickt gefesselt auf den eben eingespielten Ausschnitt aus einem Boxkampf. Wie bei Huren, sage ich. Ja, wie bei Huren, sagt sie, da verdienen auch die Zuhälter.

Im September 1967 verteidigt O. seinen Titel gegen einen Spanier, dessen Gesicht zur Hälfte von einem blutunterlaufenen Muttermal überzogen ist. Der geht in der elften Runde k. o., durch einen Kopfstoß, der von O. sicher unbeabsichtigt, aber sehr wirksam war. Am Ende hat der Spanier ein gebrochenes Nasenbein und ein tiefes Cut. Die Europäische Boxunion entscheidet auf eine Wiederholung. Der zweite Kampf wird im Dezember 1967 ausgetragen und endet unentschieden, wodurch der Titelverteidiger O. weiterhin Europameister bleibt.

O. verdient jetzt ziemlich viel Geld. Manager M. empfiehlt ihm, Aktien zu kaufen. Die meisten Freunde raten ihm, dort zu investieren, wo sie selbst beteiligt sind. Der Boxtrainer wird O. für seinen Tapeziererladen 30000 Schilling aus der Tasche locken. Im Fernsehen wird Topf sagen: Der O. muß gewinnen, wir brauchen Reklame.

Nach sechs Wochen wird der Laden pleite sein. Entweder hat er nichts gearbeitet, oder er hat keine Ahnung gehabt, ich weiß es nicht, wird O. sagen.

O. wird sich ohne finanziellen Gewinn am Altautoverkaufsgeschäft seines Schwagers beteiligen.

O. wird sich an der Diskothek Kaisermühle beteiligen.

Lauter Bruchunternehmen, die ihn finanziell ruinieren werden. O. wird aber seinen Freunden keine Schuld geben: Da habe ich mich irgendwie verspekuliert, oder wie man da sagt.

Schließlich wird O. in den amerikanischen Westend Fond 250000 Schilling investieren. Die sagten mir, das ist eine hundertprozentige Quelle. Nach fünf Jahren hätte ich 500000 Schilling rausgekriegt. Aber leider ist das zugrunde gegangen. Der Bernfeld, oder wie der heißt, hat eine Linke gedreht. Ich habe überhaupt nichts mehr gekriegt. Da haben sie mich reingelegt.

O. kauft sich für 160000 Schilling in der Goldschlagstraße in Wien-Fünfhaus das Gasthaus Zum Rauchfangkehrer, das nur 80000 Schilling wert ist. Dazu um 60000 Schilling eine Tiefkühltheke, die er für 40000 Schilling bekommen könnte.

Vater O. hört zu arbeiten auf und betreut gemeinsam mit seiner Frau das Gasthaus. Ich habe damals fürs Wirtshaus keine Zeit gehabt.

Manager M. kann dem Kampf gegen Arcari nicht mehr ausweichen. Er wird auf den 7. Mai 1968 festgesetzt. O. hat, was Manager M. in den letzten Wochen krampfhaft zu verhindern suchte, zuviel Gewicht.

In der Nacht vor dem Kampf wird O. von Manager M. in ein Auto gepackt und in den Prater transportiert. Dort muß O. in einem Plastikanzug stundenlang auf- und abrennen. Dann muß er sich im Wagen bei eingeschalteter Heizung ausschwitzen.

Am nächsten Tag steigt O. völlig ausgelaugt mit knapp 63,5 Kilogramm in den Ring. Er wird so schwer getroffen, daß sein Gesicht immer unkenntlicher wird. In der zwölften Runde wird er schließlich von seinem Gegner durch k. o. besiegt. Arcari ist einer der größten Boxer, die Italien je hervorgebracht hat. Er wird wenige Monate später Weltmeister werden und den Titel nach sieben Jahren ungeschlagen zurückgeben.

O. ist völlig deprimiert. Daß sein Gegner so stark ist, wurde ihm nicht erzählt, im Ge-

genteil, Manager M. machte ihm bereits Weltmeisterhoffnungen. O. glaubt, am Ende zu sein.

Freund Johnny nimmt sich seiner an und führt ihn in das Wiener Nachtleben ein. O. beginnt zu trinken. Der ehemalige Europameister hat sein kurz aufgeflackertes Selbstbewußtsein wieder verloren. Aber bei den Lokalrunden im Scotch fallen ihm Freunde zu wie die Fliegen. Er, der sein Leben lang mit einem dreckigen Hemd herumgelaufen ist, empfindet ein großes Bedürfnis, aufzuholen. Sein Freund unterstützt ihn dabei, noch dazu, wo der Champagner für ihn gratis abfällt.

Die Wiener Wald- und Wiesenblödler Spitzbuam bauen in ihr Programm folgenden Witz ein: Einer liegt in der Ecke und rührt sich nicht. Und wer ist das? Der O. Im Herzen hat mir das schon ein bißchen weh getan. Aber wenn Sie das dreißig- oder vierzigmal hören, dann sind Sie das gewohnt. Die Zeitungen kritisieren O. gleich doppelt, seine Niederlage und sein Privatleben. Die österreichische Zeitung *Die Presse* bezeichnet O. als echtes Kellerkind. Mich hat das sehr fertig gemacht.

Manager M. hat neue Geschäfte mit O. vor. Er muß ins Weltergewicht umsteigen, das ist die Gewichtsklasse bis 66,6 Kilogramm. Manager M. kann ihm klarmachen, daß seine Karriere noch nicht vorbei ist. Er hat ein ganz neues Trainingsprogramm, das ihn sicher zum Erfolg bringen wird. O. willigt ein, obwohl er Bescheid weiß: In einer höheren Gewichtsklasse zu boxen ist gleich um vier Ecken härter. Das bist du dann nicht mehr gewohnt, da haut man dir den Schädel runter.

Aber O. will von seinem Beruf mehr haben als ein verpfushtes Leben, und er macht weiter.

Er muß zu trinken aufhören und sich wieder ganz seinem Training widmen. Er spielt gerne Fußball und geht gelegentlich tanzen. Manchmal geht er ins Kino, wo er am liebsten Kriegs- oder Kriminalfilme sieht. Den Film *Verdammt in alle Ewigkeit* besucht er dreimal. Zum Lesen kommt er kaum, und wenn, dann liest er den Sportteil der Zeitung oder Kriminalhefte.

Seine Eltern haben ihn sehr gläubig erzogen. Ich war als kleiner Bub vier Jahre lang Ministrant. Auch damals ging er noch vor und nach jedem Kampf in die Kirche.

Der Chef der Wiener Stadthalle weiß, was er will: Von der Veranstalterseite her wünsche ich mir, daß wir immer wieder große Kämpfe mit O. durchführen können. Und daher muß er bei uns praktisch jeden Kampf siegreich beenden. Auch Manager M. weiß, worum es geht. Der Sport, und der Boxsport im speziellen, ist ein Geschäft, ein ganz trockenes Geschäft.

Nur O. weiß es nicht. Er hat eine andere Beziehung zum Geld als Manager M. Mir bedeutet Geld überhaupt nichts, sagt er. Es ist nur für mich wichtig, daß ich etwas zu essen und zu trinken habe und mir ein bißchen etwas leisten kann.

Mutter O. bestätigt: Unser Bub ist nicht so wie zum Beispiel mancher Boxer, der nur dem Schilling nachläuft und glaubt, Geld ist jetzt wichtig.

Manager M. konzentriert sich auf das Geschäft mit O. und vernachlässigt dabei seine

anderen Boxer, die weniger einträglich sind. Das kommt wieder dem Manager Z. aus Berlin gelegen. Er heuert die Boxer an und versucht damit gleichzeitig, in Österreich Fuß zu fassen.

Nach monatelangem Training feiert O. sein Comeback im Weltergewicht in der Wiener Donauparkhalle. Manager M. erklärt: Der Kampf ist fürs Kinderdorf. O. ist einverstanden, denn er weiß noch vom Religionsunterricht her, was eine gute Tat wert sein kann. O. weiß bis heute nicht, wer das Geld, und wieviel, von diesem Kampf bekommen hat. Er jedenfalls ging leer aus.

Das neue Trainingsprogramm von Manager M. hat zum Ziel, in O. das einzupflanzen, was man gemeinhin als Killerinstinkt bezeichnet. Das heißt, Manager M. schürt bei seinem Boxer systematisch einen Haß, der schließlich in der Bereitschaft, den Gegner umzubringen, gipfeln soll.

Ob der gutmütige O. jemals Killerinstinkt besessen hat? Ja, den habe ich einmal gehabt. Das war gegen den Josselin. Damals habe ich gewußt: Entweder bringe ich ihn um oder sonst etwas, aber ich muß gewinnen.

Zum intensiveren Aufbau fährt Manager M. mit O. nach Ungarn, wo er stärkere Trainingsgegner hat als in Österreich. O. würde gerne, wenn er schon in Ungarn ist, Budapest besichtigen. Das geht nicht, sagt Manager M., das kannst du später einmal machen, jetzt heißt es trainieren und wieder trainieren.

Am 25. September 1969 schlägt O. den ungeschlagenen Franzosen Jean Josselin in der vierten Runde k. o. und wird dadurch wieder Europameister. In der zweiten Runde ist O. selbst am Boden. Manager M. steht am Ring und feuert O. an: Mach ihn fertig, gib ihm die Linke, nur nicht nachlassen, und gib ihm die Linke. Die Sportjournalisten sind sich heute noch darüber einig, daß das der größte Kampf von O. war. Manager M. sind solche Aussagen etwas peinlich, weil seine Arbeit darinnen nicht vorkommt. Er will O. wieder hinaufgemanagt haben, diesmal allerdings auf eine andere Art. Am Vorabend des Kampfes lud Manager M., dessen Frau in Wien eine Heurigengaststätte betreibt, den Franzosen zusammen mit einigen Herren vom Boxverband in das Lokal ein, um ihn zum Weintrinken zu animieren. Um drei Uhr früh, so sagt Manager M., habe der französische Betreuer seinen Schützling gepackt und sei mit ihm ins Hotel gefahren, eine Zeit, zu der O. nach seinem letzten Training schon längst schlief.

Im Dezember 1969 erleidet Manager M. eine Herzattacke. Er ist für längere Zeit ans Bett gefesselt, will aber nicht haben, daß er dadurch seinen Paradeboxer verliert. Er beauftragt Johnny, während seiner Krankheit mit O. zu trainieren.

Der Stadthallen-Boxpromotor, der die Beziehung von O. zu Johnny kennt, hat Angst, daß dabei sein finanzielles Zugpferd vernachlässigt wird. Daher bestellt er für O. einen anderen Trainer, nämlich den ehemaligen Boxer Topf. Nachdem sich O. von Topf nicht nur ins Training, sondern auch in die Finanzen von dessen Tapeziererladen hatte verwickeln lassen, zeigt Topf kein Interesse mehr an ihm, und O. wendet sich wieder Johnny zu.

Damit beginnt O. sich das erste Mal gegen Vorgesetzte, also Leute, die er von anderen Vorgesetzten vorgesetzt bekommt, aufzulehnen. Das große Management hat aber eine spezifische Art, zwischenmenschliche Beziehungen zu ordnen. Der Stadthallen-

chef lädt O. zum Abendessen ein. Verdächtig scheint O. dabei nur, daß es ihm ausdrücklich untersagt wurde, Johnny mitzubringen. O. ist pünktlich zur Stelle und findet seinen Gastgeber bereits an einem reservierten Tisch. Der ermuntert ihn, heute auf seinen Diätplan keine Rücksicht zu nehmen, noch dazu, wo jetzt Manger M. sowieso keine Möglichkeit hat zu kontrollieren. Nach einigen weiteren Schmeicheleien, die sich bis zur Hauptspeise hinziehen, kommt der Stadthallenchef endlich zum Kern der Sache. Er bietet O. einen Vertrag an, der ihm eine Million pro Jahr garantiert, wenn er seinen Freund Johnny aufgibt und die ihm vorgesetzten Trainer akzeptiert; gleichzeitig verpflichtet sich O., in der Wiener Stadthalle zu boxen.

O. lehnt ab. Nein, das kommt gar nicht in Frage. Mein Freund ist mein Freund, und er ist auch ein Boxer. Das ist ja ein Blödsinn, wenn das mein Freund ist. Den kann ich ja dann nicht mehr anschauen.

Inzwischen hat Manager M. vom Krankenbett aus einen großartigen Fernsehauftritt: Im Vertrag steht drinnen, daß nur einer das Recht hat, Verträge zu unterzeichnen, und das ist der Manager. Der Boxer hat überhaupt kein Recht, im Gegenteil. Ich verklage jetzt alle! Den Verband auf alle Fälle. Der Verband kann doch nicht, ohne mich zu fragen, einen Interessenvertreter bekanntgeben.

Immerhin hat O. Fähigkeiten, daß er die höchste Krone erreichen könnte, die Weltmeisterschaft. Aber da muß man den Burschen hinführen, langsam, für die größte und schönste Aufgabe muß man den Burschen schön langsam hinführen. Und dazu gehört Geduld und Vertrauen, ja, und wenn Sachen passieren, wie sie diesmal passiert sind, dann bleibt immer etwas retour, das heißt, es bleibt immer etwas zurück, was das Vertrauen anbelangt.

Ich kenne doch den O. Vor dem Arcari-Kampf war es nämlich auch so. Ihn hat überhaupt nichts interessiert vor dem Arcari-Kampf. Er hat weder einen Zorn gekriegt, ja, das ist doch ein Beweis, wie er nervlich abgebaut hat und auch geistig. Er hat nicht einmal einen Zorn gekriegt und nicht einmal das einzige, was das wichtigste bei einem Boxer ist, den Selbsterhaltungstrieb, den hat ein kleines Kind, wenn es auf die Welt kommt, nicht einmal den hat er gekriegt.

Denn wenn mir als Herzkranker einer eine runterhaut, haut mir eine zweite runter und eine dritte, beim viertel Mal hau ich hin, hau ich zurück, das ist doch logisch, bevor ich sterbe.

O. geht in Kaisermühlen in ein Tanzlokal. Die Leute beachten ihn, der Kellner grüßt ihn freundlich und ist sofort zur Stelle, denn O. ist zur Zeit neben Karl Schranz der populärste Sportler Österreichs. Cola, sagt O., denn das darf er trinken.

Am Nebentisch sitzen mehrere auffallend geschminkte Damen. Eine davon kennt O. schon von der Schulzeit her, und er hat sie oft in Lokalen wiedergesehen. Er spricht sie an und unterhält sich mit ihr. Die anderen wollen mit O. aber ständig über das Boxen reden. Er fordert daher seine Dame zum Tanz auf, um mit ihr ungestört zu sein. Diese seine spätere Frau wird auf die Frage eines Fernsehjournalisten, was sie an O. besonders schätzt, antworten: Er ist nett und weichherzig.

O. heiratet im Dezember 1969. Er wohnt mit seiner Frau zunächst bei seinen Eltern in der Gemeindebauwohnung in Kaisermühlen. O. will erst später – wenn er mehr Zeit und eine anständige Wohnung hat – Kinder haben, einen Buben. Ob er ihm zum Bo-

xen raten wird? Nein, der soll tun, was er will, daher werde ich ihm nicht vom Boxen abraten, aber schon gar nicht zureden, denn so gesund ist das nicht.

O. ist, was seine Karriere betrifft, jetzt mehr oder weniger auf sich angewiesen. Er kann in der Nacht oft nicht schlafen. 1970 verteidigt er seinen Titel gegen zwei Herausforderer. Ich habe vor jedem Kampf eine panische Angst gehabt, daß ich das Publikum enttäusche.

O. ist auf Wohnungssuche. Für ihn kommt nur eine Gegend in Frage: dort, wo sein Freund Johnny wohnt und dort, wo auch seine Eltern wohnen, Kaisermühlen. Nach längerer Suche, bei der er es nicht versteht, seine Beziehungen zum Management auszunützen, findet er eine Eigentumswohnung in der Schüttenstraße. Er spart nicht bei der Einrichtung, denn er will sich wohl fühlen. Insgesamt gibt er eine Million aus, die er gar nicht hat.

Fünf Jahre später wird die Ehe geschieden. Sie wissen ja, wenn man geschieden ist, dann ist meistens alles weg. Die Frau hat kein Einkommen gehabt.

Manager M. erscheint eines Tages in der Wohnung von O. Er ist wieder gesund und er hat einen Vertrag, der O. an ihn bindet. Er verzeiht O. großzügigerweise seine Eigenmächtigkeiten und holt dafür das Versprechen ein, daß sich O. in Zukunft ganz auf sein Training konzentrieren wird. Wenn du jetzt alles dransetzt, sagt Manager M., hast du große Chancen auf die Weltmeisterschaft. Was er ihm nicht sagt, ist, daß O. durch seine gewonnenen Kämpfe schon an die erste Stelle der Weltrangliste gerückt ist und er bereits Verhandlungen mit dem Manager von Weltmeister José Napoles aufgenommen hat.

So beginnen sich O. und Napoles aufeinander vorzubereiten. Napoles bekommt als Aufbauegner den Fighting Mac vorgesetzt, einen ehemaligen Europameister, der aber schon ein Jahr unter den Hippies gelebt hat. Kein Wunder, daß ihn der Weltmeister durch ein glanzvolles k. o. besiegt.

O. bekommt als Aufbauegner den amerikanischen Boxprofi Eddie Perkins serviert. Das ist keine der üblichen Flaschen zur Vorbereitung. Aber für den Wiener Manager ist eines klar: O. muß auch in der Aufbauphase gegen einen bekannten Mann boxen, damit die Börsen steigen.

O. wird auf seinen nächsten Kampf gründlich vorbereitet. Man hat mir erzählt, das ist ein Weißer mit vierzig Jahren, und der kann nichts, das ist praktisch ein ausgelaugter Mann. Ich war damals gerade in einer Blüte, und den hätte ich wegputzen müssen wie nichts.

Am dritten September 1970 ist es schließlich soweit. O. steht als erster in seiner Ring-ecke, mit einem roten Umhang und einer roten Hose. Als der Gegner hereinkommt, wird O. blaß.

Erstens habe ich einen Neger gesehen, und dann war das einer, der schon zweimal Weltmeister war, also das war ein Wahnsinn.

Der Boxkampf muß trotzdem beginnen, auch wenn O. nicht mehr will. Frau O. sitzt ganz vorne und schreit in den Ring hinein: Paß auf! Pfui, Pfui. So ein Schwein, heast so ein Schwein. Aufpassen. Aber das nützt jetzt alles nichts mehr. O. verliert durch ein schweres k. o.

In den Sekunden der Niederlage spürt man nur eines, sagt O., das ist das Herz, und

das tut weh, sonst gar nichts.

Diesmal ist es der ORF, der seine Niederlage feiert. Ein Fernsehfilm zeigt O., wie er mit seinem Papagei spricht: Wirst ins Heisi gehn? Heast? Was ist denn das? Wirst du schön brav ins Heisi gehn? Geh schön ins Heisi, na geh schön, sei schön brav. Dann sind die Leute gekommen und haben mich immer verspottet: O. der Papagei.

Normalerweise braucht ein Boxer nach so einem schweren k. o. ein halbes bis ein dreiviertel Jahr, um wieder zu den gleichen Kräften zu kommen, die er vor dem Kampf hatte, denn ein Zehnrunderkampf gegen einen Spitzenmann kostet mehr an sportlicher Substanz als ein Marathonlauf.

Manager M. aber hat ein neues Geschäft im Sinn, das keinen Aufschub duldet. Da O. jetzt in der Weltrangliste wieder nach unten gerutscht ist, soll eine schnelle Bestätigung des Europameistertitels doch noch den Weltmeisterschaftskampf sichern. Er läßt O. bereits am 20. November 1970 seinen Titel gegen Ralf Charles verteidigen. Der Kampf wird Boxgeschichte machen, denn O. hat seinen Gegner dreimal am Rande des k. o., wo ein kleiner Schlag genügen würde, um ihn umzuwerfen, aber dieser Schlag kommt nicht.

O. weiß das. Also, wenn ich nachgegangen wäre und ich hätte ihn noch einmal getroffen, wäre er weg gewesen.

Kritiker werfen ihm dieses Verhalten vor, von seinem Manager ganz zu schweigen. Ein Journalist erklärt mir: Der O. ist zu gutmütig, um einen blutenden, völlig wehrlosen Menschen, der dich mit vertränten, glasigen Augen anschaut, die letzte, aber so gnadenlos harte Linke zu geben, daß er sich nicht mehr rührt. Wenn er tot ist, wird O. zwar angezeigt, aber das ist Killerinstinkt, den ein Boxer heute besitzen muß.

Manager M. ist es letztlich nicht gelungen, O. soweit zu bringen. Darum verliert O. seinen Europameistertitel. Darum hat Manager M. kein Interesse mehr an O. und kündigt den Vertrag.

Vorbei ist auch die Freundschaft zum Stadthallenchef, der sich von O. nichts mehr erwartet.

O. nimmt um elf Uhr vormittags seine Post aus dem Briefkasten. Es befindet sich ein Brief vom Finanzamt darunter. Während O. langsam die Stiegen hinaufgeht, öffnet er ihn. Darinnen wird er aufgefordert, sofort seine 500 000 Schilling Steuerschulden zu bezahlen. O. weiß von nichts.

Ich habe mich um die Finanzen nicht gekümmert. Ich wollte das wirklich ihm überlassen, weil er ja der Manager war. Er mußte sich ja da auskennen. Normalerweise wäre es seine Pflicht gewesen, die Steuer zu bezahlen. Er hat mich in dem Glauben gelassen, das Geld, das ich kriege, das gehört mir. Ich konnte ihn später auch nicht gerichtlich belangen, denn ich hätte mich selbst informieren und mich selbst um meine Steuern kümmern müssen. Ich war auch zu jung damals. Mit neunzehn Jahren wußte ich von Steuern sehr wenig.

Damit ist die Karriere des O. praktisch vorbei, obwohl er noch vier Jahre boxen wird, weil er glaubt, dadurch die Schulden abzahlen zu können.

Er wird zunächst wieder von Johnny betreut. Dieser hat inzwischen fünf Vergewaltigungsprozesse hinter sich und ist dreimal vorbestraft, unter anderem wegen Verführung Minderjähriger. Die Freundschaft zwischen O. und Johnny hält noch weiter an. Das war immer eine normale Freundschaft, sagt O. Ob etwas dran ist, daß Johnny mit Frau O. ein Verhältnis gehabt hat? Die reden alle Blödsinn, sagt O.

Johnny ist ein Trainer, aber kein Manager. Da taucht im rechten Augenblick der Berliner Manager Z. auf und nimmt sich der Karriere des O. an. Es ist eben jener Manager Z., der sich eine Zeit vorher auch anderer österreichischer Boxer angenommen hat, nachdem er aus dem Gefängnis gekommen war.

Manager Z. ist einer der größten Pelzhändler von Berlin. Eines Nachts wurde in eine seiner Filialen eingebrochen, Pelzwaren von beträchtlichem Wert kamen abhanden. Die Täter waren sogenannte Nobeldiebe, also Leute aus bürgerlichem Milieu.

Auf einer Party wurden Manager Z. von einem Besoffenen die Namen der Einbrecher zugeflüstert. Er war nicht kleinlich und ließ sich die Information einiges kosten. Wochen später erschien auf einer anderen Party zu fortgeschrittener Stunde plötzlich Manager Z. mit seiner Boxerbrigade und ließ alle anwesenden Leute spitalreif prügeln. Er piffte seine Kettenhunde erst zurück, als die ganze Einrichtung zertrümmert war.

O. hat noch einen großen Namen, und den will Manager Z. in Geld umsetzen, ehe es zu spät ist. Da die Wiener Stadthalle nach wie vor nicht für O. zu interessieren ist, auch wenn dieser einen neuen Betreuer hat, ordnet Manager Z. die Übersiedlung nach Berlin an.

O. ist in Berlin unglücklich. Er findet keine richtigen Freunde und hat Heimweh. Das einzige, was ihm gefällt, ist, daß er zeitweise in der Luxusvilla von Manager Z. wohnen darf. Berlin ist eine gute Stadt, sagt O. Die Berliner sind so auf die Art wie wir Wiener. Man kann sich gut verstehen, aber trotzdem will man wieder heim, weil man daheim alle Freunde hat. Wo man aufgewachsen ist, dort zieht es einen immer wieder hin, sagt O. und lächelt dabei. O. fährt mindestens jedes zweite Wochenende von Berlin nach Wien-Kaisermühlen.

Er muß zwar ein sehr intensives und schweres Training absolvieren, aber er findet trotzdem zu seiner alten Form nicht mehr zurück. Seine Illusionen über den Sport beginnen zu schwinden. Manager Z. kann ihm kaum mehr etwas weismachen, denn O. will nur noch seine Schulden bezahlen.

Er steigt gegen immer weniger bekannte Boxer und ehemalige Boxgrößen in den Ring und verliert. Auch seine Börsen sinken damit ständig.

O. beginnt, wie bei seinem ersten Tief nach dem Arcari-Kampf, wieder zu trinken. Der Alkoholkonsum führt dazu, daß O. erneut Gewichtsprobleme bekommt. Er muß in die nächsthöhere Gewichtsklasse umsteigen, in das Juniormittelgewicht, in dem man 69,85 Kilogramm und vier Gramm wiegen darf. Dafür ist O. eindeutig zu klein.

Manager Z. plant seine Geschäfte langfristig. Ein fast zwei Jahre lang dauernder Aufbau bringt O. wieder in gute Form und erhöht seinen Marktwert, so daß er wieder Europameisterschaftskämpfe in Angriff nehmen kann.

Am 15. März 1973 verliert O. gegen den Europameister Carlos Duran nach Punkten. Der Ausgang des Kampfes wird allgemein als Schiebung bezeichnet. Das wissen auch die Sportmanager in Wien. Sie wittern ein neues Geschäft mit O. Die Stadthalle hat plötzlich wieder Interesse an ihm und schließt mit Manager Z. einen Vertrag. Doch der gewünschte Erfolg stellt sich nicht ein, denn O. geht im Europameisterschaftskampf gegen den Franzosen Jacques Kechichian in der Wiener Stadthalle in der neunten Runde k. o.

Der österreichische Berufsboxverband beruft eine Sitzung in Sachen O. ein. Der Vi-

zepräsident erklärt: Jetzt ist der O. in letzter Zeit viermal k. o. gegangen – da können wir doch nicht weiter zusehen.

Es handelt sich nicht um Mitleid. O. boxt nämlich nach wie vor für den österreichischen Berufsboxverband, dem Manager Z. angehört. Der Verband hat für die Boxer eine gesetzliche Verantwortung und kann rechtlich dafür belangt werden. Die Wahrheit sagt der Vizepräsident also erst am Schluß seiner Ausführungen: Wenn wir jetzt nichts tun, kommt vielleicht eines Tages seine alte Mutter oder seine Frau zu uns und macht uns verantwortlich. Bei jedem k. o. bleibt ja etwas zurück.

Die Sitzung wird erfolgreich beendet. Der Verband schließt mit sofortiger Wirkung Manager Z. aus, wodurch er für O. keine Verantwortung mehr hat.

Zu gleicher Zeit laufen gegen Manager Z. im Wiener Sicherheitsbüro Erhebungen im Zusammenhang mit einer Notzuchtsaffäre, die in einem Wiener Hotel stattfand. Z. kommt glimpflich davon.

Ein Boxer, dessen Verkäufer von einem Verband ausgeschlossen wird, hat normalerweise die Möglichkeit aufzuhören, oder sich einen neuen Manager zu suchen, da er dadurch automatisch von seinem offiziellen Vertrag gelöst ist. Aber nicht in diesem Fall, denn dazu ist Manager Z. ein zu gewandter Geschäftsmann. Er hat nämlich nebenbei einen privaten Vertrag unterzeichnen lassen, der O. noch ein Jahr an ihn bindet.

O. ergibt sich immer mehr dem Alkohol und verliert das Interesse am Boxgeschäft. Manager Z. läßt O. erneut die Gewichtsklasse wechseln. Er trainiert jetzt im Mittelgewicht. Daß in der Bundesrepublik mit O. kein Geschäft mehr zu machen ist, weiß Manager Z. Nur in Österreich hat O. noch ein Publikum. Dabei ergibt sich für Manager Z., dessen Vertrag mit der Stadthalle noch besteht, die Schwierigkeit, daß er, nach seinem Ausschuß aus dem österreichischen Verband, O. in seinem Heimatland nicht mehr boxen lassen darf. Also gründet der Berliner Manager Z. einen neuen österreichischen Boxverband, der ihm den Boxring der Stadthalle wieder zusichert.

Anfang Mai 1974 boxt O. in Wien gegen den Italiener Elio Calabrini. Manager Z. hat bewußt einen schlechten Gegner ausgesucht, damit ihm sein Geschäftsobjekt noch möglichst lange erhalten bleibt, wenn das Wiener Publikum wieder Geschmack an O. bekommt.

In die Stadthalle kommen nur 2500 Leute. Früher waren es zehn- bis dreizehntausend. Die Kommentare des Publikums sind dieselben wie früher, wenngleich weniger lautstark:

Gebts ihm ein Riechsalz, der schläft. Boxen sollen sie, hinhauen sollen sie – die Arschlöcher, die Kübelkinder. Jetzt geh nach, geh nach, der fällt nicht von selber um. Er kann das nicht, er kann das nicht, er ist kein Killer. Der Popeye the Sailor soll kommen und soll ihm einen Spinat reiben, Jessas, Jessas, gebts ihm gleich einen Einlauf. Keine Prominenz ist mehr dabei. In den vordersten Reihen sieht man, im Gegensatz zu früher, keinen Smoking mehr, kein Abendkleid. O. gewinnt nach Punkten.

Das nimmt Manager Z. zum Anlaß, um O. am 5. November 1974 erneut um die Europameisterschaft boxen zu lassen. Der Gegner ist diesmal José Duran. O. geht dabei in der vierzehnten Runde k. o. Es ist der letzte Boxkampf des O. Ihm ist die Lust dazu endgültig vergangen.

Als der Vertrag bald darauf ausläuft, verlängert er ihn nicht mehr. Alle Beteuerungen

von Manager Z. auf ein kommendes Comeback sind vergebens.

O. hat es nicht geschafft, beim Boxen seine Schulden aus der Zeit, wo ihn Manager M. betreut hat, abzuverdienen.

Ich habe jetzt noch immer 200 000,- Schilling Steuerschulden. Mein Wunschtraum war ein Schloß mit einem Park. Das hätte ich mir einmal schaffen wollen. Ein Schloß, ein Park, so wie Schönbrunn, aber, sagen wir, im Kleinformat. Das ist mir nicht gelungen. Ein jeder Mensch hat irgendeinen Traum, den er verwirklichen will. Jetzt habe ich nur mehr den Traum, daß ich aus den Schulden rauskomme. Das ist mein einziger.

Was haben Sie in ihrer Profikarriere verdient?

Verdient? Das kann ich eigentlich gar nicht sagen.

Haben Sie Buch geführt, haben Sie mitgeschrieben?

Nein, eigentlich nicht, nein.

Vertraut? Blind vertraut?

Ja.

Wir haben zusammengerechnet, was Sie verdient haben: vier Millionen einhunderttausend Schilling.

Ich soll, ich, ich habe das allein verdient?

Ja.

Ganz allein?

Ja. Das wurde offiziell angegeben.

Das ist ein Wahnsinn. Da müßte ich ja jetzt nicht im Wirtshaus stehen normal.

Eine ganz zarte Blume der Hoffnung Ein Gespräch mit Helmut Ruge

Elvira Högemann-Ledwohn: Uns beschäftigt die heute unter Intellektuellen häufiger anzutreffende Stimmung, die in der Wendung vom „Herbst der Resignation“ zum Ausdruck kommt. Ganz ohne Anlaß scheint eine solche Haltung nicht, wenn man bedenkt, daß in der allgemeinen Verfolgungshysterie im vorigen Herbst gerade die Intellektuellen, vor allem Schriftsteller Zielscheibe von Angriffen gewesen sind. Ein Jahr danach scheint Ruhe zu herrschen – aber von welcher Art ist sie? Wie man aus den Verlagen und Funkhäusern hört, haben sich in diesem Jahr die Toleranzgrenzen für die Arbeit von Autoren wieder verengt. Was hat sich für Sie geändert, in Ihrer Arbeit, welche neuen Erfahrungen haben Sie gemacht?

Helmut Ruge: Für mich hat es nur die Erfahrung gegeben, daß die Selbstzensur größer ist als die Zensur. Wenn man aber sagt: bis hierher und nicht weiter, und dabei auf die Hoffnung baut, daß andere einem helfen – eine Hoffnung, die man internalisieren muß – so glaube ich, daß das heute in großem Umfang noch positive Ergebnisse bringt. Ich bin der Meinung, daß es sich nicht um einen Herbst der Resignation handelt. Um auf ein paar konkrete Ereignisse zu kommen: der Streik der Drucker und Setzer hat ja zu einem Ergebnis geführt, das wohl eines der wichtigsten Ergebnisse von Arbeitskämpfen nach dem Kriege ist. Ad zwei: bei den Wahlen in diesem Herbst hat Alfred Dregger sein Ziel nicht erreicht, Strauß wurde ein bißchen abgebaut; innerhalb der SPD wird, sicherlich auf Druck vom Ausland, aus den Gewerkschaften, von seiten kritischer Intellektueller, das Thema Radikalenerlaß neu überdacht. Ich halte dies eigentlich für eine ganz zarte Blume der Hoffnung.

Elvira Högemann-Ledwohn: Nun gibt es ja Stimmungen von Resignation doch und gerade bei den literarisch Tätigen. Sie selbst gehen in Ihren Texten, die Sie gegenwärtig spielen, darauf ein und zeigen sogar mit einigem Grimm, wie schön sich auch politische Verzweiflung im Kaffeehaus genießen läßt. Dennoch handelt es sich um ein Stück echter Betroffenheit. Es scheint, als lebe eine ganze Reihe der so Betroffenen unter dem Eindruck, man könne kaum mehr etwas tun. Man fühlt sich vereinzelt und zieht sich auf diese Vereinzelung mehr oder weniger bewußt zurück.

Helmut Ruge: Dem kann ich überhaupt nicht zustimmen. Ich finde, daß die Ansprüche von Dregger und Co sich etwas gebrochen haben. Daß mehr Jugendliche in Hessen wieder SPD gewählt haben und weniger die Grünen als noch in Hamburg, liegt meiner Meinung nach auch daran, daß sich ein paar Stimmen in der SPD gerührt haben, die sagten, man muß den Radikalenerlaß endlich erneut untersuchen und ihn so bald wie möglich abschaffen. Aber die Zahlen sind vielleicht nicht so wichtig – es kommt auf die Stimmung der Leute an und auch auf die Erlebnisse von Solidarität, die man selber hat. Gerade im letzten Jahr hatte ich einige Erlebnisse von Solidarität, die mich in die Hoffnung setzen, daß wieder ein neuer Aufschwung, ein neuer Fortschritt folgt. Für mich ist das vor allem der Druckerstreik gewesen: ungeheuer emotional, ungeheuer schön diese Solidaritätsveranstaltungen, wo die Drucker und Setzer zu zweitausend auf die Theresienhöhe gekommen sind, und gerade bei den jungen Leuten diese feste Entschlossenheit, das nicht länger mit sich machen zu lassen, zu strei-

ken und zu sagen: das und das sind unsere Forderungen, wir lassen uns nicht länger wegrationalisieren. Wenn man da auftritt und die merken: aha, so einer ist auch dabei und übt Solidarität, dann ist das schon ein sehr, sehr gutes Erlebnis, das einem auch Kraft gibt, die Grenzen der eigenen Arbeit so weit wie möglich voranzutreiben.

Elvira Högemann-Ledwohn: Ist das nicht sozusagen der Feiertag? Ihr tägliches Publikum ist ja eigentlich ein anderes...

Helmut Ruge: Ja, schon. Aber neulich habe ich eine Sendung in der ARD gehabt, „Der ganz normale Wahnsinn“, von der ich selber nicht geglaubt hätte, daß sie jemals ins Abendprogramm kommt, sie ist aber sogar vom Bayerischen Fernsehen übernommen worden. Als ich dann auf Tournee war, habe ich viele Menschen getroffen, selbst im Zug, die sagten, sie fanden das richtig und ermutigend. Ich hab viele Briefe auf diese Sendung hin bekommen, die übrigens auch beweisen, daß solche Sendungen durchaus nicht so elitär sind, wie immer behauptet wird. Immerhin haben 12 Prozent der Fernsehzuschauer das angesehen, und manche haben vehement geschrieben, nicht bloß: so 'n Quatsch, das muß weg, sondern sie haben geschrieben, daß sie so etwas ermutigt hat. Und das freut einen irgendwo.

Im Zug nach Tübingen hab ich mit einer Gruppe 14- bis 15jähriger über die Sendung gesprochen, ein Lehrer war auch dabei, sie wollten die Texte dann für den Schulunterricht haben. Auch Gewerkschaftsjugend hat geschrieben, daß sie die (?) Texte für ihre Schulungen verwenden wollen. Ich habe Kopien geschickt, soviel ich hatte. Also gerade junge Leute, die man auf den ersten Blick vielleicht für unpolitisch halten würde, sind aktiv auf mich zugegangen.

Elvira Högemann-Ledwohn: Es ist ja nicht ganz von der Hand zu weisen, daß es unter großen Teilen der Jugendlichen eine ziemliche Ratlosigkeit gibt. Der Versuch auszusteigen und ein „ganz anderes Leben“ zu suchen, der teils in die Richtung der Grünen geht, teils auch in Richtung offenen Irrationalismus wie Jugendsekten und anderer Geschäftemacher in Sachen Mystik, das alles hat eine reale Grundlage in den gesellschaftlichen Prozessen: in der Dequalifikation gerade von Jugendlichen, im Mangel an oder in schrecklicher Enge der Lebensperspektive... Und daß Unbehagen und eine dumpfe Aggressionshaltung von Nazis in ihre Richtung umgelenkt werden können, davon spüren wir gerade die ersten Anzeichen. Vielleicht stimmt es, daß diese Jungen nicht wissen, was sie tun, wenn sie das Hakenkreuz als Protestsymbol benutzen, aber daß sie es tun, ist schlimm genug.

Helmut Ruge: Ich glaube, wenn man immer nur sagt, wie schlimm das ist, wird sich nicht viel ändern. Nach meinem Dafürhalten gibt es da einen Unterschied zwischen der akademischen Jugend und der Arbeiterjugend, und da auch wieder zwischen Organisierten und Nichtorganisierten. Bei der akademischen Jugend glaube ich gern, daß ihre heutige Lage einen Zug zur Passivität mit sich bringt, die zum Teil in Landflucht, in Hoffnungslosigkeit mündet. Als Grund würde ich vor allem dieses brutale Konkurrenzsystem sehen, das an den Schulen herrscht. Und daß sie kaum die Möglichkeit solcher Solidaritätserlebnisse haben, wie ich sie zum Beispiel im Druckerstreik mitbekommen habe. Wer in der IG Druck und Papier organisiert war oder wer auch nur in der Nähe, als Lehrling in einem Betrieb war, der wurde auf irgendeine Weise davon erfaßt. Da liegt im Moment ein Unterschied zur akademischen Jugend.

Die Erfolge sind heute größer, das ist meine Meinung. Nicht nur der IG-Druck-Abschluß, auch der Streik der Metalller wäre hier zu nennen. Damit ist, glaube ich, mehr erreicht worden als mit dem kritischen Aufbäumen von 1968. Der Fortschritt betrifft heute andere Leute.

Elvira Högemann-Ledwohn: Es fehlen heute aber auch die großen Hoffnungen von 1968, wo die verschiedenartigsten Aktionen – gegen Vietnamkrieg, Notstandsgesetze, Neonazis – miteingeflossen sind in eine die Parteienlandschaft verändernde Kräfteverschiebung einschließlich Wahlergebnis, in einen politischen Klimawechsel mit vielen Versprechungen, mit der großen Hoffnung, mehr Demokratie zu verwirklichen. Dieses Globalziel, die fortschreitende Demokratisierung der Gesellschaft, scheint mir heute zurückgetreten vor genauer kalkulierten Einzelzielen, gewerkschaftlichen und politischen Kämpfen, die oft auch Abwehrkämpfe sind. Man überlegt sich heute zuerst: was können wir selber durchsetzen...

Helmut Ruge: Der Kampf ist konkreter geworden...

Elvira Högemann-Ledwohn: Die Hoffnung in die großen Parteien hat abgenommen, und es wächst dafür an verschiedenen Stellen, gerade in den Gewerkschaften, ein Zutrauen in die eigene Kraft. Wobei man wohl sehen muß, daß die Lernenden es heute ganz besonders schwer haben. Das Berufsverbot, das Hochschulrahmengesetz, der Druck auf die linken Organisationen an der Hochschule wirken sich auf die Studenten unmittelbar aus. Die Schüler haben diese Notwehr eigener Organisationen nicht oder kaum. Und was jetzt von der Schule kommt, ist in einer Atmosphäre von Druck und Vereinzelung herangewachsen. Allein daß ein solcher Skandal wie die Spitzelei des Verfassungsschutzes an den bayerischen Schulen, der ja aufgekommen ist, im Landtagswahlkampf kein relevantes Thema war, halte ich für erschreckend.

Helmut Ruge: Leider ist das kein Thema geworden. Hier sind wir aufgerufen, immer wieder darauf hinzuweisen, damit sich die Dinge nicht „beruhigen“.

Elvira Högemann-Ledwohn: Hier geht es ja auch um die zukünftigen Intellektuellen. Ich finde es erfrischend, wenn jemand wie Sie, der soziologisch ganz woanders herkommt, heute sagt: die Arbeiterjugend ist es, die mir Hoffnung macht, Kraft gibt. Aber man kann ja über diese uns viel näher stehende und gesellschaftlich wichtige Gruppe der Intelligenz nicht einfach hinweggehen. Es wäre ihrem Platz in der Gesellschaft doch auch unangemessen, wenn diese Gruppe den Kontakt nicht finden würde, den Sie gefunden haben. Im Moment scheinen die Tendenzen im Wachsen, die verhindern, daß sich beide Gruppen finden, pauschal gesagt: die Gewerkschafter und „die“ Intelligenz.

Helmut Ruge: Da läge eine große Aufgabe für uns.

Elvira Högemann-Ledwohn: Da Sie im Theater ja normalerweise für Intellektuelle spielen...

Helmut Ruge: Nicht nur! Ich bin sehr oft auf Plätzen, sehr oft vor Gewerkschaftsjugend, in Jugendheimen. Sicher ist es richtig, was die Theatervorstellungen in München betrifft. Das ist ein bestimmter Kreis, und außerdem kommen höchstens noch mal Leute hin, weil sie einen persönlich kennen. Aber es gibt auch andere Möglichkei-

ten, die man eben suchen muß, um dieses Publikum zu finden. Wenn man zum Beispiel im Münchner Norden in Milbertshofen spielt, am Hart in der Bücherei, kommen ganz andere Leute, als wenn man im „Theater über dem Landtag“ oder in einem Kellertheater spielt. Ich versuche, mein neues Programm immer erst dort am Hart auszuprobieren, es kommen bei solcher Gelegenheit etwa zweihundert Leute aus diesem Arbeiter- und Angestelltenviertel. Mir ist sehr wichtig, was diese Menschen dazu sagen.

Elvira Högemann-Ledwohn: Reden Sie mit ihnen?

Helmut Ruge: Ja, ich stelle ein Programm richtig vor, bevor ich es offiziell herausbringe, ich lese es vielleicht dort zum ersten Male und lege es auch darauf an, in ein Gespräch zu kommen. Und ich habe dort schon wichtige Dinge erfahren. Zum Beispiel habe ich einen Text über einen Schülerelbstmord in Dachau, ich hab versucht, mich in die Situation eines solchen Jungen einzufühlen, um eine gewisse Betroffenheit zu erzielen. Das hatte ich im Programm irgendwo in der Mitte drin. Junge Menschen aus diesem Viertel sagten mir, ich sollte die Geschichte an das Ende des ersten Teils stellen, denn danach müßte man überlegen, da dürfte erst mal nichts mehr kommen. Ich hab das gemacht und festgestellt: da muß es hin. Auch daß einem gesagt wird: das versteh ich nicht, was Sie da meinen, das teilt sich nicht mit, das betrifft uns nicht – das halte ich für ganz wichtig. Da habe ich dann auch schon gestrichen.

Elvira Högemann-Ledwohn: In dem Text über den Studenten (s. S. 20 in diesem Heft), der alle Verrücktheiten von wortreich linker Fraktionsbildung durchmacht, sagen Sie am Ende: jetzt muß er ein tüchtiger Arzt werden...

Helmut Ruge: Das genügt sicher nicht. Aber ein sozialer Arzt, zum Beispiel in Milbertshofen, der denen hilft, die viel weniger Chancen zur Selbstverwirklichung haben als er, das wäre etwas. Natürlich ist er als Arzt sehr viel besser dran, aber er muß ja nicht so arbeiten, daß er bloß die teuren Rechnungen präsentiert. Es käme mir darauf an, daß die Intellektuellen ihre Möglichkeiten für diese Menschen einsetzen. Das ist doch viel besser, als sich anzubiedern und am Fließband zu stehen.

Elvira Högemann-Ledwohn: Es fällt mir an dieser Stelle wieder einmal auf, welcher großen Wert Sie darauf legen, daß der Einzelne sich bekennt, seinen persönlichen Freiraum ausschöpft und...

Helmut Ruge: Ich sehe das in einem Spannungsfeld: sowohl den eigenen Spielraum ausschöpfen als sich natürlich auch mit anderen zusammentun. Ganz unorganisiert herumzufahren in einem vorgestellten Freiraum, halte ich für völlig unsinnig. Das Bedürfnis, den eigenen Spielraum so weit wie möglich auszudehnen und einzubringen in eine Gruppe, in eine Organisation – diese beiden Dinge müssen sich zuarbeiten.

Elvira Högemann-Ledwohn: Noch einmal zu dem ganz jungen Publikum, das heute in einer politisch weit weniger bewegten Situation heranwächst, dessen Welterfahrung wahrscheinlich diffuser ist als die der Heranwachsenden noch vor fünf Jahren. In weiteren fünf Jahren wird das ein relativ erwachsenes Publikum sein. Muß man dem anders kommen als dem heutigen, vielleicht mit mehr Gefühlen? Liegt da eine Herausforderung für Sie schon jetzt?

Helmut Ruge: Ja, es ist sicher schwieriger, dieser Verzweiflung bei der akademischen Jugend zu begegnen. Die ist sicher größer als vor fünf Jahren, eine gewisse Hoffnungslosigkeit... Ich glaube, man muß sie erst einmal kommen lassen, um überhaupt das ganze Ausmaß zu erfahren. Dann damit vorsichtiger vorgehen, um es in einen kleinen Schritt nach vorn zu überführen. Die großen Parolen ziehen nicht mehr, mit dem globalen ideologischen Rundschlag kommt man auch nicht mehr weiter. Die Schritte müssen sicher kleiner und konkreter sein, die Hoffnungen hängen sicher etwas niedriger. Ich glaube, darüber muß man sich im klaren sein. Vielleicht ist dies eine realistischere Situation als 1968, vielleicht kann man damit langfristig mehr anfangen.

Elvira Högemann-Ledwohn: Ein werdender Lehrer damals konnte sich sagen: ich habe eine Aufgabe in dieser Gesellschaft. Ich kann helfen, mündige Bürger, Demokraten heranzubilden, Leute, die ihre Klassenlage durchschauen und ihre eigenen Ziele vertreten. Mit meiner täglichen Arbeit schaffe ich ein Potential, das helfen kann, die Gesellschaft nach Vorstellungen zu ändern, die auch meine Vorstellungen, meine größten und allgemeinsten Hoffnungen sind. Das war zugleich etwas ungeheuer Großes und ungeheuer Konkretes, und es hatte den Vorteil, daß die Arbeitssituation des einzelnen Intellektuellen, die allgemeine Zukunft und die Heranwachsenden mitbezogen waren. Jetzt also – die Hoffnungen niedriger hängen und realistisch sein... Da bleibt doch etwas Wichtiges draußen?

Helmut Ruge: Nein, ich würde sagen, die Hoffnungen niedriger hängen heißt, daß man nicht sofort mit den ganz großen Veränderungen rechnet. Damals hat man ja geglaubt, es muß sofort alles passieren. Das heißt, man braucht heute eine größere Frustrationstoleranz. Ich würde die These wagen, daß der Terrorismus aus der damaligen mangelnden Frustrationstoleranz heraus gewachsen ist: gleich muß etwas passieren, und die Enttäuschung, daß es dazu nicht kam, hat zu den bekannten Konsequenzen geführt. Ich glaube, jeder, der heute auf Veränderungen hofft, und sich vornimmt, daran teilzunehmen, muß sich einrichten auf größere Strecken, wo nicht gleich etwas passiert. Ich glaube, es wagen sich heute nur noch Menschen an eine solche Veränderung, die das im Hintergrund haben. Die anderen, die gleich Erfolge sehen wollen, werden gar nicht mehr dazustoßen.

Elvira Högemann-Ledwohn: Und die Literatur wäre ein Stück Wegzehrung?

Helmut Ruge: Ja, ein Stück Wegzehrung auf dem noch sehr viel längeren Weg nach vorn, in eine menschenwürdige Gemeinschaft.

Ohnmacht, Zorn und mehr Ein Gespräch zwischen Gerd Fuchs und Ewald Dede

Ewald Dede: Seit der Entführung und Ermordung des Arbeitgeberpräsidenten Hanns Martin Schleyer im Herbst 1977 ist das politische Klima in der BRD merklich rauher geworden. Ein Beispiel hierfür ist die Sympathisantenhetze, der sich Publizisten und Literaten, die es wagten, öffentlich auf die vielen antidemokratischen Fußangeln hinzuweisen, die in den sogenannten Anti-Terror-Gesetzen enthalten sind, nun ausgesetzt sehen. Haben die politischen Ereignisse des Herbstes 1977 demnach eine Zäsur in der Entwicklung unseres Landes gesetzt?

Gerd Fuchs: Von einer Zäsur kann man, glaube ich, nicht sprechen, denn es geschah ja nichts Plötzliches, nichts Unvorhersehbares. Lange vor jenem Mord wurden Intellektuelle wie der Theologe Gollwitzer, Schriftsteller wie Böll und Kipphardt in aller Öffentlichkeit als Wegbereiter des Terrorismus bezeichnet, als Sumpf, den es auszutrocknen gelte. Allgemein bekannt waren auch gesetzgeberische Maßnahmen wie etwa der § 88a, dessen gummiartiger Begriff des Verbots der „Gewaltverherrlichung“ ja schon manchen Richter anregte, den Literaturzensor zu spielen. Kurz, das Instrumentarium zur Einschüchterung, zur Einschränkung der Freiheit, auch der literarischen, stand lange bereit. Erschreckend im Herbst 1977, auch für mich, war daher wohl mehr, wie diese Einzelmaßnahmen plötzlich zusammenspielen. Was da an Staatsmaschinerie in Gang gesetzt wurde gegen jeden, der sich einen kritischen Blick bewahrt hatte. Hieraus resultierte das beherrschende Gefühl der Ohnmacht, die Angst, jeden Moment niedergewalzt werden zu können.

Ewald Dede: Werten wir die Gefühle Angst und Ohnmacht einmal gesellschaftlich, so zeigen sie doch deutlich die derzeitige Isolation der Intellektuellen in der Bevölkerung. Anders als in den späten sechziger Jahren, als das politische Engagement vieler Künstler durchschlug bis in die Wahl der literarischen Form, Reportagen und ähnliches, scheint doch gegenwärtig der Bezug auf eine gesellschaftspolitische Kraft, wie es damals die SPD war, verloren zu sein. Eine Tatsache, die sich, wie ich meine, auch an den künstlerischen Produkten, die sich mit jenen Herbstereignissen auseinandersetzen, deutlich machen läßt. Sei es nun der Film „Deutschland im Herbst“ oder Gabriele Wohmanns neuer Roman „Frühherbst in Badenweiler“, in beiden Fällen schlägt der Zorn doch eher um in Hoffnungslosigkeit als in Gegenwehr.

Gerd Fuchs: Zweifellos fühlten sich damals und fühlen sich noch heute viele Intellektuelle isoliert. Man brauchte in jenen Tagen nur einmal vor einem Kiosk, an dem die Tageszeitungen ausgehängt waren, stehenbleiben und den Käufern zuhören, die das Gelesene kommentierten. Zumindest eine Betroffenheit angesichts dieses scheinbar einhelligen Einverständnisses der Masse der Bevölkerung mit sämtlichen Maßnahmen von Regierung und Polizei wird jeder verspürt haben. Und sicher sind viele in einem solchen Augenblick ihres Abstandes zu diesen Zeitungslesern bewußt geworden. Hoffnungen wurden begraben, daß je breite Kreise der Bevölkerung spontan begreifen würden, wie hier mit ihren Grundrechten umgesprungen wurde. Doch war diese Betroffenheit ja nicht sprachlos. Es gab auch Gegenwehr. Hierzu zählt für mich auch der Film „Deutschland im Herbst“. Abgesehen einmal von allen ästhetischen Fragen,

der individuellen Verunsicherung, die seine einzelnen Beiträge kennzeichnen mag. Die Bewertung dieses Films ist doch nicht zu trennen von der besonderen Weise seiner Produktion. Und es war doch erstaunlich, daß plötzlich so viele Filmemacher unterschiedlichster Provenienz sich zusammentaten, um gemeinsam dem politischen Druck entgegenzutreten. Auch in den übrigen publizistischen Bereichen sind die Difamierungen und Verdächtigungen ja nicht unbeantwortet geblieben. Die Reaktion des Schriftstellerverbandes war zum Beispiel außerordentlich heftig, was ja eine entsprechende Empörung unter den Mitgliedern voraussetzt. Aber auch das PEN-Zentrum, die IG Druck und Papier und andere Gewerkschaften sind den politischen Scharfmachern entgegengetreten.

Ewald Dede: Das alles ist richtig. Dennoch scheinen mir die Schwierigkeiten, denen sich gerade engagierte Schriftsteller gegenüber sehen, gewachsen zu sein. Die politisch motivierte Verhinderung von Autorenlesungen, wie im Falle von Luise Rinser geschehen, stellt doch bereits einen massiven Versuch dar, die freie Berufsausübung von Schriftstellern einzuschränken. Und du selbst bist doch als Mitherausgeber des Verlags AutorenEdition von einem nicht minder gewalttätigen Versuch der Existenzvernichtung getroffen worden.

Gerd Fuchs: Das ist richtig. Im Falle der fristlosen Kündigung der Herausgeber des Verlags AutorenEdition (Timm, Kipphardt, Fuchs), die sich geweigert hatten, der Unterdrückung eines Manuskriptes von Peter O. Chotjewitz („Die Herren des Morgenrauens“) zuzustimmen, zeigt sich, in welcher Weise ökonomische Riesen wie der Bertelsmannkonzern gegebenenfalls auf ein verändertes politisches Klima reagieren, nämlich mit der Brechstange. Daß ihm hierbei auch noch der Justitiar des VS zu Hilfe kam, der den Begriff der „juristischen Zuverlässigkeit“ eines Manuskriptes prägte, was wohl den vorläufigen Höhepunkt der vorweggenommenen Selbstzensur darstellt, ist das traurigste Kapitel dieser Geschichte. Ganz zu schweigen vom Verlagsleiter oder dem Konzernvertreter. Doch auch in unserem Fall hat sich gezeigt, daß Gegenwehr möglich ist. Nicht nur, daß alle Autoren bis auf zwei Ausnahmen mit den Herausgebern zum Athenäum Verlag gingen, und so die Kontinuität der Arbeit sicherstellten. Dieser Wechsel, der uns im Moment relativ optimistisch stimmt, wurde auch dadurch möglich, daß Presse, Rundfunk und Fernsehen doch weitgehend solidarisch über unseren Verlag und dessen Mitbestimmungsmodell berichteten. Denn natürlich wußten die Journalisten, wenn man hier nicht einen deutlichen Schlußstrich zieht, wären sie vielleicht morgen schon selbst Betroffene, wären der Zensur neue Wege geöffnet worden.

Ewald Dede: Dennoch ist die Tatsache, daß gerade ein politisch ambitioniertes Manuskript zum Bruch zwischen der AE und dem Bertelsmannkonzern geführt hat, wohl auch ein Zeichen für die Widerstände, gegen die eine realistische, gesellschaftskritische Literatur heute allerorten anzukämpfen hat. Glaubte man den bürgerlichen Feuilletonisten, so dreht sich zuerst der gesamte Literaturbetrieb ohnehin nur um Schlagwörter wie Neue Innerlichkeit, Sensibilität usw. Und dies nicht etwa, um zu feinnervigeren Wirklichkeitsbildern zu gelangen, sondern, wie es ja auch die Favorisierung von Frankreichs „Neuen Philosophen“ zeigt, um die Entpolitisierung der Literatur weiter voranzutreiben.

Gerd Fuchs: Sicher hat sich der literarische Prozeß in unserem Land in den letzten Jahren weiter ausdifferenziert, wurden Schlagwörter im Umlauf gesetzt, die die Entpolitisierung beschleunigen sollten, selbst dann, wenn das den so vereinnahmten Autoren gar nicht ins Konzept passen wollte. Doch auch diese Entwicklung ist ja nicht mit einer Einbahnstraße zu vergleichen, die zwangsläufig am Schreibtisch irgendeines Großkritikers endet. Schließlich spürten auch die in den sechziger Jahren politisierten Autoren ein Ungenügen an der damals produzierten Literatur. Man war des Agitprops, der Appelle und Postulate einfach überdrüssig, vermißte das subjektive Moment. Für mich zum Beispiel stellte sich sehr früh die Frage, wie sich denn politische Prozesse eigentlich im Subjekt spiegeln und umgesetzt werden. Und zwar nicht im Hinblick auf die politische Linie einer Partei, sondern wie der Einzelne sein Leben zu verändern, sich eine andere persönliche Zukunft vorzustellen beginnt. So haben sich die bürgerlichen Kulturstrategen ein verändertes Literaturverständnis natürlich nicht vorgestellt. Und ihre Methode, bestimmte Bücher in den Vordergrund zu spielen, andere unbeachtet zu lassen, Preise zu verleihen, beweist ein ums andere Mal ihr Desinteresse an jeglicher gesellschaftskritischer Literatur. Wer früher nicht politisch war, infolgedessen auch unpolitisch weiterschrieb, hat heute sicher bessere Chancen, in den Medien vorgezeigt zu werden. Aber daneben gibt es eine beachtliche Zahl von Autoren, die ganz bestimmt nicht mehr so politisch naiv wie früher schreiben, doch aber eine erstaunliche Sensibilität für gesellschaftliche Prozesse entwickelt haben, die weit über das hinausgeht, was zur Zeit der Studentenbewegung bereits entwickelt zu sein schien. Man denke nur an den Roman „Der dreißigjährige Friede“ von Chotjewitz, an Timms „Morenga“, an das Buch „Wir sind arm, wir sind reich“ von Angelika Mechtel, an die Erzählungen von Fels, und was es sonst noch alles gibt.

Ewald Dede: Ein gemeinsamer Nenner all dieser Autoren scheint mir zu sein, daß sie selbst unter widrigsten Verhältnissen niemals den Versuch aufgegeben haben, mit ihren Texten ein möglichst breites Publikum zu erreichen.

Gerd Fuchs: Das empfinde ich als eine Selbstverständlichkeit. Der Anspruch eines Autors auf Verwirklichung von Demokratie muß bei ihm selbst beginnen, das heißt, er muß eine demokratische Haltung gegenüber dem Leser entwickeln. Dieser darf nicht zum bloßen Rezipienten erniedrigt werden, sondern muß bereits am Prozeß der Darstellung beteiligt sein. Und zwar derart, daß ein Autor seine eigenen Resultate jederzeit überprüfbar hält. Dies bedeutet nun nicht die Beschränkung der Literatur auf irgendwelche scheinbar leicht verständliche Formen. Vielmehr ist der Gebrauch jeglicher Form möglich, wenn diese so vorbereitet ist, daß der Leser einen Zugang zu ihr gewinnen kann.

Ewald Dede: Vieles von dem, was du gerade allgemein ausgeführt hast, ließe sich an deiner neuen Erzählung „Ein Mann fürs Leben“ konkret nachvollziehen. Mich interessiert besonders die Entwicklung der Hauptfigur Heinz Mattek. Dieser befindet sich ja auch plötzlich in der Isolation. Er verliert seine Arbeit und damit die Verbindung zu seinen Kollegen, muß sich allein auf Arbeitssuche begeben. Dennoch hadert dieser Heinz Mattek zumindest anfangs eigentlich recht wenig mit seinem Schicksal.

Gerd Fuchs: Heinz Mattek ist ein typisches Produkt des „Modell Deutschland“. Und ich glaube, daß sein Bewußtsein dem sehr vieler Arbeiter und Angestellter entspricht.

Arbeitslosigkeit als soziales Problem hält er für längst überwunden, schließlich hat doch der technische Fortschritt an die Stelle des Klassenantagonismus die Sozialpartnerschaft gesetzt. Wie viele ist er zwar organisiert, aber doch mit einem stark eingeschränkten gewerkschaftlichen Bewußtsein, das im Grunde nicht mehr erwartet als regelmäßige Lohnerhöhungen. Die Dialektik meiner Geschichte besteht nun darin, daß Heinz Mattek erst merkt, was ein Arbeiter ist, indem er seine Arbeit verliert. Seine Vorstellungen von der Wirklichkeit erweisen sich plötzlich als wenig tauglich, mit der neuen Situation fertig werden zu können.

Nach einigen mißglückten Versuchen, allein mit seinen Problemen fertig zu werden, merkt er dann, daß er Hilfe braucht. Und obwohl das für ihn eine „Erniedrigung“ darstellt, geht er zu einem früheren Arbeitskollegen. In diesem privaten Erfahrungsbereich setzt die Veränderung also ein und endet bei einem Streik, den Heinz Mattek sicher auch früher mitgemacht hätte, jedoch ohne daß er besonders beeindruckt gewesen wäre. Seine neuen Erfahrungen aber lassen ihn auch die Betriebswirklichkeit anders sehen.

Ewald Dede: Das hört sich fast wie ein Happy-end an. Doch neben seinem Erfolg bei der Arbeitssuche bleiben Heinz Mattek doch noch eine ganze Reihe ungelöster Probleme erhalten. So bleibt er zum Beispiel von seiner Frau getrennt, die sich selbst Arbeit gesucht hat, und ihr Recht auf Selbstbestimmung immer nachdrücklicher zu verteidigen beginnt.

Gerd Fuchs: Hierin liegt eine weitere Absicht der Erzählung, einmal hinter die glatte Oberfläche des Problems Arbeitslosigkeit zu schauen, das ja aus statistischer Sicht gar nicht so gewichtig zu sein scheint: Nur wenige, die ihre Arbeit verlieren, müssen wirklich materielle Not leiden, und die Mehrzahl findet auch ziemlich schnell eine neue Stelle, so hört man. Was sich aber hinter der offiziellen Zahlenfassade abspielt an Konflikten, Veränderungen in den Familienbeziehungen, bleibt unerwähnt. Hierin liegt vielleicht das utopische Moment der Erzählung, daß den Figuren Widersprüche und Entwicklungen zugemutet werden, die in der Regel einfach angekleistert werden. Hier muß nach meiner Meinung Literatur ansetzen, die Erkenntnisprozesse anregen will.

Diskussionsbeiträge zur Kulturpolitik auf dem Mannheimer Parteitag der DKP

Franz Xaver Kroetz

Liebe Genossinnen und Genossen, wir haben heute vormittag ja in einem, wie ich finde, phantastischen Akt von gemeinsamem Willen das Programm angenommen. Das freut mich natürlich besonders, weil ich die Ehre hatte, Mitglied der Programmkommission zu sein. Ich habe auch miterlebt, als Mitglied des Bezirksvorstands, wie in Südbayern tatsächlich eine einjährige Diskussion zu diesem Programm geführt wurde. Eine so demokratische Willensbildung soll uns erstmal irgendeine Partei oder irgend jemand nachmachen. Das war eine Geschichte.

Ich habe absichtlich gesagt: Wir haben das Programm angenommen und nicht verabschiedet; denn wir wollen es ja nicht eingerahmt übers Bett hängen, sondern da muß ja was damit passieren. Ich möchte damit anfangen: Wir sagen in dem Programm, wir sind für die Förderung eines reichen und vielfältigen, von humanistischem und demokratischem Geist geprägten kulturellen Lebens. Wir wollen die im Grundgesetz verankerte Freiheit von Kunst verteidigen. Wir wollen mit Kulturschaffenden, die, ihre Lage erkennend, zu den arbeitenden Menschen stoßen, zusammenarbeiten. Wie ist das nun, ein bißchen aufgeschlüsselt, aus unserer Sicht als Schriftsteller? Große gesellschaftliche Auseinandersetzungen in unserem Land waren immer begleitet von der Kunst und den Kulturschaffenden. Genauso wie wir auch Schläge auf die fortschrittlichen Kräfte unseres Landes als Kulturschaffende und als Künstler abgekriegt haben. Andererseits haben uns Siege, ja, kleinste Teilerfolge, in unserem Schaffen Ansporn, Hilfe und Erweiterung gegeben.

Es war übrigens nie leichter, innerhalb der Kultur zu kämpfen, als meinetwegen bei Krauss-Maffei oder bei Siemens. Das kommt zum Teil daher, daß viele Kulturschaffende – leider muß man das sagen – hinter der gesamtgesellschaftlichen Entwicklung hinterherhinken. Warum? Wenn zum Beispiel ein meinetwegen wirklich etwas könender junger Geist auftaucht in unserem Lande der Kultur oder derer, die Kultur besprechen, dann schaut die Bourgeoisie, ob er sympathisch ist. Und wenn er ihr einigermaßen sympathisch ist oder werden könnte, wird er aus dem gesamtgesellschaftlichen Kontext, also dort, wo wir alle leben, herausgenommen, wird ins Treibhaus verpflanzt, damit er sich „entwickelt“. Er entwickelt sich meistens zum pensionsberechtigten Gralshüter des ewigen Weltunterganges. Für wen das nützlich ist, ist klar. Die ökonomischen Sorgen, will ich sagen, die die meisten hier in diesem Land haben, werden für solche Leute, für diese besondere Spezies, minimiert, sie werden zurückgedrängt. Man umhätschelt sie. Natürlich nicht aus Liebe, sondern um sie den übrigen Vielen zu entfremden. Das führt dazu, daß Kunst, daß rezeptives Schaffen, also das Schreiben über Kunst und Kulturpolitik den Massen entfernt ist und die Massen ausklammert. Plötzlich finden dann solche Leute, die irgendwann einmal ganz vernünftig waren, die Aufarbeitung sozioökonomischer Problemstellungen, also etwa ein Stück darüber, wie ein Streik funktioniert, über Aussperrung, Arbeitslosigkeit, Jugendarbeitslosigkeit, all das finden sie dann plötzlich langweilig, uninteressant, abgeschmackt, „das war doch schon mal da“. Es „gefällt“ ihnen plötzlich nicht mehr.

Klar, sie haben sie ja auch nicht, diese Probleme. Das ist ein ganz enger Zusammenhang. Wir sagen in Bayern dazu, wes Brot ich freiß, des Lied ich sing. Das zarte Gezwitscher auf den kahlen Ästen der dorrenden bourgeoisen Ästhetik klingt ja auch den Umständen entsprechend.

Dabei – das muß man sagen – sind das oft wirklich hochbegabte und formal spannende Künstler oder in den Medien hochintelligente, eloquente Trendmaker oder Kulturpolitiker.

Neben diesen Paradiesvögeln gibt es natürlich eine ganze Menge Zuträger, Namenlose. Sie werden nicht so prominent verfrachtet, sie werden massenüblich behandelt. Ihre Stellung ist so unsicher, daß ihre Freiheit von der Höhe ihres Kontos abhängt; eine geringe Freiheit. Sie sind „selbständig“, sie sind Freiberufler, feste Freie, freie Feste, ganz Freie, selten ganz Feste, im Fernsehen, im Rundfunk, in Zeitungen, in Illustrierten. Sie sind zum Beispiel die meistens nur für eine Spielzeit engagierten Schauspieler, Regisseure usw. Und es sind nicht zuletzt auch einige unserer besten Künstler, die ein Leben lang an der Sozialfürsorgegrenze entlangmarschiert sind. Die meisten sehen sich gezwungen, mit den Wölfen zu heulen.

Die Bourgeoisie delegiert Kunst und Kulturpolitik einerseits an die Privilegierten und andererseits an die, die voll Angst sind. Beide singen ihr Lied und tanzen nach ihrer Pfeife.

In diesem Zusammenhang ist etwas passiert, wovon ich dachte, das kann in den nächsten hundert Jahren nicht passieren. Das Hamburger Schauspielhaus hat vorgestern und gestern gestreikt! Es erfüllt mich besonders mit Stolz, weil ich Euch sagen kann, es ist ein politischer Streik. In Hamburg soll über den Kopf des Ensembles hinweg ein neuer Intendant installiert werden. Ein Reaktionär soll den jetzigen ablösen. Da hat das Ensemble – erstmals ist das in einem größeren Haus passiert – nein gesagt und hat vorgestern und gestern die Proben nicht gemacht. Eine gute Sache.

Es gibt natürlich auch, jetzt komm ich wieder auf die Vögel zurück, gerupfte Paradiesvögel, die falsch gesungen haben, absichtlich, unabsichtlich; das passiert einem, wenn man nicht aufpaßt.

Und es gibt auch Spatzen mit aufgestecktem Gefieder. Die kommen mit Vorliebe aus anderen Ländern zu uns. Sie haben übrigens die geringste Chance zum Überleben; schnell heiser, wenn sie das Lied vom realen, schlechten Sozialismus ausgesungen haben, verschwinden sie im Nichts: Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen.

Nun, wie verhalten sich denn die fortschrittlicheren, etwas freieren oder auch, das gibt's ja, ganz freien Kulturschaffenden unseres Landes, und mit welchen Gesängen sind sie denn in diesem Jahr konfrontiert? Unsere nachdrücklichste Sorge gilt der Hinwegdrängung des Realismus zugunsten einer – das wird manchem von Euch fremd klingen – neuen Innerlichkeit, so nennt man das jetzt. Das ist treffend zum Ausdruck gekommen auch bei Kolloquien in Berlin und Frankfurt vor etwa 14 Tagen. Auf dem einen war ich selber. Da hieß es: „Brecht mit 80 Jahren.“ Das war in Frankfurt. Und das andere war Gottfried Benn in Berlin gewidmet. Ist an sich o.k. Ich meine, vielen von uns wird ja Brecht näherstehen, aber deswegen braucht man ja den Gottfried Benn nicht gleich wegzuerwerfen.

Diese Kolloquien hatten aber in Wirklichkeit eine über ihren eigentlichen Gegenstand natürlich hinausweisende Bedeutung. Die „Süddeutsche Zeitung“ – schlau wie im-

mer – hat formuliert: „Brecht geht, und Benn kommt.“ Das hätten sie gern. Die „Frankfurter Allgemeine“ hat gemeint, die Zweckmoral, die Gleichsetzung von Partei und fortschrittlicher Menschlichkeit stoße zusehends ab. Der Umstand, daß Brecht nicht nur Fragen gestellt, sondern sich auch erlaubt hat, Antworten zu geben, würde die junge Generation in ihrem Selbstverständnis abstoßen. Warum denn das Ganze? Natürlich, weil Schwarzmalerei, weil Defätismus, Anarchismus, Nihilismus und wie diese ganzen schönen Dinge noch heißen, die Haltung: „Es bleibt doch alles beim alten“, „Revolution hat überhaupt keinen Sinn“, „Es wird ja immer noch schlechter“ usw., die Bourgeoisie glücklich macht und ihr nützt. Die Parole heißt derzeit in der Kunst: „der heroische Weg nach innen“, „innere Emigration“, „Frustration“, „ahistorisch denkender Geschichtspessimismus“. Wie traurig.

Mit Gottfried Benn ist natürlich ein Zeuge gefunden; das heimelt so manchen an. Warum denn das Ganze gerade in dieser Zeit? Zu Beginn der siebziger Jahre hat es in der Bundesrepublik einen neuen Anfang in Realismus gegeben. Es war ein, zugegeben, „privater“ Anfang. Bestürzung der erwachsen Gewordenen über Zustände, die sie gesehen haben. Diese unsere damalige Kunst war betroffen, auch konzeptionslos. Wir haben Opfer geortet, wir haben sie bemitleidet. Es entstanden aber trotzdem in dieser Zeit Werke, die wir uns aus dem Gesamtschaffen unseres Landes nicht mehr wegdenken können. Danach begann eine inhaltliche Qualifizierung. Unser Realismus wurde befähigt, nicht nur Opfer zu orten, sondern Opfernde auszumachen, nicht nur Betroffene zu beweinen, sondern die Betreffenden anzuklagen. Er wurde befähigt, Gesamtgesellschaftliches zu sehen und darzustellen. Diese inhaltliche Qualifizierung mündete natürlich in einer Art sozialistischen Realismus. Spätestens hier merkten die, die auf den Zug nur aufgesprungen waren, um ihre Zwecke damit zu betreiben (Motto: Ihr müßt weg vom „am Inhalt kleben“ und euch formal weiterentwickeln), daß sie den Zug nicht in ihre Richtung kriegen. Seitdem wollen sie ihn stoppen: mit dieser neuen Innerlichkeit! Damit soll eine im Ansatz überwundene Trennung – und das ist für uns alle wichtig: die von Kunst und Massen – wiederhergestellt werden; diese schon überwundene Trennung sollte und soll neu etabliert werden. In Namen übersetzt ist das also Benn kontra Brecht oder, etwas weniger prominent, Thomas Bernhard, Peter Handke, Botho Strauß gegen Martin Sperr, gegen unseren August Kühn oder meinetwegen gegen mich.

Ich muß dazu sagen: Nichts gegen die besten jener Autoren, die sich zum radikalen Mittelpunkt ihrer Kunst machen. Ihr Sein ist ihnen schmerzlich real, und ihre besten Werke sind „auch“ realistisch. Viel gegen hochgejubelte Windeier, die Entfremdungstränen weinenden Selbstentfremder und unsere urschleimtauchenden Scharlatane. Alles gegen die Strategen der Bourgeoisie, die mit dem Vehikel neue Innerlichkeit die Kunst wieder auf die Darstellung trauriger Künstler und Intellektueller zurückzuschrauben wollen.

Wir werden das nicht zulassen. Die Kunst unseres Landes braucht den Realismus wie der Mensch die Luft zum Atmen. Was heißt denn Realismus? Realismus heißt: Der arbeitende, normale Mensch steht im Mittelpunkt des künstlerischen Schaffens; Realismus heißt: mit Liebe, mit Leidenschaft, mit Fleiß und Treue den Weg der arbeitenden Menschen in unserem Land beschreibend begleiten und am besten nicht von außen, sondern mitten drin in den Kämpfen der Arbeiterklasse. Realismus heißt auch: Standpunkt beziehen und ihn verteidigen für die arbeitenden Menschen.

Kann man sich denn diese jetzt aufgestellten Forderungen, die Realismus im großen und ganzen unterschreiben, vorstellen, einzeln, am hehren Himmel der ideologischen Privatsterne? Das kann man nicht. Dazu braucht man die enge Verbundenheit mit den Organisationen der Arbeiterklasse, am besten mit unserer DKP. In ihr sind auch Kulturschaffende gut aufgehoben.

Es ist deshalb besonders schmerzlich, liebe Genossinnen und Genossen, daß es Kollegen gibt, deren intellektuelle und künstlerische Potenz so groß ist, daß wir es wirklich bedauern müssen, wenn sie abseits stehen oder ganz gegen die wichtigsten Anforderungen an die Kunst sind. Wenn sie weiterhin in sisyphusgleicher Gefangenschaft, sich selbst bespiegelnd, nie aus sich herausfinden. Dabei geben sie zu, daß sie sich nach der Wirklichkeit, nach den sie umgebenden Vielen sehnen.

Dabei gibt es zwischen dem „Ich“ als künstlerischem Gegenstand – also dem Subjekt jeder Kunst – und den vielen „anderen“ gar keinen Widerspruch. Nur wer sich selber kennt, begreift, liebt und ändert, der kann auch andere kennen, begreifen, lieben und verändern lernen. Nur wer in andere hineinschaut, der sieht doch auch etwas von sich selber. Wichtig ist allerdings in diesem Zusammenhang, daß man voraussetzt, daß das Sein das „Ich“ – sprich Bewußtsein – bestimmt, und daß es in unserem Land verdammt viele verschiedene „Seins“ gibt, und daß ein Künstler die große Verpflichtung hat, sich umzuschauen, bevor er schreibt. Das ist wichtig!

Die Gruppe derer, die nicht nur in sich hineinschauen, sondern sich auch umschaun, ist in den letzten Jahren trotz des Druckes stärker geworden. Es hat eine ganze Menge großer realistischer Kunstwerke in dieser Zeit gegeben. Es ist der Bourgeoisie ganz und gar nicht gelungen, sich den Realismus einzuverleiben – der ist und bleibt von uns besetzt.

In diesem Sinn – und kämpfen erhält ja jung und frisch – machen wir weiter, damit unsere Partei, unser Programm lebendigster und unverzichtbarster Bestandteil unseres Lebens, unseres Landes wird.

Sehr verehrte Gäste, liebe Genossinnen und Genossen!

Gegen die gewerkschaftliche Forderung nach Verkürzung der Arbeitszeit auf 35-Stunden-Wochen bei vollem Lohnausgleich schießen Unternehmer, Ministerien, Verbände aus vollen Rohren. Es war wohl auch nicht anders beim Kampf um den Zehnstundentag, um den Achtstundentag, um die 45-Stunden-Woche, um die 40-Stunden-Woche. Wie bei allen Stationen des Kampfes um die Verkürzung der Arbeitszeit stecken in den damit in Angriff genommenen sozialen Fragen auch heute, und heute vielleicht sogar ganz besonders, zugleich weltanschauliche und kulturelle Aufgaben ersten Ranges.

Vom Kampf um die 35-Stunden-Woche bei vollem Lohnausgleich ist die Aufgabe nicht zu trennen, daß sich die Werktätigen weitere kulturelle Entfaltungsmöglichkeiten sichern und ihre größere Teilhabe an der fortschrittlichen Kultur der Vergangenheit und Gegenwart durchsetzen. Nur so sind die Weichen zu stellen, damit aus mehr Freizeit auch mehr reale Freiheit für die Werktätigen werden kann.

Aber auch andere soziale Brennpunkte stellen uns heute vor Kulturaufgaben von ungewöhnlicher Tragweite. Und ich meine hier, wie in den Diskussionsbeiträgen von Beate Landefeld, von Wolfgang Gehrcke und auch Ellen Weber schon angesprochen, die Notstände der arbeitenden und lernenden Jugend, die ja nicht nur und nicht sofort Kämpfer erziehen, sondern sehr oft auch Krisen des Selbstbewußtseins und der Persönlichkeit nach sich ziehen, die in zweifelnden Fragen nach dem Wert der eigenen Person, dem Sinn des Lebens, den Möglichkeiten einer Zukunft überhaupt zum Ausdruck kommen. Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß es nur logisch ist, daß es für alle diese Fragen keine Antwort mehr gibt auf dem Boden eines Systems, das weder eine qualifizierte Ausbildung noch eine umfassende Bildung noch das Recht auf Arbeit sichern kann, und das sich als immer unfähiger erweist, auch nur die Umrisse eines humanistischen und wissenschaftlichen Welt- und Menschenbildes zu entwickeln. Wozu dieses System und seine Schreiber allenfalls fähig sind, und das mit der Unermüdlichkeit tibetanischer Gebetsmühlen, das ist, uns zu versichern, daß es unmöglich zu verwirklichen sei, was Karl Marx für den Kommunismus postuliert hat, nämlich, daß er die Perspektive eröffnet, „eine solche Lebenslage für alle Menschen zu schaffen, daß ein jeder seine menschliche Natur frei entwickeln, mit seinen Nächsten in einem menschlichen Verhältnis leben kann“. Ein Ziel, das in den sozialistischen Staaten mit großer Beharrlichkeit realisiert wird.

Die Schöpfer des wissenschaftlichen Sozialismus haben sich dabei keine Illusionen gemacht über die Schwierigkeiten, die mit diesem menschheitsgeschichtlichen Prozeß verbunden sind. Die geradezu infantile Freude der Großbourgeoisie über jede rückständige Verhaltensweise zeigt nur in aller Deutlichkeit ihren Wunsch, die eigene Niedrigkeit zum Muster menschlichen Verhaltens erhoben zu sehen. Entsprechend sieht ihr Originalbeitrag auf die existentiellen geistigen Fragen der Jugend aus. Er besteht im Ausmalen einer Welt voller Feuersbrünste, Riesenspinnen, Todeshain, in der Verlängerung imperialistischen Rüstungswahns und imperialistischer Aggressivität bis in die ferne Zukunft. Es ist die organisierte Absage an die Zukunft der arbeitenden Menschen.

Ein skrupelloser Antikommunismus soll dabei die Hauptdrecksarbeit übernehmen. Sein Angriffsziel ist nicht nur der reale Sozialismus, ist nicht nur unsere Partei, sondern die gesamte Jugend unseres Landes, die ganze werktätige Bevölkerung. Der bloße Gedanke an eine gesellschaftliche Alternative, an eine menschliche Zukunft soll ihr ausgetrieben werden. Zugleich wird die Demontage allen Wissens gefördert, das die Menschen im Laufe der Jahrhunderte von sich selbst und von ihrer Persönlichkeit gewonnen haben. Das zielt selbst auf christliche, selbst auf liberale Vorstellungen vom Menschen. Im Zentrum der Angriffe aber stehen die sich aus dem historischen Materialismus ableitenden Erkenntnisse über das soziale Wesen der Persönlichkeit, über die Rolle der gesellschaftlichen Arbeit bei der Herausbildung der menschlichen Wesenskräfte. An ihre Stelle soll etwas treten, was sich in einer bürgerlichen Zeitung so liest: „Die Bodenlosigkeit der menschlichen Existenz“, „die Emanzipation von der Emanzipation“ – also das große Zurück in die Vergangenheit, der Austritt aus der Gesellschaft, der Selbstmord als höchster Ausdruck kapitalistisch verstandener Freiheit. Und wo einst noch vom Menschen die Rede war, geben die Imperialisten allenfalls noch den Gentechnikern das Wort. Die perversen Vorstellungen von der biologischen Manipulation an den Erbeigenschaften des Menschen, das ist die imperialistische Endstation von Humanismus. Und das alles in einer Epoche, in der die Unterdrückten und Kämpfenden aller Zeiten die Menschheitsgeschichte an die Schwelle geführt haben, die als letzte zu überschreiten ist, um die Grundlagen für die Entfaltung der menschlichen Wesenskräfte jedes einzelnen zu legen, in der ein großer Teil der Menschheit, beginnend mit der Oktoberrevolution, diese Schallgrenze längst durchbrochen hat.

In der Abwehr, auch der geistigen Angriffe des Großkapitals auf die menschliche Existenz, auf das Selbstbewußtsein junger Menschen müssen und können Kultur und Kunst eine bedeutende Rolle übernehmen. In der eigenen kulturellen Betätigung wird oft schon spielerisch der Nachweis der eigenen schöpferischen Kräfte erfahren. Und es gibt bereits zahllose Beispiele, wo eine sinnvolle Freizeitgestaltung oder die Begegnung mit fortschrittlicher Kultur jungen Menschen geholfen hat, daß sie nicht zusätzlich zu der ganzen allgemeinen Misere die Inhumanität des Kapitalismus auch noch als Persönlichkeitskrise durchleiden mußten, sondern im Gegenteil Anstöße erhielten, um im gemeinsamen und organisierten Kampf um ihre Interessen als Persönlichkeit zu wachsen oder sie überhaupt erst zu entdecken.

Entsprechend auch unseren nunmehr geltenden Programmaussagen legt uns dies nahe, in der kommenden Zeit das, was in unseren Kräften steht, zu tun, um die Freizeit der arbeitenden Menschen und der Jugend dem Zugriff und der Zerstörung durch das kapitalistische System weiter zu entziehen und sie zu sichern für ihren eigentlichen Zweck: der Erholung, der Unterhaltung, der Begegnung, der Bildung. Entsprechend unserem nunmehr geltenden Programm legt uns dies auch nahe, das, was an kulturellen Werten und fortschrittlichen Traditionen erhalten ist, und das, was neu gewachsen ist, gegen die Großbourgeoisie zu verteidigen, auch materiell, indem wir uns grundsätzlich gegen jeden Abbau öffentlicher Kulturinstitutionen wenden, ob Jugendzentrum, Bibliothek oder Symphonieorchester. Wir müssen es genauso grundsätzlich ablehnen, das eine gegen das andere ausspielen zu lassen. Die erreichten Positionen sind nicht schlecht, von denen aus diese Aufgaben bewältigt

werden können. Ungleich stärker als noch vor Jahren beginnen auch die Gewerkschaften die kulturellen Interessen ihrer Mitglieder zu erkennen und wahrzunehmen. Ungleich stärker als noch vor Jahren ist die Verbindung von Arbeiterklasse und Kulturschaffenden. Und immer schwerer fällt es uns, zu glauben, daß auch christlich, liberal, ja auch manche konservativ orientierten Menschen auf die Dauer unberührt hinnehmen können, was der Imperialismus in Schrift, Bild, Wort und Ton an Karikatur des Menschbildes offeriert. Hinzu kommen noch einige kulturelle Besonderheiten unseres Landes, die uns bei der Lösung dieser Aufgabe unterstützen könnten. Die Bundesrepublik Deutschland ist auch in kultureller Hinsicht, verglichen mit kapitalistischen Ländern ähnlichen Entwicklungsstandes, ein reiches Land. Analphabetenraten wie in den USA sind bei uns – *zumindest noch nicht* – denkbar. Und es gibt bereits Hunderttausende Werktätige, die sich in ihrer Freizeit kulturell betätigen. Außerdem: Die geschichtliche Entwicklung hat uns zu einem Land mit vielen regionalen kulturellen Zentren gemacht. Zum Beispiel unser Theatersystem dürfte in der ganzen kapitalistischen Welt ohne Vergleich sein.

Die deutsche Arbeiterbewegung hat vor allem nach dem ersten Weltkrieg und unter dem Einfluß der Oktoberrevolution kulturelle Akzente von nationaler Dimension gesetzt. Unsere Kultur hat den Kahlschlag des Faschismus überlebt, auch wenn sie sich – wie unser Volk – immer noch nicht ganz davon erholt hat. Und wir sind dabei, auch gegen den Hobel der US-importierten oder US-inspirierten Zeittotschlagmaschine, die humanistischen Traditionen zu stärken, die sich trotzallem erhalten haben, und das Neue zu fördern, das trotz alledem stärker als noch vor Jahren Zeugnis von unserer Wirklichkeit ablegt und seinerseits wiederum mithilft, diese Wirklichkeit im Interesse der arbeitenden Menschen zu verändern.

Genossinnen und Genossen, laßt uns unseren Teil beitragen, damit die aktivsten Träger der demokratischen und sozialistischen Kulturströmungen der Bundesrepublik – das sind die Arbeiterbewegung, die Kulturschaffenden verschiedener Weltanschauungen oder Parteizugehörigkeit und viele andere demokratische Kräfte – daß diese Träger der demokratischen und sozialistischen Kulturströmungen die Herausforderung durch die Monopole noch ernster annehmen als bisher. Die Entwicklung stellt an sie, an uns alle, an unsere politische und künstlerische Arbeit den Anspruch, unsere fortschrittlichen Traditionen zu bewahren und weiterzuführen zu einer demokratischen und sozialistischen Kultur von nationaler Repräsentanz. Ich danke für eure Aufmerksamkeit.

Hannah Streisand Mitteilungen aus der Forschung

Da hatte ich nun diese Stelle im Soziologischen Institut bekommen. „Wissenschaftliche Mitarbeiterin mit kreativ-progressiver Forschungstätigkeit“, das schmeichelte und zog an, zusätzlich zur Sicherung des Broterwerbs sollte doch alles befriedigend verlaufen können, der gewöhnliche, also angepasste und dienstleistende bürgerliche Wissenschaftsbetrieb sollte doch wohl durchzustehen sein.

Und doch, nach einiger Zeit stimmte das alles nicht mehr zusammen. Das wurde mir am stärksten immer dann bewußt, wenn ich mit anderen ins Gespräch kam: Was ich denn jetzt so mache, was und wo ich arbeite. Meine ziemlich diffuse Antwort „Bin Soziologin und arbeite im ... Forschungsinstitut“ (denn worüber und wofür wir nun ganz konkret „forschen“, das konnte ich bemerkenswerterweise gar nicht so plastisch und einleuchtend erklären), rief meist die übereinstimmende Reaktion hervor: „Was für ein Glück, so einen interessanten Beruf zu haben, in dem man so Vielseitiges machen kann.“ Und dann war ich jedesmal versucht, es einmal auszusprechen: ich bin ganz und gar nicht interessiert, ich fühle mich vereinseitigt und habe eigentlich ein tiefes Unbehagen in dieser Arbeit.

Aber noch bevor dies in aller Unklarheit und Ratlosigkeit einmal eingestanden war, bevor ich mich trauen könnte, diesem Unbehagen einmal weiter nachzugehen, setzten schon eine Reihe von Mechanismen ein, die mich an der offenen Mitteilung hinderten.

Die moralische Selbstkasteiung: Wie komme ich dazu, angesichts meiner privilegierten Arbeitsbedingungen von Unbefriedigung, Desinteresse und Leere zu reden oder sie auch nur zu empfinden? Wie komme ich dazu angesichts des viel drückenderen, monotonen, reglementierten Arbeitsalltags von Hunderttausenden Büroangestellter, Verkäuferinnen oder Arbeiterinnen in der Fabrik, die Grund und Recht haben, abends ausgelaugt zu sein. Ist das nicht maßlos elitär, ein Hypochondertum, das nur die (zweifelloso) geschützten Reservate eines progressiven Forschungsbetriebs kennt und nie die wirklichen Härten der Durchschnittslohnarbeit, den Regelfall im Kapitalismus also, aushalten mußte?

Am puren Tatbestand ist sicher einiges richtig, und das macht diese Reaktion wohl für viele Linke naheliegend und eingängig; aber sie verurteilt letzten Endes zu Bewegungslosigkeit, märtyrerhaftem Aushalten, und ich fühlte mich schließlich auch durch ständige Selbstvorhaltungen, wieviel schlechter es der arbeitenden Bevölkerung im Durchschnitt gehe, nicht besser in meiner Arbeit. Zumal ich ja eigentlich auch der Ansicht war, daß gutes Gehalt, wenig Reglementierung der Arbeitszeit usw. durchaus verteidigungswürdige Dinge seien.

Ich hatte lange Zeit große Scheu, mit den Kollegen offen darüber zu reden. Nicht gemeint das durchaus salonfähige Klagen über „Stress“, was ja geradezu als dezent verpackter Hinweis auf eigene Hochleistung und Produktivität gedeutet werden kann – nein, vielmehr über die eigentlichen täglichen „Ausfallerscheinungen“ zu reden, die ich mit der Zeit an mir bemerkte: daß ich oft unproduktiv und mit leerem Kopf am Schreibtisch sitze, daß mir keine interesseweckenden Fragestellungen, geschweige denn qualitätvolle Forschungsergebnisse kommen, ja, daß mich das Thema meiner

Arbeit oft gleichgültig und unbeteiligt läßt, daß mir Stricken oder Handwerken manchmal weit nützlicher und befriedigender erscheint.

Hinter dieser Scheu vor dem offenen Reden mit andern steckt die Angst vor dem wissenschaftlichen Prestigeverlust; die Angst, das Eingeständnis solcher Ratlosigkeit und Blockierung könne als berufliches Versagen gewertet, fehlendes inhaltliches Arbeitsengagement mir angekreidet werden. Und so mache ich alle die uneingestandenen Konkurrenzängste mit, dieses subtile Kurlaufen um die Sicherung des eigenen Platzes in der informellen Hierarchie des Forschungsbetriebs.

So auf mich alleine angewiesen, suchte ich die Mängel zuallererst bei mir selbst. Diagnose: eigenes berufliches Versagen, Unfähigkeit zu produktiver wissenschaftlicher Tätigkeit und also für den Forschungsbetrieb nicht geeignet.

Und tappte weiter in meiner Ratlosigkeit herum: Was jetzt? Ich merkte, daß ich nicht auf diese Weise, mit dem Jeder-stirbt-für-sich-allein-Abgang einen Schlußstrich unter dieses Berufskapitel ziehen kann, um zum nächsten Abschnitt überzugehen. Denn von der Versagerdiagnose aus gibt es keinen Schritt zu einem nächsten Abschnitt mehr.

Ich begann mich dann doch einmal umzuschauen und zu erkundigen bei den andern, die in gleicher Situation arbeiten, nach ihrem Zustand. Und hörte da von ähnlicher Brüchigkeit, wachsender Unbefriedigung und Blockierung, merkte auch ähnliche Ratlosigkeit und ein Herumsuchen, wie und womit jeder die Arbeit besser durchstehen könne.

Wenn ich auf die Suche nach Alternativen gehen will, ist der erste Schritt, einmal klarer zu sehen, was mir in meiner Arbeit eigentlich so zu schaffen macht, was ich da so entbehre. Ich weiß mittlerweile, wie dringend wichtig die Verständigung mit den andern ist, schon allein damit man nicht wieder in die larmoyante Bewegungsunfähigkeit gerät, in der jeder einzeln Selbstzermürbung betreibt und immer wieder auf die eigene Unzulänglichkeit zurückfällt.

Wo aber lagen und liegen die Brüche und Klippen in meinem/unserem Arbeitsalltag? Ziemlich häufig breitet sich ein gähnender Abstand aus zwischen mir mit meinem Bedürfnis nach aufmerksamer Beteiligung und dem Problem, das ich bearbeiten soll, dem Bericht, den ich schreiben soll.

Beteiligt zu sein ist aber notwendige Voraussetzung für diese Arbeit, dafür, die Energie und den langen Atem zum Wissenwollen und Nachforschen aufzubringen. Wie komme ich also dazu, mich zu interessieren, was macht mir Sinn, an der Untersuchung von Problemen in dieser Gesellschaft zu arbeiten, mich daran zu verausgaben? Gleichzeitig reißen ständige Skepsis und Unsicherheit an mir: ob ich mit meiner Hirnarbeit wirklich Realität eingefangen habe, ob es überhaupt richtig (realitätsangemessen) und wichtig ist, was ich an einem sozialen Problem untersuche und was ich darüber herausfinde. Ich führe einen dauernden Nervenkrieg mit der Komplexität der Untersuchungsproblematik.

Zunächst scheint so ein Auftrag, so ein Forschungsproblem noch ganz handhabbar. Man ist ja ausgerüstet mit Grundkenntnissen über die Gesetzmäßigkeiten in dieser Gesellschaft (einschließlich der marxistischen Kategorien aus ... zig Kapitalkursen). Ich werde da schon hindurchfinden, den realen Abläufen schon auf die Spur kommen. Und dann verliere ich mich in einem Dschungel von Komplexität. Ich sehe mich ausgesetzt in einem Gestrüpp von Daten, Einzelercheinungen und -ergebnissen, die alle

„Aspekte des Untersuchungsgegenstands“ sind. Bin bombardiert von einer Batterie unterschiedlichster Interpretationen, Sichtweisen, Erklärungsansätzen.

Verwirrung und Konfusion in meinem Kopf (dabei soll ich stimmige Ergebnisse liefern). Wie kann ich diese Fülle zusammenordnen, wo es zu jedem Ergebnis widersprechende Erscheinungen gibt, und dazu wieder eine Vielfalt von Erklärungen mit dem Anspruch auf Realitätsgerechtigkeit?

Aber Realität kann doch keine bloße Interpretationsfrage sein. Wie soll ich das, was richtig und wichtig ist, in den vier Ecken meines Schreibtisches entscheiden können? Ich habe keine Kontrolle mehr, an der ich abgreifen kann, was richtig und wichtig ist in meinem Denkprozeß (ob du ein Fahrrad richtig repariert hast, kannst du kontrollieren, wenn du es fährst).

Wenn ich mich in diesem Wald von Komplexitäten, von Erscheinungen und Gegenerscheinungen, Aussagen und Gegenaussagen nicht verlieren will, brauche ich so etwas wie eine Kontrolle. Die mir hilft, die notwendige Vereinfachung vorzunehmen, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu trennen. Die mir hilft, geradeaus zu denken und zu fragen, ohne mich in Kompliziertheiten und Komplexheiten eines Problems zu verheddern.

Ich erinnere mich also, wann ich am Arbeitsproblem beteiligt und interessiert war und wann ich eine Art Bestätigung spürte, daß an meinem Denkprodukt doch etwas Richtiges und Wichtiges war. (Einmal z. B. eine Untersuchung über Probleme von Betriebsräten und später eine Gewerkschaftsschulung, auf der ich über unsere Arbeit berichtete und diskutierte.)

Interesse an meiner Arbeit und Zielgerichtetheit beim Fragen entsteht mir dann, wenn ich einen anschaulichen lebendigen Kontakt herstellen kann zwischen der Problemstellung und den Fragen und Notwendigkeiten der Menschen, die davon betroffen sind und die mich etwas angehen. Dazu reicht nicht die abstrakte „Orientierung an den Interessen der Arbeiterklasse und ihrer Bewegung“ – ein Merkzettel, der mir in meiner täglichen Arbeit immer wieder abhanden kommt.

Wenn ich der Arbeiterbewegung und ihren Interessen verbunden sein will, muß ich mit ihnen Verbindung haben. Den Kontakt und die Anbindung brauche ich, um selbst angerührt und interessiert zu sein, ein Problem zu untersuchen. Den Austausch brauche ich, um zu wissen, was überhaupt wichtig zu untersuchen ist und wo ich es suchen kann. Ich brauche ihn als Bestätigung für mich selbst, als Meldung darüber, daß es Sinn macht und daß gebraucht wird, was ich produziere – von den Leuten und einer historischen Bewegung, die mir wichtig ist und deren Sache mich anrührt.

So weit bin ich immerhin gekommen: diese Verbindung muß hineinreichen in meine Arbeit, sonst wird die Standpunktorientierung immer wieder zum Merkzettel, der in den Papierstößen meines Schreibtisches verlorengeht. Wie oft mache ich diese Wanderung zwischen meinen beiden Welten und bringe sie nicht zusammen: sitze abends in der Parteigruppe oder diskutiere am Informationsstand, und dann begebe ich mich zur täglichen Arbeit an meinen Schreibtisch und bin „Wissenschaftler“, die Verbindung ist gestört und unterbrochen.

Wie kommt es dazu, was macht es so schwer, diesen Leitfaden fürs Arbeitsinteresse herzustellen und zu behalten?

Da sind Aufträge, Forschungsprojekte mit ganz konkreten, nahen Ausgangsbezügen wie Schulpraxis, berufliche Ausbildung, Arbeitslosigkeit, die plötzlich wie herausge-

dreht aus jedem lebendigen Realitätsbezug erscheinen. Sie werden zum Gegenstand von Fragen nach „Strukturen und Bedingungskonstellationen“, zum Gegenstand der Prüfung analytischer Erklärungsmuster, bis es scheint, es gehe „um das Phänomen selbst“, wissenschaftliches Interesse habe zu bestehen in der Klärung des Problems um seiner selbst willen.

Und schon verliere ich mich in diesem abgehobenen Diskurs, spiele ein Glasperlenspiel mit Kategorien, Bedingungsvariablen und Thesen, bis ich selbst gar nicht mehr weiß, was ich nun eigentlich und warum ich es wissen will. Kein Rückbeziehen auf gesellschaftliche Probleme als Probleme und Notwendigkeiten von Menschen mehr – da paßt, scheint's, die Frage „Wessen Probleme will ich wissen?“ nicht mehr.

Was bringt einen dazu, sich auf dies entfremdete Spiel einzulassen, selbst wider die besseren allgemeinen Erkenntnisse in dem Raster „wissenschaftsimmanenter“ Probleme und Fragen zu kreisen und zu denken?

Das hat viel zu tun mit dem Konkurrenzdruck im Wissenschaftsbetrieb, wo man sich verkaufen und anpreisen muß, um seine Existenz zu sichern. Wo es darauf ankommt, seine Position und Verkaufschancen zu verteidigen nicht allein durch bloßes Mithalten im akzeptierten Wissenschaftsgeplänkel; man muß die eigene Daseinsberechtigung vielmehr nachweisen durch besondere Abgrenzung vom andern, der in der gleichen Branche arbeitet und sich auch verkaufen will (der potentieller Anwärter auf den eigenen Platz, potentieller Konkurrent um selbst benötigte Aufträge ist).

So wird ein subtiler, aber stetiger Druck ausgeübt (einer, der verdeckt ist hinter dem Anspruch ans forschersische Erkenntnisinteresse), die spezifische Originalität des eigenen Ansatzes nachzuweisen, die Fragestellung ein wenig anders zu akzentuieren als die andern, auf etwas Spezielles hinweisen zu können, das weniger banal und alltäglich als Problemstellung oder Ergebnis der andern ist. Und bei dem Kampf um die Herstellung und Verteidigung der eigenen Markenware gerät allzu leicht aus dem Blickfeld, was eigentlich an dem sozialen Problem untersuchenswert ist, wieweit ich Fragen und Untersuchungsbefunde an Probleme und Interessen von Menschen anbinden kann, die mich etwas angehen.

Ganz wichtig ist das Adressatenproblem. Häufig schreibe ich ohne eine klare Vorstellung, ohne ein festumrissenes Bild von denen, an die sich meine Ergebnisberichte richten. Ich spüre die Unsicherheit, wer denn überhaupt meine Produkte zur Kenntnis nimmt, denn meist kommt gar keine direkte Reaktion auf das, was ich von mir gebe. (Tödlich fürs Arbeitsinteresse, wenn ich schon ans Produzieren mit der Vorstellung gehe, daß die Gebrauchswertnutzung meiner Produkte darin besteht, ministerielle Archivregale zu füllen oder allenfalls als Veröffentlichung ein abgelegener Bibliothekseck zu zieren.)

Wen erreiche ich mit meinen Produkten, wer liest sie, beurteilt und benutzt sie? Meine diffuse Leservorstellung reicht zunächst zum eigenen Wissenschaftsbetrieb, zur sogenannten Fachöffentlichkeit, Leute, die an ähnlichen Themen und Untersuchungen arbeiten. Wo liegt da das Problem, möchte man meinen, wenn man sich doch immerhin auf eine progressive Wissenschaftsöffentlichkeit orientieren kann?

Und dennoch entsteht bei der Orientierung auf die „progressive Fachöffentlichkeit“ (diejenige, die im akademischen Rahmen akzeptiert wird) ein subtiler Druck, beim Schreiben auf eindeutige politische Parteinahme oder Schlußfolgerungen zu verzichten oder sie zu verkleiden. Subtil und schwer greifbar einmal, weil er in einer Verpack-

kung kursiert, daß dir die fatale kastrierende Wirkung für das eigene Denken gar nicht bewußt wird, weil dieser Anspruch so realistisch scheint. Der Anspruch, beim Forschen „vorurteilslose, undogmatische Wissenschaftlichkeit“ zu bewahren, eine Anforderung, der gerade sich progressiv verstehende Wissenschaftler genügen müßten zum Leben und Überleben in dieser Gesellschaft. Schwer greifbar ist der Druck zum ändern, weil er nicht so sehr direkt ausgeübt wird, viel häufiger in Form versteckter Hinweise und Andeutungen an den einzelnen herangetragen wird oder überhaupt atmosphärisch wirkt in einem politischen Klima der zunehmenden Einschüchterung und der Disziplinierungsversuche gegenüber fortschrittlichen Kräften. Und gerade weil man diesem Druck als einzelner gegenübersteht, unterwirft man sich oft teils unbewußt einer politischen Selbstzensur, bei der schon im Schreiben die Sichtweise von Problemen, das Herangehen an Fragestellungen anforderungsgerecht vorgeformt wird.

Mit dem Blick auf die „Fachöffentlichkeit“ und dem Druck auf Einhalten des „Wissenschaftlichkeitsanspruchs“ verzichte ich dann darauf, an eine Untersuchung in dem Bewußtsein heranzugehen, daß ich Partei bin – aus Angst, das vor *diesen Adressaten* nicht bis in die letzten Verästelungen „wissenschaftlich“ legitimieren zu können. Oder ich schraube sie so in wissenschaftlichen Jargon, daß die politische Aussage kaum mehr kenntlich ist, daß nur mehr verstehen kann, wer selbst den Code der Eingeweihten spricht und schreibt.

Viel an der selbstaufgelegten politischen Abstinenz könnte abgelegt werden, vieles an unklaren Vermutungen über die Wissenschaftlichkeitsansprüche dieses Adressaten „Fachöffentlichkeit“ könnte geklärt werden, wenn progressive Wissenschaftler untereinander mehr ins direkte Gespräch kämen und sich mehr verständigen würden. Denn schon die Gewißheit, daß andere im Wissenschaftlerkreis meine Untersuchungen und auch nicht-nur-akademische Stellungnahmen begrüßen und stützen, würde mir vieles erleichtern.

Und der Austausch mit der Arbeiterbewegung, dem Adressaten, an den ich mich doch eigentlich richten will, für den ich doch eigentlich meine Produkte nutzbar machen will?

Zunächst sehe ich einen geschlossenen Zirkel: das Abgeschnittensein voneinander ergänzt sich fabelhaft mit den gegenseitigen Verständnisschwierigkeiten.

Ich bekomme kaum Meldung von meinem Adressaten. Von seiten der Gewerkschaften etwa werden bislang nur selten Untersuchungen und Ergebnisse der Art angefordert, wie wir sie leisten können – wir können eben nur schwer direkte Handlungsrezepte von heute auf morgen liefern, dafür aber Überlegungen über mögliche Entwicklungstendenzen, Anschauungsmaterial, aus dem man Hinweise auf Probleme oder Notwendigkeiten bei der strategisch-politischen Umsetzung ableiten kann; Stützungen für die strategische gewerkschaftliche Argumentation; Beiträge für die theoretische Diskussion in der Arbeiterbewegung, die hier nun allerdings über lange Zeit weitgehend abgeschnitten war. Und so fehlt es auch an direkter Reaktion, direktem Gespräch über wichtige Fragestellungen der Untersuchung und über Ergebnisse, die ich produziere. Es fehlt schließlich auch an Meldungen unmittelbar aus der Praxis, die aus realen breiten Auseinandersetzungen der Arbeiterbewegung, aus dem praktischen Vorantreiben von Konflikten an die Forschung ergehen kann als die unüberhörbare Aufforderung, sich mit den dort gestellten Fragen und Problemen zu befassen. Die

mir so notwendig wären als Anleitung, Anschauung und Kontrolle in meiner Arbeit und die ich brauche als Rückhalt, um Problemstellungen anders als „nur-wissenschaftlich“ legitimieren, direkter und anschaulicher bearbeiten zu können. Die Tatsache, daß ich keine direkte Aufforderung und Reaktion spüre, daß ich Arbeiterbewegung nur als unkonkreten, unlebendigen Merkposten im Kopf habe – an wen richtet sich denn nun meine Mitteilung, an welche Gewerkschaftsfunktionäre, Betriebsräte, Vertrauensleute mit welchen Fragen und Problemen? – das bewirkt wiederum, daß meine Arbeiten meist auch nicht ansprechend sind für diejenigen, mit denen ich ins Gespräch kommen will. Nicht in den Fragen, die ich an das Untersuchungsproblem stelle, nicht in Sprache und Darstellung, nicht in den Aussagen, die ich treffe.

Aber ich brauche den Kontakt zum Wissenwollen und Arbeitenkönnen, um die Brüche und Brechungen in dieser Tätigkeit zu überstehen. Ich brauche im Arbeitsaustausch selbst eine erfahrbare Bestätigung dafür: ich habe eine Zugehörigkeit, einen Platz in der gewerkschaftlichen und politischen Praxis von Leuten, auf deren Seite ich mich in dieser Gesellschaft stellen will.

Das sind nicht mehr als erste Mitteilungen über Schwierigkeiten; aber vielleicht auch erste Schritte zur Verständigung, zur Suche nach einem Ausweg und zur Behebung der Ratlosigkeit.

Horst Holzer Die Abstraktheit durchbrechen!

Es ist für mich schwierig, die vorausgegangenen „Mitteilungen aus der Forschung“ zu kommentieren, da ich die geäußerten Einschätzungen nicht auf die tatsächlichen Bedingungen der skizzierten Tätigkeit beziehen kann. Das ist um so problematischer, als im vorliegenden Fall der von den Arbeitsbedingungen ausgehende Druck besonders stark zu sein scheint und es deshalb auch besonders wichtig wäre, *im einzelnen* herauszufinden, woraus er resultiert. Andererseits meine ich aber, daß die „Mitteilungen“ so viel hergeben und sich so weitgehend mit Erfahrungen decken, die ich mit einer Reihe berufstätiger Soziologen gemacht habe, daß eine Verallgemeinerung der angesprochenen Probleme sinnvoll ist.

Ich möchte zunächst an einigen Merkmalen der Berufstätigkeit und Arbeitsplatzsituation von Soziologen ansetzen. 1. Durch ihr Beschäftigungsverhältnis einerseits, durch die Differenzierung und Spezialisierung auch im Bereich soziologischer Arbeit andererseits sind die Soziologen – wie andere wissenschaftlich-technisch Berufstätige ebenfalls – von *Lohnabhängigkeit* und *Auftragsgebundenheit* betroffen, der Angleichung auch sozialwissenschaftlicher Tätigkeit an *kapitalistisch-industrielle Arbeitsprozesse und Zeitnormen* unterworfen. 2. Wesentliches Moment dieser Situation ist

die *dichotomische* Aufspaltung der sozialwissenschaftlich arbeitenden Intelligenz in schmale Kader „programmierender“ und breite Gruppen Daten sammelnder und aufbereitender Wissenschaftler. Diese Gruppen können einerseits über den *Konkurrenzkampf* gegeneinander ausgespielt und in Rationalisierungsprozessen hin- und hergeschoben werden („Akademikerarbeitslosigkeit“); andererseits stehen vor allem jene, die die Kärnerarbeit machen müssen, unter einem ständigen Druck von *Dequalifikation*. 3. Ihre Brauchbarkeit für die herrschenden Verhältnisse haben Soziologen dabei vor allem in dreierlei Hinsicht zu beweisen – durch eine *Forschungsarbeit*, die die klassengesellschaftlichen Voraussetzungen, Qualitäten und Folgen der jeweiligen Untersuchungsprobleme fraglos hinnimmt; durch eine *Management- und Planungsarbeit*, die dem Rationalisierungsdiktat des Kapitals und dem Legitimationszwang staatlichen Handelns folgt; durch eine *Ausbildungsarbeit*, die sachzwangorientierte, „interesselose“, pluralistisch-flexible Sozialtechniker hervorbringt.

Aus dieser Bestimmung soziologischer Arbeit resultieren zwei Bedingungen für die Berufstätigkeit von Soziologen, die zunehmend auch arbeits- und beamtenrechtlich abgesichert worden sind: Ich meine die Tatbestände, daß soziologische Arbeit weitgehend in Form eines (scheinbar) *interesse- und bedürfnislosen Auftragsgeschäfts* abverlangt wird und daß diese Arbeit als per se „leere“ Tätigkeit angesehen wird, deren Ziele und Zwecke *außerwissenschaftlich* bestimmt werden (und, so die herrschende Ideologie, bestimmt werden müssen, weil wissenschaftliche Tätigkeit selbst keine Ziele, Zwecke setzen kann). Es ist verständlich, daß einem berufstätigen Soziologen angesichts dieser Bedingungen seiner tagtäglichen Arbeit der Hinweis auf jene, mit denen er allein die ihn hemmenden und bedrückenden Bedingungen durchbrechen kann, abstrakt und wenig motivierend vorkommt. Und in der Tat, abstrakt ist dieser Hinweis; abstrakt deshalb, weil jene, die er meint – die *unmittelbaren Produzenten gesellschaftlichen Lebens*, die werktätigen Menschen – in einer „abstrakten“ Situation sind: abgehalten von der Bestimmung über sich, ihre Arbeit, ihre Lebensform. Doch diese „Abstraktheit“ gegenüber sich selbst und seiner Tätigkeit trifft den Wissenschaftler genauso wie den nicht-wissenschaftlich tätigen Arbeiter und Angestellten. Worum es also geht, ist: diesen Zustand am jeweiligen *Arbeitsplatz*, am jeweiligen *Arbeitsgegenstand* zu konkretisieren; mit den Kollegen und den potentiell Betroffenen und möglicherweise gegen den Auftraggeber herauszufinden, was in einem konkreten Fall mit Wissenschaft gemacht wird und was, bei Durchbrechung von deren kapitalistischer Formbestimmtheit, möglich wäre.

Daß diese „*Politisierung*“ am Arbeitsplatz, am Arbeitsgegenstand in dem Maße an Festigkeit und Überzeugungskraft auch für einen selber gewinnt, in dem die eigene Berufstätigkeit und deren politische Qualitäten in *organisiertem* wissenschaftspolitischen Handeln aufgehoben ist. Das hat allerdings nur dann eine konstruktive Perspektive, wenn sich hier tatsächlich ein *Wechselverhältnis als Praxis* vollzieht und nicht der eine Bereich jeweils als „Ersatz“ für den anderen vorgeschoben wird. Auf der Ebene organisierten wissenschaftspolitischen Handelns geht es aktuell vor allem um dreierlei:

1. um die (Weiter-)Entwicklung der *gewerkschaftlichen Orientierung* von Wissenschaftlern, insbesondere Sozialwissenschaftlern – noch sind viel zu wenige gewerkschaftlich ausgerichtet, geschweige denn *organisiert*;

2. um die konsequente *Politisierung der Berufsverbände* der Soziologen als Teile der organisierten Wissenschaftsproduzenten – wir haben in der BRD immerhin zwei solcher Verbände, die Deutsche Gesellschaft für Soziologie und den Berufsverband der Soziologen;
3. um die Organisation im *Bund Demokratischer Wissenschaftler*, wo „Mitteilungen aus der Forschung“ und anderen wissenschaftlichen Tätigkeitsbereichen besprochen und politisch aufgenommen werden können.

Wolfgang Bittner Die heimliche Elite

Eine exemplarische Untersuchung zum Sozialprofil promovierter Juristen

Daß Juristen einen wesentlichen Teil staatlicher Machtausübung in Händen halten und daß sie ferner „unter allen Bedingungen ein konservativer Berufsstand“ sind, ist seit langem bekannt.¹ Thomas Raiser schreibt in seiner Einführung in die Rechtssoziologie: „Nimmt man alle Juristen zusammen, so bilden sie einen relativ großen Berufsstand, der wichtige gesellschaftliche Funktionen erfüllt und ein hohes Sozialprestige genießt.“² Von den Richtern, also einem erheblichen Teil dieses Berufsstandes³, meinte Rudolf Wassermann, selber ein Richter, daß ihnen die bewahrende Einstellung „zwar nicht angeboren, aber vielen so natürlich“ sei, „als wäre sie eine ‚zweite Haut‘“⁴. Und zur Amtsausführung eben dieser Richterschaft wußte Karl Liebknecht bereits im Jahre 1907 vor dem Reichsgericht zu sagen: „Unter Klassenjustiz verstehe ich die gesellschaftliche Erscheinung, daß das Richteramt nur von Angehörigen der herrschenden Klasse oder Klassen ausgeübt wird. Solche Richter vermögen, wenn sie über Angehörige anderer Bevölkerungsschichten zu befinden haben, naturgemäß nicht objektiv zu urteilen.“⁵

Ähnliche Überlegungen wie bei Liebknecht finden sich auch bei Ralf Dahrendorf, wenn er schreibt: „Es scheint mir, daß die deutschen Juristen in ihrer gegenwärtigen Gestalt zur Bewältigung der angedeuteten Ansprüche im großen und ganzen nicht in der Lage sind. Ihre soziale Herkunft verschließt ihnen große Teile der Gesellschaft, in der sie leben. Ihre Ausbildung trägt nicht dazu bei, solche Lücken der Erfahrung wenigstens auf dem Umweg über gelerntes Wissen zu schließen... Man wird schwerlich sagen dürfen, daß Offenheit, Flexibilität, Bereitschaft für neue und überraschende Situationen, Toleranz für marktartig sich selbst steuernde Bereiche des sozialen Lebens, Skepsis gegenüber dem Anspruch des Staates auf die sittliche Idee und verwandte Haltungen zum Rüstzeug oder auch nur zum Studienziel des jungen Juristen gehören... Mag es am Rechtssystem oder an der Struktur der Gerichte, an den Prüfungsordnungen oder den Ausbildungsgängen liegen – die deutschen Juristen sind den Ansprüchen der modernen Gesellschaft vielfach nicht gewachsen.“⁶

Den typischen deutschen Jurastudenten, zugleich also den typischen Kandidaten für eine Führungsposition in der deutschen Gesellschaft, sah Dahrendorf 1964 wie folgt, wobei er zwischen zwei Typen unterschied: „Der eine, seltenere, ist der Sohn des

Anwalts oder Arztes, der an der Universität seines Vaters studiert und der Verbindung seines Vaters angehört, dem viele Annehmlichkeiten des Lebens als Wirklichkeit der Gegenwart und als Zukunftserwartung selbstverständlich sind, der das Studium als Lebensphase genießt, ohne sich für seinen Sachgehalt übermäßig zu interessieren, und dessen Weltläufigkeit sozial eine erhebliche Enge des Horizonts nur mühsam verbirgt. Der andere, häufigere Typ stammt aus einer Beamtenfamilie, sucht im Studium die Bestätigung, häufiger aber die Chance der Erringung einer hohen sozialen Stellung, zahlt wie selbstverständlich für dieses Ziel den Preis einer leichten Konformität mit den herrschenden Normen, hält sich auch äußerlich schon in einer etwas angestregten Adrettheit, denkt in hierarchischen Kategorien und scheut alle Liberalität als Undiszipliniertheit und Anarchie.⁷

Es ist wohl kaum zu erwarten, daß nach einer neuerdings angestrebten oder teilweise bereits durchgeführten Verschulung des Studiums in Zukunft bessere Juristen heranwachsen werden. Selbst die Einbeziehung soziologischer Grundvorlesungen in das juristische Studium wird schwerlich zu mehr als einer Bestätigung vorgeprägter Anschauungen reichen, solange im Hinblick auf die Examina weniger ein aufgeschlossenes selbständiges Denken, als vielmehr die unkritische Anreicherung von Faktenwissen zweckdienlich ist. Im übrigen muß befürchtet werden, daß sich auch bei einer grundlegenden Reform des Studiums die beschriebene Mentalität noch über einige Juristengenerationen hinweg fortsetzt, weil nach einem bekannten Sprichwort der Apfel nicht weit vom Stamm fällt. Die gesellschaftlichen Konsequenzen, die sich aus der späteren Berufstätigkeit der von Dahrendorf zugegebenermaßen etwas kraß typologisierten, ansonsten aber durchaus realitätsgetreu nachgezeichneten „Sozialfiguren“ ergeben, wurden in letzter Zeit verschiedentlich und aus unterschiedlicher Sicht dargestellt⁸.

Nun werden aber bei weitem nicht alle Juristen Richter oder Staatsanwälte. Neben der Justiz ist ein anderer wesentlicher Bereich juristischer Betätigung die öffentliche Verwaltung. Ferner darf man die große Zahl der Rechtsanwälte und Wirtschaftsjuristen nicht vergessen, und auch in der Politik, im Medienwesen und vielen anderen Bereichen des öffentlichen Lebens sind verhältnismäßig häufig Juristen zu finden – nicht selten an den Schalthebeln unserer Gesellschaft⁹. Dahrendorf vertrat dazu die Auffassung, man treffe sicherlich ein wichtiges Merkmal unserer Gesellschaft mit der Feststellung, daß der Jurist – im Normalfall der Verteidiger der geltenden Ordnung – der typische Vertreter unserer Oberschicht¹⁰ sei, an dem andere sich orientieren¹¹. Zugleich meinte Dahrendorf, daß die Untersuchung der Eigenart beispielsweise der Absolventen juristischer Prüfungen über das spezifische Interesse an einer Soziologie der juristischen Berufe hinaus Einblick in die Eigenart der deutschen Gesellschaft überhaupt eröffne. Jedoch sind auf diesem Gebiet konkrete Untersuchungen mit wirklich belegbarem und vor allem aussagekräftigem Zahlenmaterial bisher immer noch eine Seltenheit.

Nachfolgend wird eine größere Anzahl von Promotionen an der juristischen Fakultät der Universität Göttingen erfaßt. Es handelt sich um die Jahrgänge 1967 (ab Buchstabe E), 1968 und 1969. Aufgeführt werden die Personen, die den Doktorgrad erlangt haben, sowie in der Hauptsache Beruf, Titel und – soweit aus den im Anhang der Dissertationen veröffentlichten Lebensläufe ersichtlich oder sogar allgemein bekannt

– die beruflich-soziale Stellung des Vaters. Dazu einige in diesem Zusammenhang interessante Angaben und markante Zitate aus Dissertationen. Der Sinn dieser Zusammenstellung besteht darin, auf die soziale Herkunft einer elitären Gruppe hinzuweisen. Dabei ist die Tatsache von Bedeutung, daß die über das Universitätsstudium, das erste (Referendar-) und zweite Staatsexamen (Assessorexamen) führende Ausbildung zum Volljuristen nicht notwendig eine Promotion – die im Durchschnitt wenigstens zwei Jahre in Anspruch nehmen wird – in sich schließt. Wer als Jurist promoviert, tut sich also unter Einsatz von Energie, Zeit und insbesondere auch Geld unter seinesgleichen hervor.

Sämtliche der hier niedergelegten Angaben sind authentisch und können, da die Arbeiten veröffentlicht worden sind, jederzeit nachgeprüft werden. Insofern bedarf es wohl keiner ausdrücklichen Beteuerung mehr, daß mit der Nennung von Namen an dieser Stelle wissenschaftliche Zwecke verfolgt werden und kein „Intimklatsch“ beabsichtigt ist. Die Zusammenstellung erfolgte weder willkürlich noch nach einem besonders ausgeklügelten System, sondern in alphabetischer Reihenfolge nach Jahrgängen; und zwar entsprechend den in der Bibliothek des juristischen Seminars der Göttinger Universität befindlichen Dissertationsbänden 238 bis 267. Wenngleich die folgenden Daten der Vollständigkeit entbehren, weil keine Einzelbefragungen nach Fragebogen durchgeführt wurden (eine solche Aktion würde ohne amtliche Unterstützung auch wohl ins Leere gehen), geben sie doch ein scharf umrissenes Bild.

Lfd. Nr.	Name des / der Graduierten	Beruf / Titel / soziale Stellung usw. insbesondere des Vaters
1.	Etta Eckel	Dr. med. Paul E. (Röntgenologe, ab 1958 Vize- bzw. Präsident der Ärztekammer Niedersachsen; Ehefrau Dr. med. Edith E.)
2.	Volkmar Eckhardt	Universitätsprofessor Karl August E.
3.	Jürgen Ehrhardt	Rechtsanwalt und Notar Hans E.
4.	Egbert Fischer	Dipl.-Kaufmann Winfried F. (ab 1951 Geschäftsführer der Industrie und Handelskammer in H.)
5.	Eicke Florkowski	Apotheker Karl F.
6.	Detlev Fricke	Staatsanwalt (1937) Dr. Gerhard F.
7.	Hans H. Friedrichsen	Regierungsdirektor i. R. Hans F.
8.	Claus Godbersen	Amtsgerichtsrat Claus G.
9.	Hans Jürgen Gross	Dr. med. Walter G.
10.	Joachim Henkel	Universitätsprofessor Dr. jur. Heinrich H.
11.	Reimer Herbst	Kapitän Wilhelm H.
12.	Winfried Jung	Pfarrer Adolf J.
	Thema der Dissertation: Staat und Kirche im kirchlichen Friedhofswesen.	
13.	Rüdiger Koch	Oberstudienrat Dr. Rudolf K.
14.	Klaus Lange	Ministerialdirigent Dr. jur. Max. L.
15.	Klaus Werner Meyerhoff	Rechtsanwalt Dr. Erich M.
16.	Rolf Peter Minnier	Versicherungsmathematiker Oskar M.

17. Wilfried Müller Sparkassendirektor Wilhelm M.
18. Jürgen Nolte Zollrat Emil N.
19. Frank-Dinnies von der Osten Kaufmann Dinnies von der O.
20. Albrecht Petzel Ministerialrat Dr. Ing. Friedrich-Wilhelm P.
21. Siegfried Pilgrim Oberstleutnant Hugo P. (1944 in Bessarabien gefallen)
22. Uwe Seetzen Oberregierungsrat Heinrich Otto S. (1945 verstorben)
23. Wolf-Dietrich Tolkmitt Rechtsanwalt Dr. Manfred T.
24. Selina Wegener Rechtsanwalt und Notar Günter W.
25. Stephan Freiherr von Welck Rechtsanwalt Heinrich Freiherr von W. (und Ehefrau Marie-Elisabeth geb. Freiin von Welck)
26. Hartmut Witzig Landgerichtsdirektor a. D. Dr. jur. Konrad W.
Thema der Dissertation: Die Rechtsverhältnisse der Bauern in der Soester Börde vom 14. bis zum 18. Jahrhundert.
Zitat: Das Besitzrecht des Bauern am Hof war wesentlich schwächer als früher: Der Bauer hatte keinen Anspruch auf dauernden Besitz und kein Erbrecht. Der Grundherr konnte den Bauern nach Ablauf der zwölfjährigen Gewinnzeit vom Hof weisen. Er brauchte ihm den Hof nicht erneut auszutun. Andererseits war aber auch der Bauer nicht mehr an den Hof gebunden. Diese Regelung entsprach wohl nicht nur den Interessen der Grundherren, sondern oft auch denen der Bauern, da diese nun die Möglichkeit hatten, in die Stadt zu ziehen oder in den Osten auszuwandern. (S. 183)
27. Christian von Arnswaldt Bankjurist Dr. Hans Dietrich von A.
(verh. mit Tjalda-Marietta geb. von Frese)
28. Manfred Block Oberstudiendirektor Wilhelm B.
29. Werner Böneker Fabrikant Walter B.
30. Gernot Clodius Baumeister Wilhelm C.
31. Jürgen Costede Landgerichtsdirektor Helmut C.
32. Hedda Czasche Studienrat Rudolf C.
33. Joachim Gerlach Gerichtsassessor (1938) Dr. Bodo G.
Thema der Dissertation: Die Personenversicherung im Herzogtum Oldenburg bis zum Jahre 1876.
Zitat: Nach dem Oldenburger Vorbild wurde im Jahre 1847 auch für die Stadt Delmenhorst eine Dienstbotenkrankenkasse errichtet... Der Generalarmenfonds hatte nunmehr einen Zuschuß von 25 Rthlr. jährlich zugesagt... Trotz dieser Änderung entwickelte sich die Kasse nach anfänglicher Besserung so schlecht, daß den Dienstherren schließlich nicht mehr zugemutet werden konnte, die nicht gedeckten Kosten zu tragen. Die Krankenkasse wurde deshalb aufgehoben. (S. 144f.)... Aber auch der Staat schuf von sich aus Versicherungseinrichtungen. Wenn er hierbei in erster Linie an seine eigenen Bedienten dachte, so ist das nur zu verständlich. Es lag nicht zuletzt in seinem eigenen Interesse, den Bedienten die Sorge für ihre Hinterbliebenen abzunehmen, und so ihre Leistungen zu heben. (S. 147f.)

34. Gerhard von Gronefeld Oberstleutnant i. G. Richard von G.
(im Herbst 1944 gefallen)
Geschäftsführer Max H.
Diplom-Volkswirt Herbert H.
Universitätsprofessor Dr. jur. Reinhold H.
35. Wieland Hempel Diplomlandwirt Hans-Adolf I.
36. Gottfried Herrmann Staatsanwalt Dr. Richard K.
37. Diez Horneffer Bauassessor (1939) Dipl.-Ing. Erhard K.
38. Winrich Ipsen Regierungsrat Dr. jur. Helmut K.
39. Knut Kage Bundesrichter Dr. Friedrich K.
40. Harald Kallmeyer Rechtsanwalt Adolf M.
41. Arnd Knauer Gutsbesitzer Hans-Jaspar Freiherr von M. (und Ehefrau Irmgard geb. von Bülow)
42. Gerhart Kreft Dr.-Ing. William M.-G.
43. Gerhard Maecker Bundesbahnberrät Arno M.
44. Hans-Werner Freiherr von Maltzahn Oberamtsrichter (1935) Friedrich M.
45. Hans-Jürgen Meier-Greve Rechtsanwalt und Notar Dr. Ernst N.
46. Axel Mennicken Dr. jur. Gerhard O. (Vorstandsmitglied der Portland-Cementfabrik H. AG, Vizepräsident der Industrie- und Handelskammer in H.)
47. Lutz Müller Pastor Johannes O. (im Krieg gefallen)
48. Jürgen Nesemann Facharzt Dr. med. Günther O.
49. Günter Ohlmer Selbständiger Ingenieur und Handelsvertreter Alfred P.
50. Christian Olearius Rechtsanwalt Dr. jur. Karl-Ferdinand R.
51. Manfred Opitz Dr. med. Klaus R. (und Ehefrau Dr. med. Maria R.)
52. Manfred Paschke Architekt Johannes Sch.
53. Wolfgang Reuss Landgerichtsrat Dr. jur. Helmut St.
54. Reimer Rohlf Landwirt Heinrich von T.
55. Rolf Schröder Kaufmännischer Geschäftsführer Albert V.
(Nordd. Chem. Werke GmbH.)
56. Holger Stephan Rechtsanwalt Dr. jur. Heiner W.
57. Peter von Tiling Amtsgerichtsrat a. D. Lothar W.
58. Manfred Volz Studienrat (1943) Walter B.
59. Klaus Wittig Rechtsanwalt und Notar Dr. Hermann B.
60. Hans-Henning Wrede Studienrat Georg B.
61. Ludwig Hans Batera Assessor (1938), Ministerialdirigent (1967)
62. Lübbo Behrends Franz-Jürgen B. (und Ehefrau Ingeborg geb. von Ohle)
63. Hasso Bergande Facharzt Dr. med. Heinz B.
64. Peter Blumenberg Studienrat Walter B.
65. Dieter Bonfils Syndikus (1939) Dr. jur. Georg Joachim B.
(und Ehefrau Luise geb. von Rauch)
66. Joachim Brauer Hautarzt Dr. med. Hans-Jürgen B.
67. Eike Burchard
68. Birgit Burmester

69. Bodo Eyben
 70. Wolfgang Franke-Stehmann
 71. Dierk Freudenberg
 72. Steffen Gronemeyer
 73. Gert Hillmann
 74. Friedrichkarl Janert
 75. Wolf-Rüdiger Janert
 76. Heinrich Janßen
 77. Friedrich Jung
 78. Hans-Dieter Kimmel
 79. Jürgen Linde
 80. Rainer Litten
 81. Lutz von Loeper
 82. Gerd Ludewig
 83. Gerlach von der Malsburg
 84. Hans-Dieter Mittmann
 85. Hans E. Pietsch
 86. Christian-Friedrich von Plessen (verh. mit Dagmar von Behr)
 87. Michael Schneider
 88. Karl-Heinz Schnier
 89. Tilman Spohr
 90. Lorenz Stech
 91. Wolf Rüdiger Steinberg
- Zollrat Walther E.
 Nervenarzt Dr. Wolfgang F.-St.
 Oberregierungsbaurat Hans F. (und Ehefrau Dr. phil. Elfriede F.)
 Arzt Professor Dr. med. Wilhelm G. (Chefarzt, Lehrbeauftragter an der Universität Göttingen)
 Regierungsassessor (1941) Dr. jur. Werner H.
 Landgerichtsrat (1931) Felix Victor J.
 Oberstkriegsgerichtsrat (1941) Felix J.
 Regierungsrat Emil J.
 Generalstaatsanwalt Dr. Friedrich J.
 Reichsbankrat (1940) Heinrich K. (später Direktor der Landeszentralbank in N.)
 Regierungsrat (1935) Dr. Franz L.
 Börsensyndikus Dr. Hans L.
 Bankdirektor Friedrich von L. (und Ehefrau Wera geb. von Dewitz)
 Sonderschulrektor Ernst L.
 Diplomlandwirt Dr. Raban von der M.
 Rektor Richard M.
 Dipl.-Ing. Walter P.
 Landwirt Bernhard von P. (und Ehefrau Helleda geb. Gräfin zu Inn- und Knyphausen)
 Dr. jur. Alfred Sch.
 Oberbergat Wilhelm Sch.
 Bundesbahnoberrat Werner Sp.
 Rechtsanwalt und Versicherungsdirektor Dr. jur. Hermann St. (Generaldirektor der Mecklenburg. Versicherungs-Ges. a. A.)
 Facharzt Dr. med. Gerhard St.
- Thema der Dissertation: Die Leitungsorgane der Aktiengesellschaft im französischen und deutschen Recht.
 Thema der Dissertation: Rechtsprobleme der Schweinemast- und Lieferverträge.
 Thema der Dissertation: Qualifizierte Mitbestimmung und Eigentumsgarantie. Zitat: Die vorliegende Abhandlung bringt für die Mitbestimmungsdiskussion eine Reihe wichtiger Ergebnisse: ... Eine nach dem Modell des Montanmitbestimmungsgesetzes verwirklichte Teilnahme der Arbeitnehmerschaft an den unternehmerischen Entscheidungen gerät mit der geltenden Eigentumsordnung des Grundgesetzes in Konflikt und ist deshalb aus verfassungsrechtlichen und rechtsstaatlichen Gründen abzulehnen...
 Im System einer reinen Markt- oder Planwirtschaft stellt die Mitbestimmung einen Fremdkörper dar. Ob sie sich unter einer sozialen Marktwirtschaft oder in einer liberalen Planwirtschaft behaupten kann, ist zweifelhaft. (S. 99)

92. Martin Stock
 93. Dieter Theilacker
 94. Christian Wollschläger
- Studienrat (1933) Dr. Hans St. (ab 1947 Professor für ev. Religionspädagogik)
 Universitätsprofessor Dr. Walter T.
 Leitender Regierungsdirektor i. R. Dr. Johannes W.

Insgesamt wurden 126 Graduierte, in deren Doktorarbeiten Lebensläufe mit detaillierten Angaben enthalten sind, erfaßt. Von den vorstehend nicht aufgeführten 32 Kandidaten gaben als Beruf des Vaters an:

- | | |
|--------------------|---|
| 11 Kaufmann | 1 Gerichtsvollzieher |
| 2 Lehrer, Erzieher | 1 Verwaltungssekretär |
| 2 Ingenieur | 1 Hauptwachtmeister der Nachrichtentruppe |
| 2 Landwirt | 1 Bildhauer |
| 6 Angestellter | 1 Gärtner |
| 2 Beamter | 1 Stellmachermeister |
| 1 Steueramtmann | |

29 Graduierte, die ebenfalls in dem angegebenen Zeitraum an der juristischen Fakultät der Universität Göttingen promoviert haben, konnten nicht in die Übersicht aufgenommen werden, weil in ihren Doktorarbeiten entweder keine Lebensläufe oder aber keine näheren Angaben zum Beruf des Vaters enthalten sind. Zumeist handelt es sich hierbei um gedruckte Arbeiten, die in Schriftenreihen erschienen sind.

Außer den aufgeführten vier Frauen haben in dem in Frage kommenden Zeitraum noch zwei weitere Frauen promoviert, die unter den vorgenannten, nicht erfaßten Personenkreis fallen. Unter Berücksichtigung einer Zahl von 6 Frauen auf 155 Promotionen in dem untersuchten Zeitraum bedeutet das einen Anteil der Frauen in Höhe von 3,9 Prozent.

Es ist immerhin bemerkenswert – wenn nicht grotesk –, daß unter den 126 Graduierten überhaupt nur 2 aus der Oberen Unterschicht stammen und keiner aus der Unteren Unterschicht kommt, die mit 38,6 Prozent einen Großteil der Gesamtbevölkerung ausmacht. Dagegen sind rund 80 Prozent der Väter Angehörige der Oberen Mittelschicht (wenn nicht der Oberschicht), die lediglich 4,6 Prozent der Gesamtbevölkerung darstellt (s. Tabelle S. 84).

Das Merkmal der Berufsvererbung bei Juristen wird deutlich, wenn man sich vor Augen hält, daß 36 Prozent der graduierten Juristen aus Juristenfamilien kommen. Auch wird eine klare Überrepräsentation der aus Akademikerfamilien (70 Prozent), ebenso wie der aus Beamtenfamilien (einschließlich Richter und Lehrer = rund 45 Prozent) stammenden Graduierten ersichtlich. Arbeiterkinder, die 1959/60 mit etwa 2,5 Prozent weniger als an der gesamten Universität¹⁴, nämlich nur mit 3 Prozent an den juristischen Fakultäten der Bundesrepublik vertreten waren¹⁵, scheinen außerordentlich selten an der juristischen Fakultät zu promovieren, obgleich der Anteil der Arbeiter an der Gesamtbevölkerung im Jahre 1962 rund 56 Prozent betrug.

Bei diesen Ergebnissen läge es nahe, Phänomene wie fehlende Chancengleichheit für Unterschichtskinder, Klassenjustiz (oder Schichtenjustiz), Vererbung von Führungspositionen und gesellschaftlicher Macht, Konservatismus der Herrschenden,

Die Herkunft nach sozialen Schichten (unter teilweiser Verwendung eines von Janowitz aufgestellten Schichtenmodells¹³)

Soziale Schicht	Väter		Gesamtbevölkerung in Prozent
	Anzahl	Prozentsatz	
a) Obere Mittelschicht (Freie Berufe, Akademiker, höhere Beamte, selbständ. Geschäftsleute, leitende Angestellte)	101	80,1	4,6
b) Untere Mittelschicht (mittlere und untere Beamte und Angestellte, selbständ. Gewerbetreibende und Handwerker sowie Bauern bis zu einer mittleren Betriebsgröße) Hier: Auch Berufsangaben wie Kaufmann, Angestellter, Beamter, Erzieher.	23	18,3	38,6
c) Obere Unterschicht (Gelernte Arbeiter, Facharbeiter, abhängige Handwerker) Hier: Gärtner und Stellmachermeister, wobei die tatsächl. berufl. oder gewerbl. Stellung nicht überprüft wurde.	2	1,6	13,3
d) Untere Unterschicht (ungelernte und angelernte Arbeiter)	—	—	38,6
e) Unbestimmbar	—	—	4,9
	126	100	100

Probleme der Sozialisation, Sprachbarrieren, Erziehung und Ausbildung, Bildungsplanung, Ausbildungsreform usw. genauer zu untersuchen. Weiter gäben die angeführten Zitate aus Doktorarbeiten Grund dazu, beispielsweise auf die darin zum Ausdruck kommende Argumentationsweise sowie auf die gesellschaftspolitische Tendenz und die soziale Effektivität der Arbeiten einzugehen. Und auch zur traditionellen Frauenfeindlichkeit in der juristischen Disziplin, wie ganz allgemein zur Benachteiligung der Frau in akademischen Berufen, ließe sich einiges sagen. Wenngleich das vorgelegte fragmentarische Material zu einer Erörterung dieses breitgefächerten Themenkatalogs allein nicht ausreichen dürfte, böte es doch in Verbindung mit bereits vorhandenen Untersuchungen und Überlegungen ein weites Feld insbesondere für gesellschaftspolitische Erläuterungen.

Anmerkungen

- 1 Vgl. z. B. Ralf Dahrendorf: Zur Soziologie der juristischen Berufe in Deutschland, Anwaltsblatt 1964 S. 216–234; Ernst Forsthoff: Der Jurist in der industriellen Gesellschaft, Neue Juristische Wochenschrift, 1960, S. 1273–1277 (1275); Wolfgang Kaupen: Die Hüter von Recht und Ordnung. Die soziale Herkunft, Erziehung und Ausbildung der deutschen Juristen, 1969, insbesondere S. 215 ff.; Walter Weyrauch: Zum Gesellschaftsbild des Juristen, eine vergleichende Studie über die subjektiven Faktoren im Recht (amerikanische Originalausgabe 1964), deutsche Ausgabe 1970, insbesondere S. 319 f.
- 2 Thomas Raiser: Einführung in die Rechtssoziologie, Jur. Arbeitsblätter-Sonderheft Nr. 9, 1972, S. 20.
- 3 Im Jahre 1961 waren in der Bundesrepublik von insgesamt etwa 83 000 voll ausgebildeten erwerbstätigen Juristen knapp 20 Prozent als Richter und Staatsanwälte tätig; vgl. Raiser a. a. O.
- 4 Rudolf Wassermann: Unsere konservativen Richter. Justiz zwischen Tradition und Reform, Die Zeit v. 13. 3. 1964, 19. Jg., Nr. 11.
- 5 Karl Liebknecht: Gesammelte Reden und Schriften, Berlin 1958, Bd. 2, S. 116 f.
- 6 Ralf Dahrendorf, a. a. O., S. 234.
- 7 Ralf Dahrendorf, a. a. O., S. 223.
- 8 Vgl. z. B. Albrecht Wagner: Der Richter, 1959; Walter Weyrauch: The Personality of Lawyers, 1964; Klaus Zwingmann: Zur Soziologie des Richters in der Bundesrepublik Deutschland, 1966; Rasehorn / Ostermeyer / Huhn / Hasse: Im Namen des Volkes, 1968; Wolfgang Kaupen: Die Hüter von Recht und Ordnung usw., 1969; Kaupen / Rasehorn: Die Justiz zwischen Obrkeitsstaat und Demokratie, 1971; Helmut Ostermeyer: Strafrecht, 1971; Strafrecht und Psychoanalyse, 1972; Rüdiger Lautmann: Justiz – die stille Gewalt, 1972; Walter Richter: Zur Bedeutung der Herkunft des Richters für die Entscheidungsbildung, 1973.
- 9 1961 waren etwa 25 Prozent aller bundesdeutschen Juristen (siehe Anmerkung Nr. 3) als Rechtsanwälte und Notare tätig, je 20 Prozent als Verwaltungs- und Wirtschaftsjuristen; vgl. Raiser, a. a. O.
- 10 Je nachdem, welches Schichtenmodell man hier anwendet, wird man zu einer Einordnung der Mehrzahl der Juristen in die Oberschicht oder aber (beispielsweise nach Morris Janowitz) in die obere Mittelschicht kommen.
- 11 Ralf Dahrendorf, a. a. O., S. 218, 219.
- 12 Vgl. Thomas Raiser, a. a. O., S. 23.
- 13 Vgl. Thomas Raiser, a. a. O., S. 24; Ralf Dahrendorf: Gesellschaft und Demokratie in Deutschland, 1965, S. 99.
- 14 Nach Hess / Latscha / Schneider: Die Ungleichheit der Bildungschancen, 1966, S. 13, gab es 1962/63 an den Universitäten der BRD 5,6 Prozent Arbeiterkinder; vgl. auch Gerhard Kath: Das soziale Bild der Studentenschaft, 1964, S. 30. Weiter H. Pöppitz: Die Ungleichheit der Chancen im Zugang zur höheren Schulbildung, in: L. v. Friedeburg (Hrsg.): Jugend in der modernen Gesellschaft, 1965, S. 392 (im WS 1958/59 = 5,2 Prozent Arbeiterkinder).
- 15 Vgl. Thomas Raiser, a. a. O., S. 23.

Peter Strege Die Spur der Jungfrau

Seit drei Jahren arbeite ich in Dortmund an der Volkshochschule. Durch die Arbeit kommt man mit Menschen und lokalen Sachverhalten zusammen, die Auskunft über den Alltag unterhalb der offiziösen Zuckerkruste geben. Das verändert die Einstellung zur täglichen Arbeit. Da VHS-Arbeit ein Stück kommunaler Selbstdarstellung ist, besteht an einer alternativen Kulturarbeit als Versuch, objektive Bildungsnotwendigkeiten zu erfüllen, kein Interesse. Im Gegenteil, sie wird verhindert.

Mir ging es darum, was ich erfahren hatte, nicht verloren gehen zu lassen. Aus einem ziellosen Sammeln entwickelte sich die Idee für ein Buch, das sich mit der Ästhetik der Produktionsrückseite beschäftigt. Vor zwei Jahren habe ich mit diesem fotografischen Bilderbuch, das den Titel „Die Spur der Jungfrau“ trägt, begonnen. Eine Reihe von Geschichten durchzieht das Buch, in denen auf unterschiedliche Weise versucht wird, die Dialektik des Alltags zu erzählen, zu zeigen, zu definieren, zu analysieren und eventuell, schrittchenweise, Lösungsvorschläge zu machen.

Die Texte ergänzen in ungebundener Weise die Fotos. Beide Medien werden als autonom behandelt.

I.

„Zum Krater der verordneten Hoffnungslosigkeit!“

Bürostadt in Frankfurt/Main-Niederrad. Zwischen Innenstadt und Flughafen nahe Stadtwald liegt eine neuerbaute prototypische Büro- und Verwaltungsstadt. Eine ganze Reihe von internationalen Firmen hat hier ihren bundesrepublikanischen Hauptsitz. Es ist abartig tristlos hier, jedoch gewinnt solche Art Arbeitsalltag mehr und mehr an Normalität.

Wie in einem verlassenen Labor. Hochglanz ohne menschliches Leben mit leichtem, schwer zu definierendem Knacken. Hier gähnen die Fensterfluchten nicht mehr, hier sind sie bereits tot aus der Verschalung gekrochen. Kein Fuß, der nach Feierabend sich über die Garten-Fantasmorgasmen bewegt. Zierliches Gehölz kündigt vom Fachkönnen anonymer Gärtner. Die Rasenpflege ist über Jahrzehnte vertraglich mit Fremdfirmen vereinbart.

Überhaupt gibt es viele Ähnlichkeiten zwischen den Grünpflägern hier und den grabpflegegewohnten Zierpflanzenköchen der um die zentralen Friedhöfe gelegenen Gärtnereien. Der Vergleich vom Lebendig-begraben-Sein, was ja schlimmer ist, als tot unter die Erde gebracht zu werden, drängt sich mir auf. Die Silhouetten der großen Katafalke aus Marmor, Beton und Glas. Ehrenmale, deren Gravuren aus Neonbuchstaben gemeißelt sind. Inschriften, in deren Namen täglich Tausende in Brot und Diensten, wie computergesteuert-zeitorganisierte Museumsbesucher, ihrer Büropflicht nachgehen. Anonyme Identitäten, wie's mir scheint. Wie werden Gepflogenheit und Gewohnheiten, die hier in aller betonhaltigen Einfalt synthetisch gezeugt werden, von den white-collar-Mitarbeitern mit nach Hause genommen? Wie arbeitet hier niemand mehr? Hier gibt's Arbeitsplätze für Angestellte. Untere, mittlere, geho-

bene, höhere und wohl auch ein paar ganz hohe, für die die geisterhaft leeren Auffahrtent vorgesehen sind. Dafür gibt's für die Mittelklassewagen reichlich Parkplätze. Ich bin auf der Suche nach dem Pulsschlag der hier abgewickelten Art von Produktion. Die Prozesse um die kalten, tranistorenbestückten Groß- und Kleinrechner, welche Temperaturen haben sie? Die Besetzungen der Großraumbüros, welchen Rhythmus haben sie? Wie ist das timing der Wachmannschaften? Wo sind die Stammische und die langen besetzten Theken für die feierabendländische Auseinandersetzung mit der täglichen Maloche? – Aber es ist nicht mal ein Wasserhäuschen zu sehen, wo die Unverbesserlichen und die Durchblickenden ihren frühen Durst und ihre Neugierde stillen könnten. Es ist ein Stück Stadt, das jeden Abend evakuiert wird und gegen Bezahlung morgens auf die neuerliche Invasion wartet. Ausschließlich Arbeitsplätze, ein paar Hausmeister wohnen doch hier, sie sind dann in ihren locker eingestreuten Kellerrungalows die berühmte Ausnahme von der Regel.

Was die wohl alle da drin machen? Gewiß, Organisation und Verwaltung sind für die zur Konsumtion anstehenden Güter notwendig. Aber keiner hier, der den Wert, wie immer auch seine Arbeit das zu verwaltende Produkt durch sein Dazwischenfummeln verteuern mag, der den ursprünglichen Wert des Produkts mit geschaffen hätte. Trotzdem würde ich gern mal hinter die Lichtmarkisen der Computerbienenstöcke schauen. Welche Wünsche und Träume bewegen den aktenstaubverseuchten einzelverwalterisch Tätigen? Wie vereinbart man so 'ne Teilung von Arbeit und Freizeit, wenn sie sich sichtbar für und an den Tausenden hier täglich vollzieht?

Das ist 'ne völlig neue Form von Entfremdung, gegen die sich, zumindest äußerlich, alles bisher Dagewesene sehr erdgebunden mittelalterlich ausnimmt. Die – Männern vom Mond gleichen – einsamen Wachmänner in ihren flughafenweiten Empfangssuiten lesen die Bild-Zeitung und wissen noch immer nicht, ob sie über den Vergewaltigungsbericht neidisch oder empört sein sollen.

... „wenn ich hier so meinen Müll presse...“

Es hätte ja gut sein können, daß ich zwei Jahre arbeitslos gewesen wäre, bevor ich hier angefangen hätte. Dann wäre ich heut' hier ein dankbarer Wedelhund. So aber, wo ich hier schon von Anfang an, seit ungefähr 6–7 Jahren, dabei bin, habe ich einen ganz anderen Abstand zu der ganzen Sache hier. Ich kann mit Fug und Recht behaupten, daß ich die Bürostadt wie meine Westentasche kenne. Ich hab se komme' seh'. Ich hab se sogar selbst mitgebaut. Die Betonkäste. Als Kaffeebub beim Holzmann war ich damals mit dabei. Das Eurohaus hier war ziemlich eins von den ersten. Im Anfang haben mir die Buben in ihren weißen Hemden fast leid getan; wie die so garnicht wußten, wie sie durch den Knatsch kommen sollten, den mir gemacht haben. Hin und wieder haben sie mich dann nach einem Brett, oder 'ner Bohle gefragt, damit sie überhaupt in ihre Büros reinkonnten. So mancher Kasten Hopfensprudel ging als Dank an mich. Bisse mir das Angebot der „integrierten“ Hausmeisterstelle hier gemacht haben. Das hab ich mir dann mit meiner Frau zusammen genau überlegt, und weil wir beide der Meinung waren, daß das mit der Zigeunerei auf den Baustellen sowieso eines Tages ein Ende haben mußte, hab ich dann zugestimmt. So war das. Von denen, die sich damals bei der Hausverwaltungsfirma für meine Einstellung stark gemacht ha-

ben, ist heute fast keiner mehr hier. Die meisten sind fortgezogen, oder die Firmen haben schlapp gemacht. So bin ich hier im Bau der Betriebsälteste und gehör wie der Lift dazu.

Mir macht meine Arbeit Spaß. Besonders, wenn ich Müll pressen kann. Dann ist die schönste Zeit, um nachzudenken. Wenn ich dann so auf der Kommandobrücke von unserer Press' stehe, dann komm ich ins Simulieren. Oft frag ich mich dann, was die ganze Musik hier eigentlich soll. Einen nach dem anderen haben sie die Beton- und Verwaltungssilos hochgezogen, die Hälfte davon steht leer und jeden Tag ist zwischen Feierabend und Dienstbeginn das alles eine Totenstadt... Das ist so still und einsam nachts hier, daß du die Karnickel mit Zigarettenskippen abschießen kannst. So für mich zum Wohnen geradezu ideal. Gleich hinter unserem Parkplatz ist die Anlage, wo ich meinen Schrebergarten hab. Da bin ich dann am Feierabend, oder wenn ich frei hab. Man muß sich nur mal vorstellen, daß meine Kinder ab fünf Uhr mittags alle Straßen, Parkplätze und Rasenflächen für sich haben – gut, sie haben nicht die Klassenkameraden um die Ecke wohnen, aber die kommen alle mit dem Fahrrad hierher, um zu kicken oder in den Gärten oder im Wald strolchen zu gehen. Oder sie machen, wie seit kurzem jetzt, in den leeren Parkhäusern 'rum. Sogar unsere Doktoren haben schon gemeint, daß wir's gut hier hätten. Mir ist das zwar wurscht, was die denken, aber es tut einem doch gut, wenn man so was gesagt bekommt. Obwohl ich mein, daß ich so einen seelischen Beistand nicht nötig hätte. Im Gegenteil. Ich habe ja eher Mitleid mit denen und meine, daß man ihnen viel eher helfen müßte, indem man ihnen sagt, wo's lang geht. Die meisten von unseren Herren wissen doch gar nicht mehr, wie das Leben ist und was das eigentlich ist. Gut – ich bin nicht so weit herumgekommen. Aber auf'm Bau hab ich allerhand gelernt. Und was ich noch nicht gesehen hatte, das hab ich spätestens hier mitgekriegt. Was machen die Menschen hier denn? Da kommen sie morgens mit ihren Mordswagen aus Großkarben oder vom Odenwald, von Höchststadt und Kronberg oder von hinter Dieburg. Dort haben die meisten irgendwann mal gebaut, einen Sack voll Schulden gemacht, die Frau sitzt zuhause und muß auf die Kinder aufpassen, und wenn's ganz beschissen kommt, hat sie nicht mal ein Auto zum Einkaufen und versauert da draußen auf dem „schönen Land“. Er malocht hier von früh bis spät, hetzt von einer Sitzung zur andern, macht noch nachts mit den Computern rum, redet vom Tennis und Ibiza, und wenn er heimkommt, dann muß er den Rasen schneiden und von seiner Arbeit kann er garnix erzählen. Erstens verstehen seine Leute ihn nicht, und außerdem wollen sie von seiner Scheißarbeit sowieso nichts hören. Seine Frau ist sauer, daß sie den ganzen Tag alleine war, sie will jetzt was mit ihm unternehmen und er ist abgeschlafft und froh, wenn er nichts tun muß und einfach nur rumhängen kann.

Was hab ich sie hier schon kaputt gehen sehen, ... die sogenannten besseren Verbindungen. Erst sind sie allein abends länger hier geblieben, die Männer. Meistens mit „Sprit“. Und dann hat's meistens nicht lange gedauert und irgendeine Büromaus hat Verständnis gehabt für den leidenden Leitenden. Und wie oft war auch das Verständnis nur Berechnung. Als ob sich hier in so 'ner Büromännerstadt die Tipsen und Sekretärinnen hochschlafen könnten. Gut, ein paar haben es geschafft, über den Umweg von Scheidung in die sogenannten besseren Kreise als zweite Frau hineinzukommen. Aber zu welchem Preis!?

Entweder sie saßen nun auf'm Land, oder sie haben ihrem Alten die Hölle heiß ge-

macht, weil sie ja nun ganz genau wußten, wie die Spielchen gingen.

In all den Jahren hab ich hier nur ein paar Vernünftige getroffen. Die haben rechtzeitig das Handtuch geworfen und haben sich 'nen menschlicheren Arbeitsplatz gesucht. Die hatten aber auch meistens die Frauen danach. Keine so Partyzimticken, denen der neueste Daimler wichtiger ist als die Sorgen der Kurzen. Mit solchen kannst du dir keine gemeinsamen Gedanken machen über, von wegen Glück und Zufriedenheit, oder vernünftigen Job, oder sogar sinnvolle Tätigkeit. Die gucken dich dann nämlich nur groß an und schwärmen bei ihren Freundinnen von dem erfolgreichen Kollegen ihres Mannes, der Karriere macht und dabei noch so blendend aussieht und sich sogar für Kunst interessiert, der im letzten Jahr sogar in Japan in einem Zenkloster Urlaub gemacht hat und mit dem man sich so blendend unterhalten kann. So von der Sorte Weltmänner und jede Menge nachgemachte, davon gibt's hier tonnenweise. Schade! Die waren nicht alle so, als die hier mal angefangen haben. Das hat sich mit der Zeit so entwickelt, muß man da wohl sagen. So als 'ne Art von Berufskrankheit, für die keine Krankenkasse auf der Welt einen einzigen Pfennig zahlt. Ich sag da nur: hirnrissig, von wegen so postengeil. Sowas ist Scheiße. Aber nur die wenigsten können sich dagegen wehren. Da gibt's noch so ein paar ganz Abgebrühte, die gehen jeden Mittag, wenn sie Pause haben, nicht etwa ins Kasino, das sind die Kantinen hier, sondern in die Kneipe von unserem Schrebergartenverein. Und da saufen sie sich ein paar und überwintern so den Nachmittag. Meistens kommen die dann auch nochmal nach Feierabend zu uns. Mit denen kann man reden wie mit normalen Menschen, die find ich in Ordnung. Obwohl? Was Vernünftiges werden die in ihrer Firma niemals mehr. Die sind mit ihrer Überlebenssuffpraxis aus dem Wettbewerbsgeschäft um die Karriere ausgeschieden. Die sind quasi durch die Dopingkontrolle aufgefallen und werden nur noch am Rande geduldet. In der untersten Lohngruppe. Die kriegen auch nach 20 Jahren nicht viel mehr als sie verdient haben, kurz nachdem sie ausgelernt hatten.

Für mich wäre das letzten Endes genauso schlimm, aber ich hab zu sowas den nötigen Abstand. Erstens lohnt sich's für mich nicht, sich abzustampeln, und zweitens hab ich meine Familie hier und drittens meinen Garten. Und eigentlich bin ich ja sowieso der Bürgermeister hier, denn immerhin verkaufe ich in meinem Keller an die Nachtwächter und Portiers Bier und Limo, wenn die Kasinos geschlossen haben.

Im Sommer haben wir schon oft mit den Haustmeisterkollegen so hinterm Westflügel auf'm Parkplatz gegrillt. Da kriegste dann auch das Allerletzte zu erfahren von dem, was hier läuft. Also manchmal denke ich mir dann, wenn ich so höre, wie die Oberen das alles so treiben und was für Alltagstränen das eigentlich sind, also dann denk ich oft, daß das alles nicht so bleiben dürfte, daß das alles nicht so bleiben kann auf die Dauer. Wie da die Leute auf der einen Seite beschissen werden; das heißt, auf allen Seiten werden sie beschissen. Hier sind Tausende am Schaffen, nur um das ganze Lügengepinnt von freier Marktwirtschaft mühsam am Kacken zu halten – wenn du siehst, wenn einer mit seinem 450er seine Alte und die Kinder behandelt, der und Vorbild – wenn du weißt, daß er jeden Tag eine Stunde Heulkrämpfe hat und abends den harten Mann markiert –, und der sich dann im Arabella-Hotel die weichgekochten Stewardsessen angeblich servieren läßt; einmal die Woche; – und wenn du dann erfährst, daß das nur alles Schau ist, um seine vermeintlichen oder auch tatsächlichen Nachfolger und Nebenbuhler von seiner noch immer ungebrochenen Arbeits- und Lebenskraft

zu überzeugen, dann greifst du dir doch an den Kopf! In Wirklichkeit hat er da 'ne Suite und guckt jeden Donnerstag abends den Krimi im Fernsehen an. Zum Schreien. Oder der alte Patriarch von den Kleincomputern, der immer so kunstbegriffen tut und von dem der Hotelportier genau weiß, daß der Galerist, der alle 14 Tage abends zu ihm ins Büro kommt, niemand anders ist als 'ne schwarze Schlange in Leder mit Nieten und 'ner Peitsche aus der Elbestraße. Gut, alles menschlich, zugegeben, aber diese Fassadenschminkerei, und außerdem, wenn ich mal überlege, was ich unter menschlich verstehen möchte, dann bin ich mir mit meinen mildernden Umschlägen gar nicht mehr so sicher. Also, wenn ich an sowas denke, dann muß ich zugeben, daß ich den Roten manchmal recht gebe. Auch wenn ich nicht weiß, ob sie's besser machen würden, schlechter können sie's schon gar nicht machen, dazu sind die viel zu nüchtern. Aber so was kann ich meinen Kumpels kaum sagen. Obwohl die genau dieselben Erfahrungen wie ich tagtäglich machen. Alles, was so hier passiert, finden sie auch unmöglich, aber statt zu sehen, daß die Gründe dafür in der ganzen Geschichte zu suchen sind, sagen sie, es läge am zuvielen Geld und an dem schlechten Charakter des einzelnen Menschen. Wie oft hab ich schon versucht zu erklären. Daß es doch merkwürdig sei, daß jeder, der an so einen hohen Posten gekommen ist, merkwürdigerweise in kurzer Zeit genauso wird wie sein Vorgänger. Und das, obwohl jeder sehen konnte und kann, daß der Neue ein anderer Kerl ist. Das sehen sie und glauben trotzdem lieber nicht an das, was sie sehen. Im Gegenteil! Dann sagen sie sogar, daß sie nie so'n Job haben wollten, das wär so schwer und soviel Verantwortung, das wollten sie nicht tragen; und vielleicht wären die Leute gar nicht so schlecht und könnten gar nichts dafür. Und vielleicht müßte das so sein. Sie wissen es also, und trotzdem wollen sie nicht wissen, was es da gilt zu wissen. Nämlich, ob das gut ist, daß das so sein muß, wenn es so sein muß. Und daß die Geschichte mit dem schlecht-und-gemein-Sein und der Macht immer untrennbar an die Tausender und die Daimler gebunden zu sein scheint. Und wer vor allen Dingen ein Interesse daran hat, daß es so ist, wie es ist, und daß es auch so bleibt, wie es ist. Und wer dann schließlich froh darüber ist, daß sie, daß wir es nicht ändern wollen und sogar helfen, daß es so bleibt, indem wir alles glauben, was die uns erzählen, und wir nicht mehr dem glauben, was wir sehen und täglich erleben; ob das für uns richtig so ist, das fragen wir uns zuwenig. Aber ich hoffe und weiß, daß sie es auch eines Tages fragen werden.

II.

Die Schere

Diese Schrottschere steht im Dortmunder Hafen. Für die Öffentlichkeit unzugänglich, vollzieht sich an diesem fast schon selbstgestrickten, altertümlichen Arbeitsplatz eine harte Knochenarbeit, deren profitable Arbeitskraftverwertung abhängig ist von den Truistahlpreisen, die zu Kriegszeiten die höchsten Gewinne bringen.

Je nach dem! Mal geht der Wecker um halb sieben – beim Nachbarn schon um fünf Uhr. Jeden Tag.

Bis man in die Gänge kommt – bei jedem verschieden.

Bis man sich gewaschen hat – mal macht die Frau den Kaffee, der nächste wuschelt alleine; der eine gibt für Frühstück und Mittag sein Geld aus, der andere hat Kniften und sonst noch was.

Dann wird's aber Zeit. Wie sön internationaler Spediteur: mit Bus, Bahn, auf der Straße, oder auch – noch selten genug – mit den eigenen Füßen: Der Weg zur Arbeit. Die Anreise zur Maloche – und schon selbst Teil des täglichen Einerlei – wie's so schön zutreffend und unzutreffend heißt.

Dann bist du angekommen. Bei dir alltags zu Hause. Im Acht-Stunden-Wohnheim. Der Arbeitskraftbühne ohne Vorhang. Hier, wo du dich auskennst, wo du dich in deiner bestimmten Art, wenn nicht sogar der bestimmtesten aller deiner Arten täglich darstellst. Dir und den anderen. Den Kumpels, den Kollegen, den Genossen.

Hier bist du freier und eingesperrter als zu Hause. Hier bist du verroht und eigenartig empfindlich. Oder meinst du, du könntest sonntags, wenn du in Familie machst, so ungeniert den Weibern nachpfeifen, wie hier im Kabelschacht? Kannst du dir's leisten, wenn du von der Arbeit nach Hause fährst, mit deinem „Popelopel“, den Nachbarn in der Kurve so zu schneiden, wie du's noch'n paar Stunden vorher mit deinem Dreitonner Diesel gebracht hast – zu deinem Vergnügen und auf Kosten des Entsetzens anderer?

Also gut. Du bist angekommen! Der Spind ist noch zu, und du weißt genau, wer dich in wenigen Momenten anschauen wird. Jane Russell stiert das Wort zum Frühstück, und Karl wird zum hunderttausendsten Mal sagen: Mit der 'ne Nacht zusammen, ist besser als zwei Stunden mehr Akkord! Ich weiß nicht, warum die schon vorm Umziehen morgens so spitz sind. Es ist, als ob aus den schweißkrummen Arbeitsschuhen Ambrosia aufsteigen würde. Hacken schief und das Sicherheitsschuhmaul weit nach oben gestreckt: „Guten Morgen, meine Füßtreter!“

Der Scheißwinkelriß in der Arbeitshose ist jetzt schon länger nicht geflickt, als der Kratzer am Bein wieder verheilt ist. Mannomann, der Spind müßte auch mal ausgewaschen werden, aber dazu mußt du schon den Arbeitsplatz wechseln – und wenn du dann Glück hast, kriegst du tatsächlich einen neuen, ansonsten hast du mit Zitronen gehandelt. Jetzt sind es doch wahrhaftig schon 6 Jahre her, daß ich den alten Trockenrasierer mit nach hier genommen habe. Damals, ganz am Anfang, hab ich ihn ja auch ab und zu gebraucht – wenn man mit den Kumpels gleich von der Arbeit einen zaubern gegangen ist. Aber heute? Seit drei Jahren 'ne feste Perle – da rasier ich mich abends, wenn ich daheim geduscht hab.

Da steht's immer noch. Deutscher Meister waren sie mal, und auch den Europapokal haben sie nach hier geholt. Das stammt alles noch von meinem Vorgänger. Mit Ölkreide bis hinter die Jane geschrieben. Der hat auch viel zu früh den Abflug gemacht. Erst hat er sich an der Schere fast 'nen Heimatschuß geholt und ist dann mit 30 Prozent Invalidität ab sechzig auf Rente gegangen. Genau vier Jahre. Dann durfte er die Radieschen von unten begucken. Scheiße! Und dann 'ne Alte mit vier Blagen.

Aber wenn du schon anfängst, montags bei die erste Schicht so'n Scheiß zu simulieren, dann kann das nicht ein guter Wochenanfang sein, oder? Da steht der Jägermeisterrest vom Freitag. Ich glaub, den werd ich mir jetzt erst mal einpfeifen. Ist sowieso so klamm. Und es kann auch keine zehn Minuten mehr dauern, dann ist Paul mit der ersten Ladung Schrott da, und ich kann anfangen zu schneiden. Hoffentlich ist es diesmal nicht wieder so'n „schwartiger“ Scheiß, den man jedesmal zweimal einlegen muß und dann auch nur in mehreren Anläufen kleinkriegt. Militärreste sind das Meiste, und das dann noch montags.

Aber erst einmal wollen wir die gute Stube ausfegen. Mit dem Besen, habe ich mir sa-

gen lassen, habense hier schon auf dem Hafengelände gekehrt, da haben die meisten Menschen noch in Höhlen gehaust. So sieht das Gerät wenigstens aus. Dazu hat mein Vater auf dem Flur bei sich ein passendes Schildchen mit 'nem Spruch hängen. Der heißt: Neue Besen kehren gut, aber die alten kennen die Winkel! Wirklich sehr zutreffend. Erstens hätte hier auch kein neuer Besen eine Chance, bei den vielen Winkeln, und zweitens gehört der Besen zum Inventar, genauso wie der Paul, oder in zwanzig Jahren ich, oder die alte Schrottschere, oder die alten Opanken in meinem Spind, von denen keiner mehr weiß, wem die mal gehört haben. Aber man kann sie auch nicht wegschmeißen, is' mir klar, denn man kann ja nie wissen.

Das mit der Schere ist auch so 'ne Sache. Eigentlich darf man die gar nicht scharf anschauen, sonst kommt einem der Starkstrom von ganz alleine die Beine hoch gekrochen.

Eigentlich bin ich ja für Aufputzverkabelung – aber ganz ohne Isolierung? Das ist vielleicht doch ein bißchen gewagt. Obwohl in all den Jahren hier sich noch nie einer ernstlich darüber Gedanken gemacht hat – außer am Freitag kurz vor Feierabend, wenn die Wochenkuh gemolken wird.

Das war eben so ein altes Schätzchen, als man die vor 2000 Jahren hier installiert hat, da gab's ja auch noch kein Plastik, um 'ne Schutzummantelung zu machen. Außerdem war das die vergangenen Jahrzehnte immer gut gegangen, und so konnte es auch weiter gehen. Und die Schalter? Mit denen war es genau dasselbe. Da waren in irgend einer grauen Vorzeit mal neue drangekommen, aber mit ihrer Ölpatina sahen die aus wie Uralt pensionäre. Man benutzte sie. Wenn man dran dachte, mit zusammengebißenen Zähnen und so 'ner Sache zwischen Fluch und Gebet im Hinterkopf. Aber meistens dachte man überhaupt nicht an sowas. Dann schon eher an Jane, oder die neue Katze im Büro. Man soll sie übrigens schon mit Paul zusammen gesehen haben. Mir völlig unfassbar, aber irgendetwas hatte der ja an sich.

Gekehrt hätte ich jetzt ja. Der Tag kann anfangen, die Bude ist sauber: Mein Arbeitsplatz ist bereit, daß ich ihm die heutige Ration, Tagesration Leistung persönlich aufs Tablett lege: „Komm Paul, laß anrollen!“

Irgendwann, nehme ich mir jetzt vor, werde ich die Ölwanne mal säubern. Am besten, bevor es richtig warm wird. Im Winter ist wieder so viel Wasser reingelaufen, daß die ganzen Mäuse, Ratten und was sonst noch alles da reinfällt, in der heißen Jahreszeit ganz schön anfangen werden zu stinken. Und so ein Gestank in meiner guten Stube, das ist dem Teint vom Blaumann unzutraglich.

Den Spind muß ich noch abschließen. Obwohl eigentlich blöd. Da schaff ich nun den ganzen Tag direkt neben dem Spind und muß ihn doch abschließen. Nich' daß 'se bei uns klauen würden wie die Raben. Nein. Wegen dem Staub. Das Gerät muß wohl bei der kaiserliche Haus- und Hofschlosserei gefertigt worden sein. Das ist nämlich so standesbewußt, daß es ohne abgeschlossen zu sein nicht richtig schließt. Halt ein Scheißding. Wenn ich nicht Riegel und Schloß verlege, dann sehe ich abends auf'm Heimweg so aus, wie wenn ich statt vom Hafen aus 'se Sahara kommen würde. Und zu solchen verwechselnden Mutmaßungen wollte ich keinen Anlaß bieten. Und genau aus diesem Grund schließe ich meinen Spind morgens, wenn ich ihn aufgeschlossen habe, auch gleich wieder zu.

Wenn wir einen Betriebsrat hätten, dann hätte ich auch einen anderen Spind, hat neulich einer zu mir in der Kneipe gesagt. Wahrscheinlich hat er sogar recht, obwohl er nicht so aussah, als wenn er wüßte, was 'ne Schrottschere ist, und sich auch nicht vorstellen könnte, wie mein tägliches Nahkampffeld aussieht.

War ein netter Kumpel und hat sehr viel gewußt. So einen in unserer Firma...! – nicht ganz allein für sich, nein, ich meine, der hätte wohl schnell den Beistand der Kollegen; – und alles würde bei uns in der Tat ganz anders aussehen. Mein ich!

Könnt ich sowas nicht vielleicht auch? Obwohl ich es nicht für mein Bier halte. Ja, ich weiß, daß das falsch ist. Aber wenn du dich erst einmal in einem bestimmten Becken so eingeschwommen hast auf so 'ne bestimmte Art, eben wenn du Gewohnheiten entwickelt hast, dann fällt es verdammt schwer, sich umzustellen, oder besser noch, sich umstellen zu wollen. Und das, obwohl du dauernd am Rasonieren bist. Eigentlich fühlst du dich ganz wohl in deiner Scheiße. Und das geht vielen so. Was haben sie alles zu motzen, wenn sie einen drin haben?! Und das kommt gar nicht so selten vor. Und was kommt dann hinterher dabei raus? Nichts!

Im Gegenteil: So, wie die Maloche abläuft, ist sie für uns ausschließlich unser Geschäft. Und wenn uns einer von außen dazwischen pissen wollte, der müßte aber sehr schnell die Hosen wieder hochziehen, sonst sähe der ganz alt aus. Genauso das mit der Gewerkschaft. Jeder von uns weiß, daß das letzten Endes für uns besser wäre, wenn wir drin wären. Aber guck z. B. mich an: Ich will da nicht rein. Oder anders gesagt: Nicht, nicht wollen, nein, es ist mehr so die faule Haut, auf der man liegt und die einem so nahe ist, daß man nicht merken will, wenn sie anfängt zu stinken.

Weißt du, sich in seinem Krempel so wohlfühlen, daß man keinen ranlassen will. Reden wir jetzt nicht darüber, was das für eine Art von Wohlfühlen ist, jetzt zumindest nicht! Es ist die Angst vor dem Alleinsein. Hier, da sind wir Kumpels, oder wir meinen, daß wir welche sind, und spielen uns das vor, was wir darunter verstehen, so wie wir es von den Alten eben gelernt und eingebleut bekommen haben. Jedesmal gibt es ein großes Trauergelage, wenn einer von uns durch Eheschließung oder sonstwas aus unseren Reihen und Fängen fortgerafft wird. Wenn unsere Hauruckherrlichkeit geschwächt wird. Daher kommen so mehr die ganzen Antipathien. So richtig begründen, warum einer irgendwas mit Gewerkschaft oder Politik nicht will, das fällt schwer.

Wenn ich so mit dem Paul vor Feierabend auf unserem Holzklotz sitzen tu, dann ist für uns beide die Welt immer in Ordnung, und für uns beide hat irgendein Zampano die ganz große Poesiefackel weltweit angezündet. Ganz für uns alleine. Und wir kriegen dann schöne Gedanken. Und dann bin ich nicht bereit, mit meiner Bierpulle in der Hand über die gesetzliche Altersversorgung nachzudenken, wie wichtig das auch immer sein mag. Oder, wenn mich der Alte anmacht, wegen dem Akkord. Soll ich dann den Paul in die Pfanne hauen? Soll ich auf die Barrikaden gehen, weil die Schere zu alt ist und weil der Kram nur noch die halbe Nennleistung schafft und sonst ganz in die Knie geht? Soll ich ihm das wirklich um die Ohren hauen?...

Obwohl, eigentlich wäre das richtig. Gerade dann müßte man auf die Kacke hauen und nicht den Schwanz einziehen und das Maul halten. Das fällt mir jetzt erst so richtig auf, wo du mich darauf gebracht hast, davon zu reden. Aber dann denkst du wieder: laß das Arschloch von Chef erst mal wieder verschwunden sein, dann zwei kurze Pfiffe, und schon ist wieder die Zeit des herrlichen Pilsblumenpflückens – während

Lou van Zwerg um 11 Uhr morgens im Radio die Hausfrauen verarscht. Was hab ich mit meinem Chef zu tun? Schließlich ist es seine Firma, und bei mir muß nur der Kies stimmen und sonst gar nichts! Punktum!

Das heißt, eigentlich ist da noch 'ne ganze Menge. Nur da sind wir, meine Kumpels und ich, der Meinung, daß all dieses, was über die Sache mit den Kohlen hinausgeht, den Chef einen Scheißdreck angeht. Daß es eben unsere Sache ist, wie wohl wir uns auf der Arbeit fühlen und wie wir uns das organisieren. – Ich merk schon. Irgendwo ist da was falsch dran, nicht wahr? Nur wo?

Komisch. Da hängst du an etwas, verteidigst das und nennst es dein eigen, und im gleichen Moment stinkt die Sache dir ungeheuer, und du tust so, als hättest du damit nichts am Hut. Ganz schön widersprüchlich!?

Der Paul kommt. Mal sehen, am Freitag, wenn ich's bis dahin nicht vergessen hab, werde ich das mit den Jungs mal durchsprechen. Das ist ein Thema für einen ganzen Kasten. Und Paul hat Geburtstag die Woche, wie sich das trifft!

III.

Weichensteller

Den Weichensteller habe ich nie kennengelernt. Ich habe nur seinen Arbeitsplatz oft besucht, um in der eigenartigen, staubüberzogenen Einsamkeit der verlassenen Zeche nach dem Material zu suchen, mit dem ich in der nächsten Kneipe Fragen stellen konnte. Die Zeche wurde im Frühjahr 1978 abgerissen. Die dazugehörige Siedlung steht ebenfalls nicht mehr.

Durch den Kohlenbauch gehen Schienenstränge, bei mir vorbei, auf die Reise. Wie oft sind wir alleine, meine schwarzen Züge und ich. Durch die vier Scheiben, rund ums Kreuz, man nennt es Fenster, glitzert die Sonne, die sich im zentimeterhohen Kohlenglimmer bricht. Eine besondere unverwechselbare Art von Gemütlichkeit habe ich hier um mich. Die Hütte liegt eng angeschmiegt, wie die Häuschen der Devotionalienhändler um die Kirchen im Mittelalter, an dem Kohlenbunker dran. Den ganzen Tag rieselt und regnet feiner Kohlenstaub vom Mahlwerk 'runter. Für mich verdunkelt sich dadurch nicht mehr die Sonne. Das hier ist mein zu Hause. In den 40 Jahren hier sind meine Hände und mein Buckel krumm geworden. Mein Wohnzimmer – mit 1000 Meter Keller drunter!

Angefangen habe ich dort unten. Noch so richtig, mit dem Werkzeug von vorgestern. Pickel und so. Ausbau in Holz.

– Mutterholz –

Ich bin nach oben gekommen. Aufgefahren aufs Abstellgleis in einen kohligen Himmel. Doch ich bin gerne hier. Obwohl... Ich erinnere mich noch an die Zeit, wo wir vor dem Zechentor in der Kneipe den dünnen Ersatzkaffee aus den Aluflaschen gekippt haben und Schnaps stattdessen haben reinmachen lassen, obwohl das mit dem Alkohol war schon damals verboten. Man hat uns mit unserem Elend förmlich gequält, ohne den zugegebenen und deswegen gerade mit dem falschen Trost. Ich weiß und habe mühsam gelernt, daß Sprit keine echte Hilfe für unsere Fragen bereit hat.

Trotzdem! – So beständig wie das Verbot, so ununterbrochen war die Zufuhr. Nur mit dem Schnaps, das ist nicht mehr; heute ist Bier die gültige Währung.

Viele habe ich kommen und gehen sehen. Manche sind auch geblieben, nicht so wie ich, sondern für immer. Das ist wie so ein Schatten, auf den man zwar nicht mehr so bewußt achtet, der aber immer bei einem ist. Auch hier bei uns auf der Bahn sind einige geblieben. Besonders im Winter. Du siehst fast kaum etwas an diesen grauerhängenen Bleitagen, die die Sonne wie in einem Zinksarg hinter den tiefwehenden Vorhangwolkengardinen gefangen halten. Auf den Geleisen glitzert böse gefährliche Schmiere. Und dann beim Rangieren: ein falscher Tritt! Immer dasselbe. Dieses Ohnmachtsgefühl, diese Furcht und der Haß. Warum muß das so sein? Schon im Leben weiß Gott genug von Tod und Verwesung gerochen, selten mal, daß es einen Lichtblick gab! Weggeputzt wie ein schales Bier nach der Polizeistunde. Das macht auch die Mattigkeit aus. Das was mich bisweilen so selbstvergessen auf meinem Holzbänkchen sitzen läßt und mich dann erschreckt, wenn ich feststelle, daß ich an nichts denken kann. Wie oft und wie beiläufig, unbedacht gewünscht: nur an nichts denken können, abschalten wollen, es schaffen, sich aus allem rauszuhalten.

Oft, besonders bei schlechtem Wetter, sind die Rangierer zu mir gekommen, um sich aufzuwärmen, 'ne Flasche Bier rumzubringen, oder auch einfach nur, um ein bißchen zu reden. Dabei habe ich dann das Neueste aus der Kokerei erfahren, man hat sich über Karnickel und Tauben ausgelassen, und ab und zu haben wir uns dann auch mal zum Frühschoppen verabredet. Besonders in der letzten Zeit ist das öfters, man kann schon sagen, wieder öfter passiert. Ganz früher sind wir noch nach jeder Schicht zusammen einen saufen gegangen, aber heute ist sowas nicht mehr drin.

Seit das Gerede vom Zumachen laut geworden ist, seit der Zeit ist der Zusammenhalt wieder größer geworden. Für uns Alte gibt's nichts mehr zu hoffen, außer auf die neuen Dinger da, diese Sozialpläne. Mit so 'ner ordentlichen Abfindung könnte ich mich dann in die Rente hinüberretten. Aber das ist erst in zweiter Linie wichtig. Was uns allen so den Kamm schwellen läßt, ist die Tatsache, daß wir genau wissen, daß da unten noch jede Menge Kohlen sind, die Herren der Zechenleitung aber so tun, und die Zeitungen das genau so schreiben, wie die das wollen, als ob da unten nur noch Wasser und Steine wären. Was haben wir uns darüber schon die Köpfe heißgeredet. Klar, daß unter solchen Bedingungen keiner mehr richtig Lust hat, ein Stück Arbeit anzupacken. Alle haben sie die Nase voll. Beschiß. Und außerdem? Wen trifft die verlogene Kiste? Uns! Nur die Malocher! Der dickste Hund ist ja – die Zechenfürsten kassierten sogar noch dabei ab! – Stilllegungsprämie! – Soll wohl ein Witz sein? Neu-lich sagt einer, das wäre dann das Geld für den Sozialplan.

Und wo, frage ich, ist dann der Profit der ganzen letzten Jahre hin? Ein neues Verwaltungsgebäude haben sie sich in der Landeshauptstadt gezimmert, aber hier auf'm Pütt? Keine müde Mark mehr reingetan.

Die machen einfach Feierabend, und nach den Menschen, die hier ihr Leben lang die Knochen hingehalten haben, da fragt kein Mensch. Nach denen, die hier ihr beschissen wie glückliches Leben verbracht haben, da fragt keine Sau. Und dabei heißt's doch so schön: Im Mittelpunkt steht der Mensch! Ist ja auch richtig.

Nur die, die das Sagen haben, die verschieben einfach den Mittelpunkt, und schon stehen wir im Hemd. Und keiner, der dann mal das Maul aufmacht. Auch unsere Gewerkschaft nicht, die hängt selbst mit drin. Ich bin weiß Gott nicht dagegen, um des

lieben Friedens willen, erst mal zu reden und besonnen stille zu halten. Aber nicht mehr, wenn wir nur immer erst dann die Suppe kriegen, wenn die anderen schon die Brocken rausgeklaut haben.

Ich meine, es waren 40 schwere Jahre, aber es war und ist mein Leben. Ich habe viel geflucht, aber nie unzufrieden gehadert.

Denn damit ändert sich nix, wenn du dich mit den nicht vorhandenen Schicksalsmächten allein anlegst und die Mächtigen in Ruhe läßt. Nichts ist uns in den Schoß gefallen.

Wenn ich nur an unsere Siedlung denke. Der Zusammenhalt; auch wenn er sich oft nur in Form von nachbarschaftlichem Zwist zeigte. Trotzdem ist da 'ne Menge dran. Bei uns bleibt keiner auf der Strecke, wenn's mal hart auf hart kommt. Und das soll jetzt alles zu Ende sein? Für eine zentralbeheizte mit Bad ausgestattete Betonhöhle, die fast die Hälfte vom Lohn an Miete kostet, dafür soll ich aus unserer Hütte, aus meinem Garten verschwinden? Wo schon der Großvater, der noch kein Wort deutsch konnte, die Tauben hat fliegen lassen, da soll also in Kürze der Bagger seine Sanierungspflicht tun? Mensch, eigentlich kann man da nur noch trauern. Aber bloß das nicht, lieber aus Wut 'ne Strecke heulen und aus Enttäuschung und Verletztsein den Haß gegen das Pack schüren. Und den Jungen geht's ganz genau so.

Nie hätte ich gedacht, daß auch die hochhackigen Diskojüngelchen – kaum daß sie ein Jahr auf Zeche sind, all das, was sie mit der Muttermilch eingesaugt haben, so selbstverständlich auf den Tisch legen würden. Ich denk da jetzt gerade an den Theo. Die 19 Jahre knapp vorbei, arbeitet als Maschinenschlosser unter Tage, ein Hüne von einem Kerl, vor dem einem angst und bange werden kann. Er war in den letzten Jahren mit solchen Rockercliquen zusammen und für überhaupt nichts ansprechbar. Die Malochin war ihm scheißegal, der Betrieb wurscht, und auf unsere Siedlung, die immerhin auch seine Heimat ist, hätte er am liebsten geschissen. Der hat seinen Eltern manchmal das Leben zur Hölle gemacht. Und dann das am letzten Freitag.

Die zweite Schicht hatte aus irgendeinem Grund 'ne Schachtel Bier mitgebracht. Das machen sie immer sehr klug. Da steht dann von irgendeinem der Wagen oben auf der Castroper Straße nahe am Bahnübergang. Und wenn sie dann vorbeikommen mit ihrem Zug, dann nimmt der Junge auf der Lok etwas von dem Dieseldampf weg, runter, aufgeschlossen, rausgeholt, aufgeladen und weitergefahren. Es bietet sich an, das teure Gut bei mir in meiner Kohlen-Berghütte zu deponieren. So wird das gemacht. Also Freitag. Wir sitzen zusammen. Da kommt doch der Theo vom Waschen und statt zum Tor kommt der nach uns hin. Kommt rein, ganz in Jeans und Leder und fragt, ob er sich setzen darf. Wir haben doof geguckt! Und dann: „Sagt mal, was soll das denn mit dem ganzen Gelaber, daß hier bald Schluß sein soll?“ fragt er mich. Erst mal Pause. Dann habe ich alles, was ich wußte, erzählt. Ohne Vorwarnung ist es passiert! Der Theo fängt einfach an zu heulen. Einfach so! Wir waren völlig kaputt – haben ihm vorsichtig ein Bier angeboten und Zigaretten gegeben. Das hat dann auch, wie in den meisten Fällen, geholfen. Er hat sich eingekriegt und angefangen zu erzählen. Von der Siedlung als der Heimat, von der Malochin als unserer Arbeit, von den Kumpels und dem Zusammenhalt, vom Bier an der Ecke und von den gemeinsamen Sommerfesten in den Gärten. Und daß er das nicht missen will, denn ohne das wäre nichts, wo man sich dran fest machen könne. Da sitzt so ein heulender Riese vor einem, ein Rocker, der sogar die Beamten der Steinwache zum Zittern bringt, und er-

zählt uns was von dem, wo man sich festzuhalten hätte. Ich dachte, mir fliegt wirklich mein Hut weg.

Der Junge also: stark, wie wir selber sein sollten und möchten. Und Zusammenhalt auch, bei denen wie bei uns. Nur bei denen alles irgendwie außerhalb. Und auch schon Schwäche, mit der sie uns schon fertig gemacht haben. Sind brutal vielleicht und ohne Wissen, aber man kann das verstehen.

Und der Theo fragt weiter: Was man denn machen müßte und könnte, damit es nicht soweit kommt, wie's zu befürchten ist. Da mußten wir aber auch die Köpfe hängen lassen und passen. Dazu war uns auch noch nichts eingefallen, obwohl wir die letzten Wochen von nichts anderem geredet hatten.

In die Pause hinein, die lange genug dauerte, daß man die eindeutige Sprache des siebzehner Schlüssels deutlich wahrnahm, platzte Erwin. Ausgerechnet er, der große Mehrheitsfraktionist und Kommunistenjäger. Daß er überhaupt dabei saß, war schon ein Wunder, obwohl – irgendwie wußte jeder, daß er wahrscheinlich vom Betriebsrat abkommandiert war, um zu lauschen, was wir wohl aushecken würden. Und er wußte was: „Ihr wißt doch“, begann er, „daß der Werner aus der Ofenkontrolle bei den Kommunisten eifrig mitmischte. Ich weiß genau, wo die ihren Stammtisch haben und bin sicher, daß die sich schon lange mit unserem Problem herumschlagen. Wie wär's denn, wenn wir die mal anhauen und fragen, was sie sich so für Gedanken gemacht haben?“ HUI!, war das durchsichtig und doch gar nicht so schlecht. Das von Werner wußte ich, hatte aber bislang noch nicht so dran gedacht. Jetzt galt es, das hier erst mal abzubiegen: „Erwin, das meinst du doch nicht im Ernst“, sage ich und habe die Lacher auf meiner Seite. „Ausgerechnet du willst auf einmal gemeinsame Sache mit den Leuten machen, die du sonst immer in die Pfanne gehauen hast. Die würden dir doch kein Wort glauben. Ich glaube, damit setzt du dich in die Nesseln, und uns da vorschieben wollen, find ich mies. Womit ich dir Recht gebe und was sicher hier die Meinung aller ist, das ist, daß zwischen den Kollegen von uns aus kein Unterschied zu sehen ist, oder war. Diese Unterschiede hast du nur immer betont. Ich glaube kaum, daß dir jemand deinen Saulus-Paulus-Wechsel so einfach glaubt. Laß uns lieber hier weiterreden und schönen Dank für die Anregung.“ Erwin hatte dann gleich drauf keinen Durst mehr und mußte dringend aufs Klo, von wo er nicht wiederkam. Wir anderen, Theo eingeschlossen, verabredeten uns zum übernächsten Abend, ich werde in der Zwischenzeit Werner anhauen und dann werden wir weitersehen. Wär doch gelacht, wenn wir uns die Hälse wie Karnickel langmachen ließen, ohne auch nur einmal zu mucken.

Es bleibt noch eine halbe Stunde bis Feierabend. Ich werde noch mal nach den Weichen im Schwenkbereich des Einlaufstutzens sehen und ein bißchen den störenden Kohlengruß wegfegen, damit sie wie geschmiert laufen. Dann muß ich noch den Kasten verstauen. Zurück geht der heute nämlich nicht mehr, der nächste Kohlenzug geht erst in 'ner Stunde. Sollen sie ihn halt morgen mitnehmen. Und solange stell ich ihn hinter die Treppe unterm Außenaufgang. In dem vielen Gerümpel, was da seit Jahren sich angesammelt hat, vermutet und findet niemand eine Schachtel Volksnahrungsmittel.

IV.

Der Kohlenwagen auf der Mallinkrodtstraße

Hier ging es vor allem um die Beschäftigung mit dem Fotoapparat und um die gezielte Neugierde meinerseits. In diesem außergewöhnlich erscheinenden Stück Alltagserinnerung habe ich manches meiner Arbeitsweise im Spiegel gesehen.

Die Kühlerhaube des 7,5-Tonnners ist mit blauer Lackfarbe gestrichen worden. Sonst hat die Ladung die Farbe bestimmt. Und auf der Ladefläche steht eine Rotblonde und schippt Kohlen auf die Dezimalwaage.

Das ist keine Schau!

Ich habe meine Schwierigkeiten. Einerseits fasziniert mich der Anblick in der rollenfremden Umgebung, ich spüre, ich sehe das mit meinen Rollenaugen, andererseits bin ich tief drinnen froh, spüre und weiß ich doch, daß das der richtige Weg zum geschlechtergleichen Miteinander ist. Zum richtigeren Miteinander der Geschlechter ist. (Was mit mir da in diesem Moment passiert, erinnert mich an die Abende und Nächte in den verrufenen und verräucherten Kneipen, in denen in angetrunkenem Zustand die alten, ausgemergelten, ewig betrogenen Weiber aussehen wie die Engel, nach denen man sich auch an diesem Abend umsonst gesehnt hat, sich vor der Wahrheit verdrückend, daß man sich zu diesen Engeln auf den Weg machen muß, und dennoch nie sicher sein kann, einen anzutreffen.)

Es ist angenehm, mit ihr zu reden. Ich scheue mich nicht, meine Neugier zu zeigen. Und auch ihr macht meine Freude Spaß. Seit drei Jahren verkauft sie Kohlen, und nach den üblichen Eingewöhnungsschwierigkeiten ging's ihr gut von der Hand. Wenn ich mir vorstelle – und merke dabei, daß ich mir's vorstelle – daß sie mit ihrer Figur in jeder Kosmetikabteilung eines Warenhauses die lüsternen spitzen Blicke von mir und meinen Kollegen auf sich ziehen würde, dann weiß ich, daß ich noch viel zu lernen habe.

Wie auf dem falschen Fuß erwischt, problematisiert diese Neugierde mein Verhältnis zu Frauen in genau dieser Sekunde. Ich verspüre förmlich mein klischiertes Rollenverhältnis, die Art der schon vorgeguckten Sicht. Zuerst war mir nur der Lkw aufgefallen.

Wo gibts noch sowas, daß Kohlen direkt auf'm Wagen verwogen und mit den typischen dickwandigen Jutesäcken in den Keller getragen werden? Das alleine hat mich schon anhalten lassen wollen. Den Fuß ganz auf die Bremse gesetzt hat mir der im Vorbeifahren unpräzise verwischte Eindruck: „Das auf dem Lkw is' doch 'ne Frau? Oder nicht?“

Und da es zwei Sachen, die es nicht gibt, leichter gibt als eine, war ich neugierig, wie die Frau nun aussieht.

Ich bin auf Anhieb nicht losgekommen vom Bestaunen. Sie als Frau bestaunen. Als Mann sie bestaunen. Bis ich gemerkt habe, daß ich glotze und ich mich nicht getraut hab, eigentlich, so zu gucken, so genau und direkt.

Die nächsten Kohlen bestelle ich in Wanne-Eickel.

Michael Hatry
SPRICHWÖRTER

JEDER IST
seines Glückes Schmied:
Fehlt nur noch
die Schmiede

LÜGEN HABEN
kurze Beine:
Sitzen aber
am längeren Hebel

FRÜH KRÜMMT SICH
was
ein Häkchen werden will:
Genau das
ist der Haken dran

UNRECHT GUT
gedeiht nicht:
Es sei denn
man zäunt es ein

EIGENER HERD
ist Goldes wert:
Vorausgesetzt
man kann die
Kohlen bezahlen

DEN LETZTEN
beißen die Hunde:
In wessen
Auftrag?

Dieter Braeg Aber – es gibt viele Hoffnungen

Das sind so alte Tagebucheintragungen, alte Manuskripte, vor vielen Jahren geschrieben. Da hab ich mich versteckt, hinter anderen Namen, wenn ich über was geschrieben habe. Erfahrungen entstehen nicht nur dort, wo man redet. Ich hab gelernt, daß das alles auch dort entsteht, wo man leben muß, weil man erzogen wurde, um zu arbeiten.

Und 1955 nach acht Jahren Volksschule, da gab's keine Arbeit. Keine Lehrstellen. „Mach was, sitz hier nicht herum!“ sagten die Berechtigten der Erziehung, „sonst schmeißen wir dich raus“ – da bin ich gegangen.

Weil ich damals Angst hatte, Angst, durch das, was ich damals geschrieben habe, meine politische Gesinnung zu verraten, habe ich mich versteckt hinter Namen, die es nicht gibt. Heute habe ich davor keine Angst mehr, aber ich fürchte mich vor dem, was kommt, denn es gibt nichts mehr zu verstecken. Alles wird ausgegraben und zu einem Brei verarbeitet, der in diesem Lande den Geruch von Aas erzeugt.

Aber damals schrieb ich...

„Das war im Winter. Ich bin durch die Stadt gelaufen und hab immer gedacht, ich brauch ein Zimmer und Arbeit! Dann habe ich mir einen Stadtplan gekauft. Zuerst wollte ich zu den Schrebergärten, aber dort ist immer jemand gewesen. Dann hab ich einen Autofriedhof gefunden. Saukalt war's, da hab ich dann einen alten verkommenen Steier-Daimler-Puch-Lastwagen gefunden. Kaputt. Im Führerhaus lagen ölige Wolldecken. Sie haben gestunken. Da hab ich fast 14 Tage geschlafen. Oft mehr gefroren. Am Tag bin ich mit der Straßenbahn in die Stadt gefahren, in eine Kneipe. Dort habe ich was gegessen und gesoffen, zusammen mit einigen Wermutbrüdern und Schnorrern. Fast jede zweite Nacht ist die Polizei gekommen und hat nach Obdachlosen auf dem Autofriedhof herumgesehen. Ich habe mich dann auf den gefrorenen Boden unter den Lastwagen gelegt und versteckt. Ganz klein hab ich mich gemacht und gezittert. Ich hatte Angst vor der Polizei.

Ein Kneipenbruder hat mir dann erzählt, daß bei der Firma Schlechta Arbeiter gesucht würden, für das Walzwerk. Der Schlechta hätte im Werk auch ein Wohnheim. Dort könne man kostenlos wohnen. Da bin ich hin. Die waren dort zuerst gar nicht begeistert von mir. Ich sei viel zu schwach für die Arbeit. Aber dann hat mich so ein alter, weißhaariger Buchhalter doch eingestellt. Dann hab ich unterschrieben und über ein Jahr gearbeitet, im Walzwerk.“

Die Arbeitswelt ist etwas Feines. Ich hab am Abend im Wohnheim die eigene Geschichte geschrieben. Ich hab manchmal nicht gewußt, warum, aber das, was ich damals gesehen habe, hat mir weh getan. In den Muskeln, in den Ohren, in den Augen und im Kopf.

„Robert hatte eine lange Zange in der Hand – ein Schlinger im Akkord. Arbeit im Walzwerk.

Wenn aus der vorletzten Walze der fast schon fertig gewalzte, glühende Stahlboden schoß, griff er ihn mit seiner Zange, hob ihn über den Kopf und jagte ihn in die letzte Walze. An den Kühlschlangen vorbei, ins freie Gelände.

Zangengriff nach dem Stahl.
Über den Kopf geschwungen.
Anstich in die letzte Walze.

Acht Stunden täglich.

Manchmal war noch heißer Zunder auf dem Stahl, und wenn er vergessen hatte, die Schutzhandschuhe anzuziehen, dann spürte er die kleinen glühenden Funken auf der Haut. Auf dem Band, dem langen Band lief dann der fertig gewalzte, glühende Baustahl hinaus ins Freie, um abzukühlen. Die langen Stahlstäbe wurden gebündelt und später mit einem Kran zu den Verwindern transportiert. Die mußten unter freiem Himmel arbeiten. Jede einzelne Stahlstange wurde in die hochtourige Verwindemaschine eingespannt. Außerdem in einen Bock, der auf Schienen lief. Dann wurde die Maschine eingeschaltet und drehte den Stahl. So wurde er zusätzlich veredelt und dann als patentierter, sonderbehandelter Baustahl von Schlechta verkauft.“

Manchmal klingt das, was man schreibt über Arbeit, tot, und dort im Akkord gab's nur Tote, die samstags und sonntags aufwachten, um anderswo zu sterben, nämlich in den Kneipen, bei Geschichten, die immer gelogen sind, denn oft werden nur dort die Schinder des Kapitals, die die Ehrenbezeichnung Meister und Vorarbeiter vom Unternehmer verliehen bekommen haben, zur Sau gemacht. Ein Traum in alkoholdumpfen Köpfen, denn der Akkord hört auch da nie auf. Ich hab mitgesoffen, und mir ist schlecht geworden, und ich habe viele Samstag- und Sonntagnächte gekotzt, um die Übelkeit loszuwerden, die in mir war und die auch noch heute da ist, weil ich etwas nicht vergessen kann. Ich hab's damals so geschrieben und ändere kein Wort daran. Und es war und ist für mich kein Frühlingserwachen, kein Ostermarsch und kein Kampf gegen Notstandsgesetze gewesen, sondern ein Gefühl, vielleicht auch eine Sehnsucht nach etwas, was ich bis heute nie gelesen hab, weil für mich die Theorie tot ist und schwarz auf weißen Papierseiten.

Unverständlich, wie manche Diskussion im Kreis von Genossen, die ich nun höre und lese, Tag um Tag, Jahr um Jahr. Und alles, was ich gelernt habe: daß Arbeit kaputt macht.

„In der Nachtschicht mußte Robert einen Kollegen am Ofen ablösen. Der war zusammengesklappt, hatte noch mit Fieber die Arbeit aufgenommen. Robert saß hinter einem Schutzschild und mußte mit einer Stange die glühenden Stahlblöcke in die erste Walze des Walzwerkes schieben. Solche Nachtschichten nahmen kein Ende. Man war ganz allein und mußte ständig aufpassen. Eine falsche Bewegung und schon war der Akkord der Kolonne im Arsch. Die glühenden Stahlblöcke mußten ganz gerade in die erste Walze geschoben werden. Dafür war Robert zuständig. Geschah dies nicht genau, verklemmte sich ein Block in der Walze, mußte ihn Robert zurückziehen. Das war bei der Hitze Schwerstarbeit. Der Schichtmeister kam vorbei: „Hau rein, Robert, es geht zu langsam, wir kommen nicht auf unser Geld.“ Es war jede Nacht dieselbe Hetze. Oft mußte die Kolonne auch noch in den Pausen weitermachen, weil die gesamte technische Einrichtung veraltet war. Oft gingen die Walzen kaputt, weil die Blöcke vom Ofen nicht in der richtigen Temperatur gehalten wurden. Als nächster Kollege neben Robert arbeitete Herbert Lipschitz, er war einer von denen da „draußen“ – er hatte Frau und zwei Kinder und wohnte in der Stadt. Früher hatte er auch im Wohnheim vom Schlechta gewohnt, doch dann hatte er seine Frau kennengelernt, die eine Wohnung hatte, war zu ihr gezogen, hatte dann später geheiratet, als das erste

Kind ankam. Herbert mußte die Walzblöcke nach dem ersten Walzgang mit einer Zange übernehmen und in den nächsten Walzgang einführen. Eine gefährliche Arbeit bei diesem Tempo, obwohl die Blöcke ja nach dem ersten Walzgang etwas kühler waren, die Temperatur war immer noch hoch genug.

Da passierte es, Herbert hatte einen Block gepackt, um ihn in die Walze reinzuschmeißen, er rutschte aus und samt dem glühenden Eisenblock griffen die Walzen nach dem Mann. Robert brüllte auf, sprang hinter seinem Schutzschild hervor und lief die fünfzig Meter zum Notschalter, um die Walzen abzustellen – aber es war zu spät. Als die Rettung eintraf und Herbert abholte, war er bereits tot, zum Teil gequetscht von den Walzen und verbrannt vom glühenden Stahlblock.

Diskutierende Gruppen standen an den abgestellten Walzen. „Eine Sauerei ist das alles“, meinte einer, „der Akkord, die Nachtschicht, da hat der Herbert nicht aufgepaßt, und jetzt ist es eben passiert!“

Robert konnte zunächst gar nichts sagen, noch immer lief vor ihm der sekunden-schnelle Vorgang des Unfalls ab. Noch immer sah er, wie Herbert ausrutschte und in die Walzen kam, er sah sich selbst losrennen und den Notschalter betätigen – zu spät, denn nichts mehr war zu retten.

„Los Männer“, sagte der Schichtmeister, „machen wir weiter, es geht noch ein Quantum raus, wenn wir draufhalten!“

Jetzt gewann Robert seine Sprache wieder: „Nicht so schnell Meister, da ist eben ein Kollege an der Walze gestorben, und ich will das mit den Kollegen diskutieren. Ich hab ja gesehen, wie er reingekommen ist! Normalerweise war da doch früher ein Schutzgitter an den Walzen. Das haben mir die Kollegen erzählt, die schon länger hier sind. Als Schutz! Wo ist das? Abmontiert worden ist es, damit man mehr produzieren kann. Es ist ja auch lange nichts passiert, und wir haben den Akkord gehalten, aber jetzt ist es geschehen, wer übernimmt denn die Verantwortung dafür? Wenn morgen die Berufsgenossenschaft und die Gewerbeaufsicht kommt, die werden bestimmt wissen wollen, wo denn das Schutzgitter geblieben ist. Wenn nämlich das Schutzgitter dort noch angebracht wäre, dann wär der Herbert jetzt noch am Leben. Das ist fahrlässige Tötung, Kollegen, dagegen müssen wir etwas tun! Jetzt stellt sich dort der nächste an die Walze und rutscht aus, wie der Herbert, das geht doch nicht, da muß das Gitter hin, rasch, sonst können wir nicht weiterarbeiten!“

Die Kollegen von Robert sahen sich an. Der Mann hatte recht, das Schutzgitter war irgendwann, nachdem ein Kalkulator hier gewesen war und neue Normen festgesetzt hatte, entfernt worden, um Zeit zu sparen.

Der Schichtmeister war verschwunden. Kurze Zeit später kam er mit dem Schutzgitter zurück und montierte es mit Roberts Arbeitskollegen, und die Arbeit ging in dieser Nacht weiter. Bei der Schichtablösung erzählten sie den Morgenschichtlern, was passiert war. „Da muß was geschehen!“ war der einzige Kommentar, den sie zu hören bekamen, bis sie selbst, nach einer kurzen Diskussion im Wohnheim zu Bett gingen. Bevor Robert einschlief, dachte er noch einmal über die Ereignisse der letzten Stunden nach, und er sagte ganz laut und zornig, so daß es der ganze Schlafsaal hören konnte: „Es muß etwas geschehen!“

Um 21.00 Uhr saßen sie alle an den Tischen im Schlafsaal und machten sich für die Nachtschicht fertig. Einer tunkte mit einem Brotkanten das Öl aus einer Sardinendose, die Sardinen hatte er gerade gegessen. Andere tranken nur Kaffee und rauchten ei-

nige Zigaretten. Das waren die, denen schon am Mittwoch der Wochenlohn ausgegangen war, dafür aber hatte der „Staberlwirt“ mit ihnen gute Geschäfte gemacht.

„Na, ist was passiert wegen dem Lipschitz?“ fragte einer, „die müssen doch jetzt was tun, heute waren doch die Herren von der Behörde da!“

„Ich werde heute mit dem Schichtmeister sprechen, das darf doch nicht wahr sein, da stirbt einer bei einem Unfall im Betrieb, weil die ganzen Schutzvorrichtungen abmontiert sind, und nichts passiert!“ sagte Robert.

„Ist doch alles Käse, Robert, paß auf, in zwei Wochen wird an der Walze das Schutzgitter abmontiert, weil wir sonst bei dem Akkord nicht aufs Geld kommen. Halt lieber die Schnauze, das Gequatsche von dir bringt uns allen doch nichts ein. Der Schlechta haut dich höchstens aus seiner Bude raus, dann stehst du da, ohne Arbeit!“

Robert konnte das einfach nicht begreifen, warum hatten sie nicht alle gegen die Arbeitsbedingungen protestiert? Bestimmt wäre etwas geschehen, man hätte zumindest den Akkord neu festgelegt, besser als bisher, und bestimmt wäre auch etwas wegen dem Schutzgitter passiert, das nicht angebracht gewesen war. Nicht einmal einen Schrei hatte man von Herbert gehört, so laut war es im Walzwerk.

Das alles ging Robert durch den Kopf, während er sich seine Arbeitsklamotten anzog. An Herberts Arbeitsplatz hatte ein „Neuer“ angefangen.

„Die finden immer neue Deppen für die Arbeit!“

Das Schutzgitter war da, und als der Schichtmeister zu Robert kam, der heute an seinem ständigen Arbeitsplatz stand, konnte Robert nicht anders: „Meister, was ist nun wegen dem Unfall vom Lipschitz?“

„Was soll schon sein, Meisel, die Aufsicht war da, der Unfallvorgang wurde genau untersucht!“

„Und?“ fragte Robert.

„Was heißt hier ‚und‘, Herr Meisel, der Lipschitz hatte Schuhe mit Ledersohlen an und nicht die richtigen, vorgeschriebenen Schutzschuhe, der ist selbst schuld, daß er ausgerutscht ist!“ antwortete der Schichtmeister barsch.

„Ja, und das fehlende Schutzgitter, wenn es dran gewesen wäre, dann hätte doch nichts geschehen können. Das ist doch die Firma schuld, die jagt uns hier bei der Arbeit in den Tod und sorgt nicht einmal dafür, daß die billigsten Schutzvorrichtungen auch tatsächlich intakt sind!“ Robert war erregt, die abwiegelnden Antworten des Meisters paßten ihm gar nicht. „Ich werde alles aufdecken, da war nicht der falsche Schuh vom Herbert Lipschitz schuld. Wenn das Schutzgitter an der Walze dran gewesen wäre, dann wäre der Herbert jetzt noch am Leben. Daran kann man doch nicht einfach vorbeireden!“

„Meisel, ich sage es Ihnen jetzt zum letzten Mal, diskutieren Sie in Ihrer Freizeit. Die von oben wissen schon, was zu machen ist. Was ich weiß, hab ich ihnen erzählt. Machen Sie weiter mit Ihrer Arbeit, dafür werden Sie ja bezahlt, und was den Unfall betrifft, der ist schon untersucht worden, da gibt es nichts mehr darüber zu reden!“ Der Schichtmeister verdrückte sich. Der Meisel hatte ihm nachgerufen, daß die Sache mit diesem Gespräch nicht erledigt sei. In der Früh hatte er nämlich beim Schlechta antanzen müssen, und der hatte ihm die Meinung gesagt: „Als Meister sind Sie dafür verantwortlich, daß die Unfallverhütungsvorschriften eingehalten werden. Dafür werden Sie ja von mir bezahlt. Wie konnte diese Schweinerei nur passieren? Einfach

die Schutzgitter abmontieren? Hab ich nicht immer gesagt, die Unfallvorschriften müssen genau eingehalten werden?“

„Ja, aber die Arbeiter haben doch die Schutzgitter selbst irgendwann abmontiert, damit sie den Akkord schaffen, der ist doch höher angesetzt worden, seitdem sind die Gitter auch weggekommen“, wehrte sich der Schichtmeister.

„Na, ist ja gut, daß der Lipschitz nicht die Sicherheitsschuhe angehabt hat, das ist ja schon festgestellt. Aber das sag ich Ihnen, das war das letzte Mal, daß ich Ihre Schlamperie dulden werde. Mit den Beamten von den Aufsichtsämtern werde ich schon alles regeln. Wenn Sie da was gefragt werden, reden Sie keinen Quatsch, und auch den Arbeitern gegenüber. Das könnte Ihnen nur schaden. Ist jetzt alles klar?“

„Ja, Herr Chef!“

Nun machte ihm dieser dahergelaufene Meisel Schwierigkeiten. Anstatt froh zu sein, daß man überhaupt jetzt Arbeit hatte und noch dazu ein kostenloses Quartier. Das war zwar nicht besonders, mit den Feldbetten und billigen Matratzen, aber doch besser als nichts. Andererseits hatten die Leute ja nicht so unrecht, bei dem Akkord, und die technischen Einrichtungen waren mehr als verkommen. Schon Jahre hatte der Schlechta nichts mehr investiert. Ihn traf es doch immer, von unten und von oben, Scheißjob, den er hatte.

„Da schau her, das ist ja die größte Frechheit, die mir je begegnet ist!“ Robert stand mit einigen Kollegen vor dem Schwarzen Brett.

„Rundschreiben an meine Mitarbeiter

In der letzten Nacht ist es zu einem bedauerlichen Unfall im Walzwerk gekommen, der tödlich verlief. Durch grobe Fahrlässigkeit kam der Arbeiter Herbert Lipschitz in eine der Walzen. Er hatte vergessen, die vorgeschriebenen Sicherheitsschuhe zu tragen. Außerdem war die an der Walze angebrachte Schutzvorrichtung entfernt worden. Diese Fahrlässigkeit, die teilweise dem Arbeitnehmer zuzuschreiben ist, und die Entfernung der Schutzvorrichtung, die seine Kollegen vorgenommen hatten, verursachte diesen Arbeitsunfall.

Ich weise nochmals darauf hin, daß bei der Arbeit im Walzwerk die vorgesehenen persönlichen Schutzeinrichtungen zu tragen sind, die mich in der Anschaffung eine Menge Geld gekostet haben und die Ihre Gesundheit schützen sollen. Es ist weiterhin verboten, irgendwelche Schutzvorrichtungen an den Maschinen zu entfernen. Nur diesen Unvorsichtigkeiten ist der Unfall zuzuschreiben. Ich werde in naher Zukunft Betriebsbegehungen vornehmen. Sollten Arbeitnehmer angetroffen werden, die die vorgesehene Schutzkleidung nicht tragen oder Maschinenschutzvorrichtungen entfernt haben, so folgt die fristlose Kündigung.

Der Vorfall ist von den zuständigen Ämtern untersucht worden, die den Inhalt dieser Mitteilung an Sie begrüßen!

Karl Schlechta
Walzwerk & Baustahl GmbH & Co KG“

„Also, ihr Hanswurst, habt ihr gelesen? Schuld sind wir, die bösen Arbeiter, und der Herbert selbst, daß er tot ist. Den Herrn Schlechta trifft keine Schuld, und die Herren von der Behörde, die sind mit ihm einer Meinung“

„Robert, rede dich bloß nicht um deinen Kopf. Wenn die das untersucht haben, so

wird das schon stimmen. Sei doch froh, daß du Arbeit hast!“ Einige seiner Kollegen nickten dazu.

Roberts Wut war nicht zu überbieten – „Kollegen wollt ihr sein! Da stirbt einer von uns, der gar nichts dafür kann. Den der Schichtmeister, wie uns alle, ständig mit seinem ‚Hau rein‘ angetrieben hat, damit er zu seiner Prämie kommt. Keiner ist empört, dabei kann es uns morgen erwischen. Jetzt steht die Frau vom Herbert da, kriegt eine Rente, hat zwei Kinder am Hals, und der Herr Schlechta reibt sich die Hände. Ihm ist ja nichts passiert. Wenn der mal ausrutscht, dann kommt der in keine Walze, der fällt höchstens auf den Teppichboden von seinem Büro. Bei seiner Arbeit kann der nicht in eine Walze kommen und halb verbrannt und zerquetscht werden!“

„Kommt, gehen wir, der Robert spinnt, wenn hier einer vorbeikommt von den Vorgesetzten und das hört, dann fliegen wir alle!“ sagte einer der Arbeiter, die um das Schwarze Brett standen.

Robert stand allein vor der Mitteilung des Firmenbesitzers Karl Schlechta. Die Kollegen waren davongelaufen, geflüchtet vor einer Mitteilung, vor einem Papier des Unternehmers Karl Schlechta. Robert ballt die Fäuste und hätte vor Wut am liebsten laut gebrüllt oder geweint.

Was sollte er denn nun alleine tun?

An Frau Anna Lipschitz

Sehr geehrte Frau Lipschitz!

Wie Ihnen bereits durch einen Boten meines Unternehmens mitgeteilt wurde, ist Ihr Mann heute nacht bei einem Arbeitsunfall ums Leben gekommen. Trotz der sofortigen Rettungsversuche seiner Kollegen und der rasch eingetroffenen Rettung war Ihrem Mann nicht mehr zu helfen. Wir bedauern dieses Unglück zutiefst, schon weil Ihr Mann ein langjähriger Mitarbeiter meiner Firma war.

Durch eine sofort eingeleitete Untersuchung der zuständigen Behörden und meiner Angestellten konnte festgestellt werden, daß Ihr Mann schwer gegen die bestehenden Unfallverhütungsvorschriften verstoßen hat. Trotzdem bin ich bereit, Ihnen eine zusätzliche Überbrückung von 8 Wochenlöhnen zu überweisen. Zusammen mit dem Sterbegeld, das eine Kollektivleistung von mir und den Arbeitnehmern dieses Betriebes darstellt, dürfte zunächst Ihre materielle Absicherung gegeben sein.

In der Anlage zu diesem Brief überreichen wir Ihnen die Steuerkarte und die Versicherungskarte Ihres Mannes, damit Sie die nötigen behördlichen Wege erledigen können und das zusätzliche Geld bekommen, das die Krankenkasse Ihres Mannes an Sie zur Auszahlung bringen will.

Nochmals, sehr geehrte Frau Lipschitz, darf ich Ihnen mitteilen, wie der Tod Ihres Mannes mich und seine Arbeitskollegen erschüttert hat. Er war mir stets ein guter Mitarbeiter. Seine Fröhlichkeit und Kollegialität seinen Arbeitskameraden gegenüber wird unvergeßlich bleiben.

Sollten Sie noch irgendeine Auskunft oder Hilfe benötigen, so stehen Ihnen meine Mitarbeiter der Personalabteilung gerne zur Verfügung.

Ich kann Ihre Trauer verstehen und mitfühlen.

Hochachtungsvoll
Karl Schlechta

Irgendwo in einer versteckten Ecke des Zentralfriedhofes fand das Begräbnis des Arbeiters Herbert Lipschitz statt. Robert und einige Kollegen standen in einer kleinen Trauergemeinde und hörten dem Pfarrer zu, der mit professionellem Geleier die Totenfeier abhielt.

Alle gingen sie dann an das Grab und warfen mit einem Schäufelchen geweihte Asche auf den Sarg ihres ehemaligen Kollegen, und in Robert sammelte sich neuerlich jene Wut an, die er in den letzten Tagen so oft kennengelernt hatte. Die Wut über jene Ungerechtigkeit und die Gemeinheiten, mit denen man den Tod eines Arbeiters verschleierte. Mit einem „Beileid“ und einem Händedruck gingen sie dann alle an der Witwe und den weinenden Kindern vorbei.

„Frau Lipschitz, ich komm in den nächsten Tagen bei Ihnen vorbei, wenn es Ihnen recht ist, wegen dem Herbert“, sagte Robert leise zu der Trauernden. Sie nickte nur dazu und brachte kein Wort hervor.

In einem nahen Wirtshaus tranken Robert und die Kollegen von ihm noch ein Bier. „Schön hat er gesprochen, der Herr Buchhalter vom Schlechta. Schad um den Herbert, und jetzt steht seine Frau da mit den Kindern!“ – „Kommt, trinkt aus, wir müssen in drei Stunden in die Spätschicht gehen. Ich hab euch ja allen gesagt, was man eigentlich tun müsste, aber ihr habt ja alle Angst, daß euch der Schlechta die Arbeit kündigt, wenn ihr den Mund aufmachen würdet. Aber wenn dann wieder etwas passiert, da könnt auch ihr dran sein.“ Robert sah seine Kollegen an, als er dies sagte.

Er bekam nur eine kurze Antwort, während die Männer das Bier austranken: „Nein Robert, wir sind nicht feige, wir haben auch keine Angst, wir sind nur vorsichtig.“ Sie saßen dann alle in der Straßenbahn und fuhren zur Fabrik und dem Wohnheim zurück. Keiner sprach ein Wort mit dem anderen. Im Wohnheim zogen sie sich um und in den Arbeitsklamotten lagen dann alle auf ihren Betten. Stumm!

Robert aber konnte diese Nacht nicht vergessen, in der sein Kollege in die Walze gekommen war. Ihm war klar, daß irgendetwas passieren müsste. Aber was sollte man denn tun, die Kollegen hatten Angst, Betriebsrat gab es bei Schlechta keinen, seine Wahl hatte dieser Mann immer zu verhindern gewußt. Einmal, so wurde Robert erzählt, hätten es einige Kollegen versucht. Der Schlechta habe sie alle entlassen. Auch die Gewerkschaft, die zuerst größte Töne gespuckt hatte, verlor bald das Interesse an diesem Betrieb. Die paar hundert Mitglieder, die man hier hätte gewinnen können, die waren anscheinend nicht so wichtig, um eine Auseinandersetzung mit dem Unternehmer Karl Schlechta zu suchen.

Robert hatte der Witwe vom Herbert versprochen, sie zu besuchen, mit ihr zu sprechen. Immerhin war die Frau alleine mit zwei kleinen Kindern. Am Wochenende wollte er hinfahren. Er hatte seinen Anzug in die Reinigung gebracht, und zwei weiße Hemden in die Wäscherei, damit die mal anständig gewaschen und gebügelt würden. Am Sonntag war er früh wach. Er wollte noch nicht aufstehen. Die anderen, die erst spät in der Nacht heimgekehrt waren, wollten sicher noch schlafen, und so blieb Robert wach in seinem Bett liegen.

So um 10 Uhr früh stand er auf und begann sich anzuziehen.

„Schau, schau – der Robert hat ein Rendezvous“, meinte einer der nun ebenfalls aufgewachten Schlafsaalbewohner.

„Ja, hab ich, ich geh zum Herbert seiner Frau. Ich will einmal nachfragen, ob sie vielleicht Hilfe brauchen kann.“

Robert wollte sich noch verteidigen, da auf einigen Gesichtern ein eindeutiges Grinsen bemerkbar wurde, er ließ es aber bleiben. Wie konnten die verstehen, daß es ihm darum ging, Herberts Frau zu erzählen, wie alles wirklich gewesen war.

Als er angezogen war und gerade den Raum verlassen wollte, da konnte sich einer nicht halten und rief ihm nach: „Einen angenehmen Sonntag wünsch ich dem Herrn mit seiner Dame!“

Voll Wut wollte Robert umkehren und dem Schwätzer eine in die Fresse hauen, doch dann überlegte er es sich, den Sonntag verderben, das war die Sache nicht wert.

„Kommen Sie nur herein, Herr Meisel!“ Robert schüttelte der Frau seines tödlich verunglückten Kollegen die Hand.

„Setzen wir uns ins Wohnzimmer!“ sagte die Frau zu Robert. „Schauen Sie nur, der Herr Schlechta, der Chef vom Herbert, hat mir einen Brief geschrieben und acht Wochenlöhne hat er mir auch noch bezahlt!“

Robert nahm den Brief in die Hand und las ihn durch, und neuerlich kam in ihm jene Wut hoch, die er nun schon gut genug kannte. „Das ist ja das letzte“, konnte er sich nicht verkneifen zu sagen, nachdem er den Brief gelesen hatte. Aber er sah, daß selbst die vom Unglück betroffene Frau seines Kollegen noch dankbar war für den Brief, den der Herr Unternehmer ihr geschrieben hatte.

So erzählte er der Frau noch einmal den Hergang des Unfalls. Erzählte vom Schutzgitter, das das Leben ihres Mannes hätte retten können, wenn es nicht abmontiert gewesen wäre, vom ständigen Druck des Akkords, der auch mit schuld an dem Unglück des Mannes war.

Die Frau hörte ihm ruhig und geduldig zu, und er sah, daß sie den Tränen nahe war, als er aber die Gründe des Todes ihres Mannes damit erklären wollte, daß daran nur der Unternehmer selbst schuld sei, verhärtete sich ihr Gesichtsausdruck.

„Schaun Sie, Herr Meisel“, antwortete sie ihm, „der Herbert war ein braver Mann, der ist nie ins Wirtshaus gegangen und hat sein Geld nicht versoffen. Der war immer nur bei der Arbeit oder hat sich um die Kinder gekümmert und von seinem Chef, da hat er immer nur Gutes gesagt. Nie ein böses Wort. Sie erzählen mir jetzt, daß der Herr Schlechta schuld sei, daß der Herbert tot ist. Das ist nicht wahr. Der hat uns allen sehr geholfen, das Geld geschickt, obwohl er das ja gar nicht gemußt hätte.“

Robert war klar, daß die Frau gar nicht anders reagieren konnte, trotzdem versuchte er weiter, ihr klar zu machen, wie schwer der verantwortungslose Unfall ihr Leben beeinflussen würde. „Was machen Sie denn jetzt mit den Kindern?“ fragte er die Frau.

„Zuerst, da hätten sie zu meinen Eltern gesollt, aber die haben nur eine Küche-Zimmer-Wohnung. Die wollten schon, aber da ist zu wenig Platz. Jetzt bin ich schon bei der Stadt gewesen, beide kommen in einen Hort, dort hol ich sie dann immer am Abend ab. Ich muß ja jetzt arbeiten gehen, die Rente die ich krieg, wegen dem Unfall, ist zu klein. Vom Arbeitsamt hab ich eine Stelle vermittelt bekommen, in einem Haushalt – als Zugehfrau!“ Für Robert war da nichts mehr zu tun, er hätte der Frau gerne irgendwie geholfen – aber er sah, sie war trotz der Trauer selbst imstande, sich und den Kindern zu helfen. Aber ihm war klar geworden, daß hier in diesem Walzwerk etwas Neues für ihn begonnen hatte. Die Todesarten der Produktion, der orga-

nisierte Mord, hatten ihn überzeugt, daß man kämpfen muß. Er wußte noch nicht wie, aber ihn ekelte vor der Abgestumpftheit seiner Kollegen und vor der falschen Dankbarkeit der Frau, die zwar Trauer zeigte, aber auch mit Selbstverständlichkeit den Tod des Menschen hinnahm, mit dem sie Jahre lang zusammengelebt hatte. Er hatte nicht lange bei Frau Lipschitz in dem kleinen sauberen Wohnzimmer auf der ausziehbaren Schlafcouch gesessen. Er wollte noch ein wenig spazieren gehen. Erst am späten Abend kam er ins Wohnheim zurück. Er war über fünf Stunden auf dem großen Friedhof dieser Stadt spazieren gegangen. Zwischen Gräberreihen. Er legte sich ins Bett, und als ob seine Kollegen darauf gewartet hätten, begannen sie mit den üblichen Sonntagsabschlußgeschichten, jenen Erzählungen einer Sexualität, die ihm selbst gut genug bekannt war. Es waren diese Frauen und Mädchen, die beim „Staberwirt“ herumsaßen, um mitzuhelfen, den Wochenlohn rascher auszugeben. „Zuerst hatte sie ja nicht gewollt, wie wir spazieren gegangen sind. Schlecht war es ja nicht, wie wir es dann auf der Parkbank gemacht haben. Aber dann hat sie mir erzählt, ich wäre nach zwei Jahren der erste Mann. Da hab ich ihr in den Hintern getreten, so ein blödes Weib, was die sich einbildet!“

In der Frühschicht am Montag der Woche, nach dem Besuch bei der Witwe Lipschitz, drehte Robert Meisel durch!

Mitten in der Arbeit verließ er seinen Arbeitsplatz und stürmte in das Personalbüro. Die Schlingerzange hatte er einfach in irgendeine Ecke geschmissen und war am Meister vorbeigestürmt.

Im Personalbüro brüllte er nach dem Karl Schlechta: „Wo ist der Herr Chef, der großzügige Herr Karl Schlechta, der der Witwe von Herbert Lipschitz sogar acht Wochenlöhne schenkt, damit er kein schlechtes Gewissen hat?“

Die Schreibkräfte im Büro hörten auf zu arbeiten, die Schreibmaschinen schwiegen, und der alte Lohnbuchhalter, der ihn eingestellt hatte, bekam vor Wut einen roten Kopf.

„Meisel, sind Sie verrückt? Mitten in der Arbeitszeit kommen Sie her und brüllen hier herum. Was glauben Sie, wer Sie sind? Gehen Sie sofort an Ihren Arbeitsplatz, sonst muß ich das dem Chef melden!“

„Melden Sie das ruhig, Sie lieber Mitarbeiter Ihres Chefs. Ja, ich komme mitten in der Arbeitszeit und will wissen, warum nichts passiert. Da wird ein Mann bei seiner Arbeit ermordet, durch den Akkord und die Verantwortungslosigkeit des ‚Herrn‘ Chef, und nichts geschieht. Ich will zu Ihrem Herrn Chef und ihn fragen, ob das reicht, wenn man einer Frau, die ihren Mann verloren hat, nur einen skandalösen Brief schreibt und Geld schickt, um alles aus der Welt zu schaffen!“

Robert hatte genug, er wollte endlich wissen, ob irgend jemand von den Leuten, die für Schlechta arbeiteten, ein Gewissen hatte. Noch während er seinen Zorn heraus-schrie, ging die Bürotür auf, und Karl Schlechta, Walzwerksbesitzer, stürzte in den Raum.

Sofort begannen die Schreibmaschinen zu klappern.

„Wer brüllt hier herum, wenn hier einer brüllt, dann bin ich das und sonst keiner. Was will denn der Mann da?“ Dabei zeigte er auf Robert, der überrumpelt nach einer Antwort suchte.

„Herr Schlechta, der Walzwerkerarbeiter Robert Meisel hat mit uns hier herumge-

brüllt, er will mit Ihnen sprechen, wegen dem Unfalltod von Herbert Lipschitz, ich wollte ihn gerade zurechtweisen!“ Der Buchhalter sah beschwörend zu Robert, doch das sollte nichts helfen.

„So, der Herr will mit mir über den Herrn Lipschitz sprechen, was soll es da noch zu sprechen geben? Der Herr Lipschitz ist bei einem Unfall ums Leben gekommen. Ich habe dazu einen Aushang herausgegeben, da gibt es nichts mehr zu sagen. Warum brüllen Sie also hier in meinem Büro herum?“

Herr Schlechta war in seinem Element, die Provokation gelang ihm, denn nochmals brüllte ihm Robert die Geschichte ins Gesicht, die er vorher viele Male mit seinen Kollegen und mit der Witwe durchdiskutiert hatte, jene Geschichte, daß nur einer an diesem Tod schuld war – der die Verantwortung dafür zu tragen hätte, daß man unter solchen Bedingungen arbeiten müsse, nämlich Herr Schlechta, Walzwerksbesitzer. „Die Frechheiten werden Ihnen noch vergehen, Meisel, Sie sind entlassen – fristlos, das brauche ich mir nicht bieten zu lassen. Sie haben Ihren Arbeitsplatz verlassen und stehen hier herum, das ist Arbeitsverweigerung. Machen Sie dem Mann die Papiere sofort fertig, der muß bis heute nachmittag aus dem Betrieb und dem Wohnheim raus sein!“ Der letzte Satz war für die Leute im Büro bestimmt.

Robert war ruhig geworden, und bevor der Unternehmer Schlechta sein Büro verließ, sagte er noch einen Satz: „Ich habe hier sehr viel gelernt, mir ist viel klar geworden!“

Das alles geschah im Jahre 1957 mit dem Arbeiter Robert Meisel.

Seitdem hab ich viel gesucht. Ob es in Wien war, wo Günther Maschke nach einer Flucht vor dem bundesrepublikanischen verordneten Mordhandwerk Zuflucht suchte – Vorbild der jungen Neuen Wiener Linken – und viel geredet hat über Kuba und so, und über den Botschafter dieses Landes, in das er dann geflogen ist. Und er fliegt heute noch, dieser Günther Maschke, der mich nicht kennt, wenn er für die FAZ sein kaputtes Bewußtsein prostituiert.

Ich habe gesucht, als ich nach Berlin ging und dort friedlich demonstrierend viel verlangt habe, mit tausend anderen, die man nicht kennt, und vorne standen einige und haben geredet, geredet, geredet.

Es war schwer zu verstehen, aber ich hab gewußt, daß sie helfen wollen, und ich weiß heute, daß viele von ihnen sich zu Tode organisiert haben in all den Parteien und Gremien einer Vergangenheit, die sie erst damals kennengelernt haben. Wie war's doch, wenn man versuchte, Flugblätter zu schreiben. Wir war's doch, wenn Genossen in den Betrieb gingen. Und wie ist sie doch heute noch, diese Sprache, auf den Flugblättern, die ich nie schreiben durfte, die andere „besser“ geschrieben haben, weil sie die vielen blauen Bände von Fred und Charly im Kopf hatten.

Aber die, mit denen man reden wollte, um diese kaputte Welt zu verändern, haben nichts verstanden. Ich hab für Flugblätter, die nicht ich geschrieben habe, nicht schreiben durfte („Du hast nicht die richtige Perspektive“ – so die Obergenossen der Langenmarschdurchdieinstitutionenfraktion), vor den Fabrikatoren von Siemens Berlin Prügel von denen bekommen, die viele Linke mit glänzenden Augen als Arbeiterklasse bezeichnet haben.

Da habe ich mir vorgenommen, es anders zu machen.

So sind Spuren entstanden, die mich nicht mehr verzweifeln lassen. Weil Hoffnung da

war und ist. Das ist nicht nur Erinnerung, was man mir 1974 geschrieben hat:

„Sehr geehrter Herr Braeg!

Wie Sie durch den Betriebsrat erfahren haben werden, haben wir heute den Betriebsrat als Gremium gebeten, der beabsichtigten fristlosen Kündigung Ihres Vertragsverhältnisses zuzustimmen. Da uns die Stellungnahme des Betriebsrates nicht bekannt ist und gegebenenfalls im Beschlußverfahren vor dem Arbeitsgericht die mangelnde Zustimmung ersetzt werden muß, sehen wir uns vorsorglich zu folgender Klarstellung schon jetzt genötigt:

Die beabsichtigte fristlose Kündigung wird auf Ihre aktive Beteiligung an dem wilden Streik im Sommer 1973 gestützt.

Wegen des uns nun bekannt gewordenen Verhaltens im Zusammenhang mit den beiden wilden Streiks und der Vorbereitung eines weiteren wilden Streiks im März d. J. möchten wir Sie nicht im unklaren lassen, daß wir es nicht hinnehmen werden, wenn Sie vor Ausspruch der Kündigung Ihnen gegenüber, die unter Beachtung von § 103 BetrVG erfolgen muß, im vertraglichen oder betriebsverfassungsrechtlichen Bereich irgendwelche Maßnahmen ergreifen, die mit der geltenden rechtlichen Ordnung im Widerspruch stehen. Wir werden angesichts der bisherigen Geschehnisse mit allen uns zur Gebote stehenden Rechtsmitteln hiergegen angehen, was sowohl zivilrechtliche und möglicherweise auch strafrechtliche Schritte einschließt. Auch würden wir uns nicht scheuen, notfalls auch Schadenersatzansprüche Ihnen gegenüber persönlich geltend zu machen, sofern sich hierfür die gesetzlichen Voraussetzungen ergeben sollten.

Mit Rücksicht auf den Gegenstand der Kündigung sehen wir uns unter Abwägung aller individualrechtlichen und betriebsverfassungsrechtlichen Gesichtspunkte, also auch in Beachtung der legitimen Anliegen des Betriebsrates genötigt, Sie zu bitten, ab sofort bis zur Klärung der Kündigungsangelegenheit das Firmengelände nicht mehr zu betreten.

Damit diese Entscheidung für Sie keine persönliche Diskriminierung bedeutet, sind wir damit einverstanden, daß Sie um 14.00 Uhr das Haus verlassen.

Hochachtungsvoll

A. Pierburg, Autogerätebau KG“

Wir sind damals nicht gegangen, ich und drei andere Betriebsräte. Diskriminiert war dann, nach langen Kämpfen, das Kapital.

Aber ich habe in jener Zeit gelernt, daß man nur eine Möglichkeit hat: sich zu wehren! So ist es richtig, was wir geschrien haben zwischen den toten Betonwänden, Hausmauern in Berlin, Frankfurt und anderswo. „Macht kaputt was euch kaputt macht!“ Und spätestens hier denken viele: „Er ist ein...“ Und dann wird die Schublade aufgemacht und man sucht nach einem Begriff, einer Hausnummer, um einzuordnen, und sicher gibt's welche, die sagen, er hat Landauer zitiert, er hat Mühsam im Bücherschrank, und die Schublade wird geschlossen.

Es ist vollbracht. Die Hausnummer ist gefunden. Liebevoll und freundlich, im Kreis der Genossen. Und wenn's sein muß, dann wird's auch gesungen, und man klatscht es, weil so oder so die Erde rot wird und man zum Biermann und allem Scheiß dieser Bewegung was sagen muß. Und es rollt und rollt, und manchmal kullert es nur noch,

und dann wieder lernt man jemanden kennen wie Christian Geissler und liest etwas, was man selbst macht, bei ihm und ist glücklich, daß es ihn gibt, diesen lieben, geliebten Scheiß-Intellektuellen, der gar keiner ist, und man sieht, daß es die anderen mitmachen können, weil es nötig ist.

Und da steht etwas von der Zukunft.

Ich habe keine Angst mehr vor all den Dingen, die früher Furcht und Schrecken waren, aber ich habe Angst vor der Vorsicht, unserer Vorsicht, bei dem, was wir sagen und tun, weil andere uns sagen, was wir tun sollen, und uns beobachten. Aber es hilft ihnen nicht weiter.

Ich habe gesehen, wie viele gemeinsam sich das erkämpft haben, was sie brauchen. Ob in Neuss bei Pierburg, ob in Diezenbach bei Volvo. Davon allein ändert sich nichts. Auch die Niederlagen in Erwitte, in Köln bei Ford und die Überrumpelung des Kapitals in gemeinsamer Arbeit mit dem IG-Metall-Vorstand sind Erfolge. Nicht für die Verhinderer, sondern für die, die verloren haben und immer noch denken und reden können, dort, wo gearbeitet wird, in den Fabriken.

Und den großen Bruder, der alles hört und alles sieht, den hat es in all den Fabriken, an all den Orten, wo gekämpft wird, schon immer gegeben.

Das Kapital hat viele Namen erfunden, mit denen es uns beherrscht. Hierarchie. Managementmethoden. Helfershelfer des Akkords und seines Erfinders Taylor. So jagt man uns zur Profitmaximierung mit leitenden Angestellten, MTM, analytischer Arbeitsplatzbewertung, Akkord, Stempeluhren, Gleitzeit, Personalfragebögen, Betriebsberatern, und zum Schluß sind wir die modernen Sklaven dieser Zeit: Freigesetzte, Arbeitsplatzlose, Wegrationalisierte.

Sie, die Beherrscher, wissen alles, sehen alles, hören alles und werden deswegen auch eines Tages alles verlieren.

Ich habe wieder Mut gefaßt.

2 × 2 sind nicht mehr vier.

Richard Limpert Die erstrangigen Aufgaben finden

Zu Dieter Braegs „Aber es gibt viele Hoffnungen“

Vor allem: der Bericht beeindruckt, weil die Geschichte ganz offensichtlich wahr ist. Auch daß eine Bewußtseinsänderung beim Autor stattfindet, ist nach den aufgeschriebenen Erfahrungen zwingend. Die Anonymität, die „Angst, sich zu zeigen“, spiegelt die Isolierung des Einzelkämpfers wider. Sie wird hier überwunden. Auch heute noch werden die Unkenntnis der Werktätigen über ihre Möglichkeiten, sich zu wehren (ihre Rechte nach dem Betriebsverfassungsgesetz), und ihre Existenzangst von den Bossen genutzt. Daß es 1957 in einem mittleren Industriebetrieb keinen Betriebsrat gab, zeigt, wie fest die Macht, ja Alleinherrschaft des Unternehmers gewesen ist. Und so ist es noch in vielen Betrieben. Die Meinungen und Standpunkte von Roberts Kollegen kann man heute noch bei jungen und auch bei unbelehrbaren älteren Kollegen antreffen.

Aber meine Erfahrungen nach langjähriger Betriebstätigkeit als Polsterer, Glashüttenarbeiter, Zechenmaschinist und Gewerkschafter besagen auch, daß die Organisation für uns Arbeiter immer das stärkste und wirkungsvollste Kampfmittel war. Notwendige Voraussetzung für Erfolge im Arbeitskampf war ein von der Belegschaft gewählter, aktiver und mutiger Betriebsrat. Natürlich gab es auch schwache Arbeitervertreter; die wurden von der Betriebsführung mit großem Wohlwollen betrachtet. Dann fehlte es an Aufklärung und damit auch an Willensbildung unter den Arbeitern. Das geduldige, aufklärende ständige Gespräch war und ist hier unerlässlich, denn Erziehung zur Solidarität, Information über gewerkschaftspolitische Ziele und Aktionen wird mit Hilfe der Medienbeherrscher verhindert; die Überzeugung, daß ein Arbeiter sich organisieren muß, kann hier und heute erst durch Überwindung anerzogener Vorurteile und aufgehäufter Desinformation errungen werden. Also kann man sagen: ein Betriebsrat hat mit dem gesellschaftspolitischen Standort seiner Belegschaft zu rechnen, auch danach bestimmt sich seine Stärke und Schwäche.

Am Beispiel dieser Geschichte: Roberts Initiativen nach dem tödlichen Unfall werden von den Kollegen nicht unterstützt, auf seinen Alleingang folgt die fristlose Kündigung. Das ist nach meinen Erfahrungen nur möglich, weil die Trägheit der Belegschaft den Bossen sehr nützlich war. Ohne Organisiertheit und Disziplin aller Kollegen konnte Robert natürlich nichts erreichen. Ich rede hier nicht von einem ausgedachten Wunschbild: bei offensichtlichen Verstößen, in Konfliktsituationen, bei Zechenstilllegungen standen die Belegschaft und die Arbeitervertreter der Einheitsgewerkschaft – ob Sozialdemokraten, Kommunisten oder Christen – zusammen, so habe ich es mehrfach erfahren, und sie standen, wenn nötig, nicht nur auf der Matte.

Der biografische Charakter des Berichts macht deutlich, daß die Erlebnisse des Autors von denen des Helden Robert Meisel nicht zu trennen sind. Wie hat er seine Erfahrungen verarbeitet? Die Kündigung im Jahre 1973 konnte verhindert werden: „Wir sind damals nicht gegangen, ich und drei andere Betriebsräte.“ Oder: „Ich habe in jener Zeit gelernt, daß man die Möglichkeit hat, sich zu wehren.“

So weit stimme ich mit den Erkenntnissen von Robert Meisel und Dieter Braeg voll überein. Bleibt die Frage der politischen Perspektive, die, auch das hat Robert er-

kannt, unerlässlich ist für den Arbeiter, der sich seiner Lage bewußt wird. Die Desillusionierung über werksfremde Theoretiker gibt ein Stück Orientierung, um weiterzukommen. Ungeduldige maoistisierende und pseudorevolutionäre „Aktivisten“ konnten den Werktätigen im täglichen Arbeitskampf nichts geben. „Aber es gibt viele Hoffnungen.“ Zum Beispiel die, daß die Bundesrepublik nicht die ganze Welt ist. Für eine weitere Diskussion ist wohl eine sachliche, reale Einschätzung der gesamten Bedingungen für den Kampf der Arbeiter in unserem Land unumgänglich – und dazu gehört auch die Frage, wie stark das Kapital unseres Landes im Rahmen der Verhältnisse in der ganzen Welt ist. Selbstverständlich ist das Kapital bemüht, das Rad der Geschichte rückwärts zu drehen, und setzt dafür seine Kräfte ein, aber auch wir haben Bündnispartner in der ganzen Welt.

Ohne Alternative, ohne einen neuen Weg, ohne Änderung der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse wird die Macht der kleinen radikalen, aber herrschenden Minderheit gewiß nicht beendet. Arbeitslosigkeit, Währungsverfall, Krisen und schließlich auch Krieg nützen ausschließlich der einen Seite, den Konzerngewaltigen. Der Kampf bei uns, so langwierig und schwierig er sein wird, beginnt also am Arbeitsplatz. Hier waren nach meinen Erfahrungen viele sozialdemokratische und kommunistische Betriebsräte ehrenwerte Weggenossen. Aber mit Parolen wie: Ein Vietnam ist zuwenig... Sieg im Volkskrieg... Der große Soundso hat gesagt... oder: Macht kaputt, was euch kaputt macht! hat man und wird man bei den Kollegen nie einen Blumentopf gewinnen können. Wenn man am falschen Ort, mit falscher Taktik operiert, verschafft man dem Gegner Rückenwind.

Viel zu wenig ist noch erreicht. Viel zu wenige Arbeiter haben sich erst in den Kampf gegen Arbeitslosigkeit, gegen Reallohn- und Sozialabbau, für die allerersten positiven Ziele – Arbeitszeitverkürzung, Mitbestimmung, demokratische Kontrolle – eingereiht. Viel zu wenige engagieren sich noch gegen den fortlaufenden Rüstungswahnsinn, der die Kriegsgefahr wieder näher an uns heranrückt. Wir müssen unsere erstrangigen Aufgaben finden und sie lösen.

Die Veränderungen in der Welt zeigen, daß uns Werktätigen der Wind nicht nur ins Gesicht bläst. Es gibt Gesetzmäßigkeiten in Natur und Gesellschaft, und in diesem, unseren Sinne ist zwei mal zwei unwiderruflich – vier.

Dieter Heinemann Der Streit um die Motorradspeichen

Vorbemerkung

Hans Lorbeer (1901–1973), uneheliches Kind eines Dienstmädchens, Hilfsarbeiter in der chemischen Großindustrie, kommunistischer Jugend- und Parteifunktionär in seiner Heimatgemeinde Piesteritz bei Wittenberg, wegen seiner politischen Haltung 1925–1933 arbeitslos, während des Faschismus in der antifaschistischen Widerstandsbewegung aktiv und mehrfach zu Zuchthaus, KZ und Moorklager verurteilt, nach 1945 zunächst 8 Jahre Bürgermeister in Piesteritz, danach bis zu seinem Tode freischaffender Schriftsteller. Lorbeer schrieb seit seiner Jugend Gedichte und Erzählungen, die von den frühen zwanziger Jahren an veröffentlicht wurden, lange vor dem großen Aufschwung, den die proletarisch-revolutionäre Literatur Ende der zwanziger, Anfang der dreißiger Jahre nahm; er steht mit seiner Lyrik wie mit seiner Prosa am Ausgangspunkt der Entwicklung einer **spezifisch proletarischen** Literatur neuen Typs, die sich zum Antipoden der sozialreformistisch-bürgerlichen Arbeiterdichtung herausbildete; seinen Zeitgenossen galt Lorbeer als „der **echteste Typ** des unmittelbar aus dem Betriebe kommenden Dichters“. Als solcher gehörte er 1928 zu den Mitbegründern des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller Deutschlands; seit 1927 verband ihn mit J. R. Becher eine zeitweise außerordentlich enge, freundschaftliche Beziehung, ebenso mit dem gleichfalls zum Bundesvorstand gehörenden Karl Grünberg, proletarischer Autor u. a. des Romans „Brennende Ruhr“ (1927), des ersten Buches über den Kampf des deutschen Proletariats gegen den Kapp-Putsch. Die hier abgedruckten Auszüge aus dem Briefwechsel Lorbeer–Grünberg und aus dem unvollendeten Manuskript der Autobiographie Hans Lorbears sind bisher nicht publiziert. Der Lorbeer-Nachlaß befindet sich im Besitz der Akademie der Künste der Deutschen Demokratischen Republik.

„Ihr Intellektuellen pocht immer erst auf die Arbeiterschaft, wenn dicke Luft ist“

In einem Brief an Karl Grünberg vom 8. Januar 1930, in dem Hans Lorbeer zunächst ausführlich über seine persönliche Situation berichtet, wendet er sich dann auch der Arbeit des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller zu. Mit Blick auf die dort geführten theoretischen Debatten moniert Lorbeer, dabei würden die realen sozialen Probleme z. B. der Arbeitslosen zu abstrakt – wenn überhaupt – behandelt: „Du wirst Dich fragen, warum ich Dich mit all diesen Klagen belästige. Nun, ich habe in diesen Punkten eben Vertrauen zu Dir; übrigens bist Du ja im Bundesvorsitz. Gern würde ich damit auch den Hans Becher angehen; aber der ist über solche Kleinigkeiten so erhaben – wird sich in Ruhe eine Zigarette anzünden und auf den freien Stellen meines unglücklichen Briefes seine berühmten Figuren zeichnen. Der Hans Becher, das ist ein großer Dichter, aber ein ganz kleiner Mensch. /.../ Der Bundestag, das ist das einzige, was mich angenehm erfaßt. Dort wird es sich einmal zeigen, wie die

Dinge in der Provinz aussehen; heute ist es noch so, als sei der Bund eine Berliner Angelegenheit (siehe Vorstands-Vorschlag). Wenngleich ich gegen die Vorschläge Becher, Körner, Grünberg, Pijet und Renn nicht das geringste einzuwenden habe, wenngleich ich weiß, daß des Praktischen und Billigen wegen nur Berliner Genossen genommen werden, so stehe ich doch auf dem Standpunkt, daß man dann eben einen erweiterten Vorstand aus der Provinz wählt, der in gewissen Abständen auf Kosten des Bundes zu den Sitzungen geladen wird. Ich kann mir nicht helfen; ich sehe eine gewisse Arroganz der Berliner Genossen den ‚Provinzaffen‘ gegenüber. Und wahr ist, daß gerade die Genossen auf dem flachen Lande sich einen tiefgründigen (nicht so großmäuligen, wie hier und da in der Großstadt) Charakter erarbeiten und bewahren, denn sie sind unberührt von dem Klitsch und der Hohlheit der Großstadt, sie wohnen und arbeiten mit den Arbeitern Tuch an Tuch.“

Auf den Brief antwortete am 16. Januar Grünberg:

„... das sind alte Schmerzen, die mir genauso wie Dir liegen. Tatsache ist, daß der liebe B. und auch andere Genossen, die jetzt bei uns den Ton angeben, vor allem Gábor, für diese realen Dinge kein Verständnis aufbringen. Hunger kann eben nicht theoretisch erfaßt werden, ich kämpfe gegen diese Kaltschnäuzigkeit, solange ich im Vorstand bin, einen erbitterten Kampf, wobei ich aber bisher von beinahe allen Genossen im Stich gelassen wurde. Nach wie vor bin ich der Meinung, daß man ohne Erledigung dieser Frage auch keine nennenswerte Literatur schaffen kann, alles Theoretisieren also nur leeres Stroh bleibt.“

In Lorbears autobiographischen Aufzeichnungen finden sich mehrfach Passagen, aus denen hervorgeht, daß er mit Becher häufig über die besondere Situation der bürgerlichen Schriftsteller gesprochen hat, die sich zum Proletariat und seinem Kampf bekannten. Eines dieser Gespräche aus dem Jahre 1931 entzündete sich an der Frage, ob im Falle bewaffneter Auseinandersetzungen im Klassenkampf die dem Bürgertum entstammenden kommunistischen Künstler auch die Waffe in die Hand nehmen und auf die Barrikaden gehen würden. Lorbeer forderte von Becher darauf eine klare Antwort: „Oder willst du es nur den Arbeitern überlassen? Ihr Intellektuellen pocht immer erst auf die Arbeiterschaft, wenn dicke Luft ist.“ Das war ein wenig grob, und Becher wurde sehr aufgeregt; zwar lächelte er bald darauf wieder und schob es aufs Spaßige, doch ich sah ihm an, daß er über meine Worte ernsthaft nachdachte. Er sagte: „Da ist kein Unterschied, sozial gesehen; aber moralisch –. Auf den Barrikaden ist die Aussicht zu fallen sehr groß. Und wenn man fällt, erlebt man nicht mehr, wofür man kämpft. Darüber haben schon die Philosophen viel nachgedacht. Und Philosophen haben für gewöhnlich ein gutsituiertes Leben, machen große Reisen, fahren an die See, ins Gebirge, sie machen eine Kur, um ihre Gesundheit zu stabilisieren, gehen ins Theater und erleben manche Kunst aus erster Hand. Mit einem Wort: sie wissen das Leben zu schätzen und wollen es daher auch gut behüten. All diese – sagen wir mal: philosophische Belastung – haben die Arbeiter nicht – und nun schon die Arbeitslosen –; ihre Welt ist grau und hart, sie sind sozusagen abgehärteter und fürchten Tod und Teufel nicht. Sie denken über den Tod ein wenig anders.“ Sagte er dies alles nur, um mich herauszufordern? „Ihr Leben ist also weniger lebenswert“, knurrte ich düster. „Das habe ich nicht gesagt; sie empfinden es eben weniger wert. Das ist eine ganz nüchterne Feststellung. Denke doch an unsere Reise in die

Schweiz. Mir war sie etwas Gewohntes, Selbstverständliches, Du aber, als Arbeitsloser, erlebtest sie wie einen Traum, der eben schnell vorüber ist, noch ehe man ihn recht begreift.

Ich erschrak. „Das sagst du –?“

„Ich stelle es fest, ganz sachlich. Ich komme aus einer besseren Kinderstube als du. Die habe ich zwar zeitig verlassen, weil ich sie für falsch und verlogen hielt, aber sie klebt mir doch an den Schuhsohlen. Das weißt du doch, denke an meine Erzählungen auf der Fahrt durch die Schweiz. Denke auch an unseren Streit um die Motorradspeichen, in dem ich dich nicht verstand. Jetzt bin ich zwar kein Kind mehr, sonst hätte ich mich nicht zu den Arbeitern gestellt, aber ich lebe trotzdem nicht das harte Leben eines Arbeiters. Wenn es jedoch auf die Barrikade geht, dann bin ich selbstverständlich dabei, aber ich erkenne die Todesgefahr sicher besser als sie. Vor dem wirklichen Aus habe ich Angst, wenn ich sie auch tapfer zurückdränge. Man kann ein Held sein mit großer Angst im Leibe, man kann es aber auch sein, weil man die Gefahr nicht so klar sieht.“ (Maschinenschriftliches Manuskript der Autobiographie, S. 607 f.)

Eine Anmerkung zum Verhältnis proletarischer und bürgerlich-revolutionärer Autoren im Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller Deutschlands

Ich lese die Briefe von Lorbeer und Grünberg, Briefe, in denen zwei proletarische Schriftsteller sich untereinander verständigen über eine gemeinsame Sache – ihren „Bund“ – und über gemeinsame Freunde, Kampfgefährten, Genossen, die mit ihnen in einer Front stehen – politisch und literarisch. Dennoch lese ich Klagebriefe, Zeilen der Unzufriedenheit, des Ärgers und der Sorge, nicht frei von ungerechten Urteilen, Unterstellungen ...

Und ich lese in Lorbeers autobiographischem Manuskript die Wiedergabe eines Gesprächs mit Becher, seinem Freunde und Förderer, mit dem ihn viele gemeinsame Erlebnisse, Erfahrungen und auch Erkenntnisse verbanden. Dennoch lese ich von Erstaunen, Erschrecken, Enttäuschung bei dem Proletarier Lorbeer über Gedankengänge und Haltungen seines der Bourgeoisie entflohenen Genossen, der selbst eingesteht, in vielem die Kinderstube nicht verleugnen zu können, aus der er entlaufen. Weil da u. a. von dem Streit um die Motorradspeichen die Rede ist, erinnere ich mich und lese auch diese Episode noch einmal nach, niedergeschrieben in Lorbeers Schilderung einer mit Becher unternommenen Motorradsfahrt in die Schweiz im Sommer 1928.¹ In diesem lebenswerten, ganz frischen Erlebnisbericht, mit dem Lorbeer anlässlich des Todes von Becher im Jahre 1958 seines Freundes „Hans“ gedachte, findet sich die folgende Erinnerung an einen scheinbar kleinen Vorfall, der sich während eines Ausflugs von Carona nach Lugano zutrug.

Becher, über literarischen Ruhm und Nachruhm meditierend, hatte Lorbeer soeben gestanden: „Wenn von mir nur drei Gedichte vom Klang des Abendliedes des alten Matthias Claudius bleiben, so habe ich als Dichter nicht umsonst gelebt.“ Lorbeer, die notwendigen praktischen Besorgungen im Kopf, die für die weitere Reise noch zu erledigen waren, erinnerte ihn: „Wir müssen auch ein Bündel Speichen kaufen, daß wir Ersatz haben, wenn's wieder kracht.“

Danach heißt es im Text: „In einer großen Werkstatt fragten wir nach Speichen. Es

waren keine passenden da. Für unser Rad mußten die Köpfe in schrägem Winkel stehen. Es gab aber nur Speichen mit Köpfen in rechtem Winkel. „Die ziehn sich hin“, sagte der Verkäufer. Ich sah ihn ärgerlich an. „Sie wissen doch genau, daß sie wegplatzen!“

Becher war dieser Wortwechsel peinlich. „Der Herr muß es wohl wissen“, sagte er. „Und doch schwatzt er sie uns auf!“ widersprach ich. Becher kaufte die Speichen dennoch.

„Die kannst du gleich wegschmeißen“, schimpfte ich wütend. Er neckte mich, selbst unsicher: „Was versteht du davon?“ Das ging gegen meinen Stolz. „Ich bin Schlosser“, schrie ich wütend. Wir gerieten immer mehr aneinander. Es war eine unglückliche Stunde. So fuhren wir mit dem Postauto zurück, wortlos. Ich ging sofort in unser Zimmer, packte meinen Rucksack und wollte gehen, mir von Kläber Fahrgeld borgen, um die Heimreise antreten zu können.

Becher hatte von der Tür aus zugesehen. Er vertrat mir den Weg. „Aber geh, du wirst doch nicht maulen!“ Ich wollte mich durchdrängen; es fiel ihm nicht schwer, mich festzuhalten. Ich wurde noch wütender, die Tränen traten mir in die Augen. Drei Gedichte sollten von ihm bleiben – und von Speichen verstand er rein gar nichts! Die falschen Speichen würden bleiben!“

Ich lese: Briefe, Memoiren, literarische Reminiszenzen – Erinnerung an Geschehnisse vor 50 Jahren.

Oder mehr?

Was denn am Verhalten Bechers in Lugano erboste den Schlosser Lorbeer so, daß er sogar allein abreisen wollte? Verletzte Berufshre? Der unnütze Einkauf? Schließlich war es doch Bechers Geld, das umsonst ausgegeben wurde!

„Wir gerieten immer mehr aneinander“, heißt es im Text; und in der Autobiographie läßt Lorbeer den Becher replizieren: „Denke an unseren Streit um die Motorradspeichen, in dem ich dich nicht verstand.“

Was verstand Becher nicht? Worüber gerieten sie immer mehr aneinander? Zum Beispiel darüber, daß Becher sich – von Lorbeers energischem Vorwurf gegen den Verkäufer peinlich berührt – auf dessen Seite stellte, nicht nur, weil „der Herr es wohl wissen“ mußte, sondern weil Becher sich damit instinktiv – seiner Herkunft nach sozusagen „bürgerlich-klasseninstinktiv“ – zu dem schlug, dem er gefühlsmäßig sozial noch näher stand als dem arbeitslosen Proletarier, dessen Sachverstand er in dieser Situation weniger Bedeutung beimaß als der kleinbürgerlichen Konvention, beim Einkauf der beflissenen Empfehlung des vertrauenswürdigen Angestellten zu folgen. Lorbeer jedenfalls empfand dies so, wie er später bestätigte, und es verbitterte ihn, wie es ihn auch verbitterte, mit welcher Leichtfertigkeit Becher Geld vertat; dieser aber konnte die Reaktion des Arbeiters bzw. Arbeitslosen nicht verstehen, der mit jedem Pfennig rechnen mußte und dem äußerste Wachsamkeit, nicht um sein Recht betrogen zu werden, zur selbstverständlichen Lebenshaltung geworden war, um überhaupt überleben zu können.

Der Dissens, der in dieser Episode von 1928 hervortritt, bestimmt auch den angeführten Briefwechsel von 1930 und das Gespräch von 1931. Er ist im Grunde die normale Begleiterscheinung, wenn nicht überhaupt ein Wesensmerkmal jenes sozialen Vor-

gangs, in dem Angehörige der bürgerlichen Klasse sich von dieser lösen und mehr oder weniger entschieden auf die Positionen des Proletariats überwechseln. Das Erstaunliche ist, daß wir diesen gewissermaßen ‚natürlichen‘ Aspekt einer so grundsätzlichen – von Individuen vollzogenen! – gesellschaftlichen Bewegung bisher nur ungenügend zur Kenntnis genommen und ihn in seiner ganzen Reichweite kaum reflektiert haben. Geschuldet ist die Vernachlässigung im wesentlichen der Konzentration auf den Sachverhalt, daß die revolutionären Autoren bürgerlicher Herkunft, die die proletarisch-revolutionäre Literatur herausbilden halfen, im literarischen Bereich jene aus dem bürgerlichen Lager kommenden Intellektuellen repräsentieren, die – mit den Worten des ‚Kommunistischen Manifests‘ gesprochen – „zum theoretischen Verständnis der ganzen geschichtlichen Bewegung sich hinaufgearbeitet haben“. Daß dieser Prozeß sich aber nicht in der theoretisch motivierten politischen und ideologischen Entscheidung erschöpft, die fraglos der erste, wichtigste Schritt ist, sondern in einer Vielzahl von konkreten Vermittlungen abläuft, wurde im Hinblick auf die Autoren des Bundes hauptsächlich unter einem Gesichtspunkt untersucht: dem Gewinn von Erkenntnissen über das Proletariat und eines neues Verhältnisses zu den Volkskräften während der Annäherung an sie.

Um es – der Anschaulichkeit halber stark verkürzt – am Beispiel Bechers zu demonstrieren: anhand der Biographie und des Werkes sorgfältig aufgearbeitet², stellt sich heute der politische, weltanschauliche und künstlerische Werdegang seines Massen- und Volksverständnisses seit seinem Beitritt zur USPD im Jahre 1917 dar in den Etappen: enthusiastische, expressionistisch mystifizierende Verklärung und Idealisierung der Volksmassen und ihrer weltverändernden Macht, scharf kontrastiert durch Impressionen von der physischen und moralischen Verelendung der Ärmsten, beides ohne gedankliche Vermittlung zueinander und ohne jede klassenmäßige Fixierung – zeitweiser Verlust des Glaubens an die welterneuernde Kraft des Volkes – Gewinn einer vereinfachten, schematisierenden Auffassung vom Klassenkampf, in der die antagonistischen Hauptklassen in ihrem Verhältnis zu den Maschinen symbolisch charakterisiert werden, wobei unter den äußeren Eindrücken der Massenverelendung in den zwanziger Jahren das Proletariat als seelisch verstümmelte, menschlich deformierte, entindividualisierte stumpfe Masse von Maschinenmenschen begriffen wird – mit dem Begreifen der Tragik des proletarischen Schicksals als Folge der Ausbeutung allmähliche Überwindung der Distanz aus Fremdheit und Vorbehalten gegenüber den proletarischen Massen, Erkenntnis der nicht nur demoralisierenden, sondern auch mobilisierenden Wirkungen von Ausbeutung, Unterdrückung und Verelendung – geistige und ästhetische Herstellung der Einheit von historischer Aktion als revolutionärer Massenaktion, prononcierte literarische Gestaltung der moralischen und kämpferischen Qualitäten der Arbeiterklasse, die sie zur Erringung der politischen Macht braucht.

Das Beispiel zeigt, wie gründlich Kompliziertheit und Langwierigkeit des weltanschaulichen Umschichtungsprozesses für den theoretisch-rationalen und den ideologisch-ästhetischen Bereich nachgewiesen und bewußt gemacht wurden. Dabei ist auch nicht übersehen worden, daß die antiimperialistischen bürgerlichen Literaturschaffenden sich der marxistischen Theorie nicht aus akademischem Bildungsdrang näherten, sondern weil sie sich davon Hilfe bei der Klärung ihrer eigenen aktuellen ge-

sellschaftlichen Grunderlebnisse versprochen. Daß sie in diesem Streben oft zuerst an Schriften gerieten, die sich – zu recht oder zu unrecht – als zeitgemäße, die neuesten politisch-sozialen Entwicklungen einbeziehende Weiterführungen des Marxismus ausgaben, ist ein nicht unwesentlicher Nebenaspekt dieses Prozesses, da hiervon manche lange nachwirkenden Folgen für ihren Erkenntnisweg ausgingen. Für diese Annäherungsphase wird auch in Rechnung gestellt, daß den bürgerlichen Schriftstellern der gewissermaßen naive Zugang zu den unteren Volksschichten durch die historisch gewachsene Entfremdung zwischen Künstlern und Volk versperrt war und eigene bisherige Erziehung und Bildung ihre Lebensauffassung und –form als weitere Hindernisse auf dem Wege zu den Volksmassen aufgerichtet hatten, so daß selbst innerhalb eines wissenschaftlich-theoretisch geprägten, richtigen Gesellschaftsbildes ihre Vorstellungen von der realen Lage, den daraus entspringenden konkreten Interessen und Antrieben der Proletarier fragmentarisch bleiben mußten.

Die dialektische Weiterführung dieser Überlegungen hin zu den Auswirkungen des dargestellten Sachverhalts auf die praktisch-sozialen Beziehungen zwischen den im Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller vereinten proletarischen und bürgerlichen Autoren unterblieb jedoch. Die Reflexion dieser Problematik endet gemeinhin an dem Punkt, wo beim Zusammentreffen im Bund die bürgerlichen Schriftsteller von den proletarischen – aus deren Lebensumständen wie aus der Schilderung des Arbeiterlebens in ihrer Literatur – tieferen Einblick in den proletarischen Alltag erhielten. Es ist müßig zu spekulieren, warum die von Marx in seiner Kritik des Gothaer Programms im Hinblick auf die Übergangsperiode von der kapitalistischen zur kommunistischen Gesellschaft formulierte Erkenntnis nicht längst sinngemäß auch auf die Phase angewendet worden ist, in der einzelne Intellektuelle aus der bürgerlichen in die proletarische Klasse überwechseln; dann hätte – sinngemäß – schon eher bedacht werden können, daß auf lange Zeit auch diese Intellektuellen ‚in jeder Beziehung, ökonomisch, sittlich, geistig, noch behaftet sind mit den Muttermalen der alten Gesellschaft, aus deren Schoß sie herkommen‘.

Um Mißverständnissen vorzubeugen: es geht mir weder um Vorwurf noch um Abwertung. Es geht mir darum, bei der weiteren Erforschung des Entwicklungsprozesses der deutschen sozialistischen Literatur nicht länger die spezifischen klassenmäßigen Lebenserfahrungen, Vorstellungen, Erwartungen usw. unberücksichtigt zu lassen, die nachhaltige Wirkungen nicht nur auf theoretische Standpunkte, sondern auf psychische Haltungen und praktische soziale Beziehungen hatten und haben. An aufschlußreichem Material darüber, mit welchen Spannungen – durchaus auch produktiven! – und Ergebnissen sich dieser Prozeß im Verhältnis der bürgerlichen und proletarischen Autoren vollzog, fehlt es nicht. Die eingangs mitgeteilten Belege beweisen es – und die sind erst nur aus der Sicht einer Seite! Zweifellos findet sich Entsprechendes auch aus anderem Blickwinkel. Schon für die dialektisch-produktive Spannung im Freundschaftsverhältnis zwischen Lorbeer und Becher, das sich trotz mancher Krisen über 30 Jahre lang bewährte, gäbe es genügend Unterlagen, die die Auswertung lohnen.

Sinn und Nutzen derartiger Untersuchungen sehe ich nicht allein in der Aufhellung historischer Vorgänge im Zusammenhang mit dem Wirken des Bundes proletarisch-

revolutionärer Schriftsteller. Denn wenn die konkreten Erscheinungsformen der bezeichneten Problematik heute auch andere sind als vor 50 Jahren – für die prinzipielle Klärung der Kernfrage, des Verhältnisses bürgerlicher Autoren zur Arbeiterklasse, können die Erfahrungen aus dem Wirken des Bundes wahrscheinlich Anregungen geben, auf die wir nicht verzichten sollten.

Anmerkungen:

1 Hans Lorbeer: Die Reise nach Carona. In: Neue deutsche Literatur. Berlin (DDR), 12/1958

2 Vgl. z. B. Friedrich Albrecht: Deutsche Schriftsteller in der Entscheidung. Berlin (DDR) und Weimar, 1970

Michael Springer
Am Grabmal des guten Gewissens

Über Karl Kraus

*Herr Keuner begegnete Herrn Wirt, dem Kämpfer gegen die Zeitungen.
„Ich bin ein großer Gegner der Zeitungen“, sagte Herr Wirt. „Ich will
keine Zeitungen.“ Herr Keuner sagte: „Ich bin ein größerer Gegner der
Zeitungen: Ich will andere Zeitungen.“*

I

Als Günter Wallraff dieses Brecht-Zitat seinem Buch über „BILD“ voranstellte, interessierte gewiß die Frage kaum, ob es jenen wirren Herren, der gegen die Zeitungen kämpfte, einst wirklich gegeben hat. Und wenn auch: Wird Herr Wirt nicht auf der Stelle widerlegt? Wer will denn schon allen Ernstes die Zeitungen abschaffen! Und doch hat zu Beginn des Jahrhunderts jemand diesen krausen Gedanken mit äußerster Konsequenz verfolgt und einen privaten „Weltkrieg“ gegen den Journalismus geführt. Auf weit über 30000 Seiten der Ein-Mann-Zeitschrift *Die Fackel* hat Karl Kraus zwischen 1899 und 1936 in einer beispiellosen Materialschlacht der zeitgenössischen Presse den fortgesetzten Bruch aller Regeln von Anstand und Moral nachgewiesen, und vor allem die Kumpanei mit den Profiteuren des Massenmordes 1914–1918. Daß ein Weltkrieg nur möglich ist, wenn Lohnschreiber und Inseratenfänger den Kriegsgewinnlern die Veröffentlichung ihrer Meinung besorgen, hat er so gründlich dargelegt, daß von der Bürgerwelt und ihrem Krieg an einigen Stellen der feuilletonistische Lack abging und darunter die nackte Kraft des Faktischen zum Vorschein kam, mit der diese Welt sich als Halbwelt noch heute auf den Beinen hält, nach einem zweiten Weltkrieg, weiteren Massenmorden und einer langen Kette moralischer Bankrotterklärungen.

Es wäre billig, festzustellen, daß Karl Kraus tot ist, der Journalismus aber weiterlebt. Auf den raschen Erfolg seines privaten Weltkrieges konnte Kraus nicht hoffen; über die tatsächlichen Kräfteverhältnisse machte er sich nie Illusionen. Ihm ging es zunächst nicht um die physische Abschaffung, sondern um die moralische Vernichtung seiner Gegner, der bürgerlichen Journalisten. Ob er dieses Ziel erreicht hat, kann jeder nachprüfen, der die Faksimile-Ausgabe der *Fackel* liest oder die ausgezeichnete dreibändige Auswahl, die 1977 in der DDR herausgegeben wurde und bei Langen-Müller in BRD-Lizenz vorliegt.

Nur wer sich völlig mit der zynischen Spießerweisheit zufrieden gibt, daß die Politik von Schuft und die Presse von Schmierfinken gemacht wird, kann den lebenslangen Kampf des Karl Kraus überflüssig finden. Sicher beruht der bürgerliche Geschäftsalltag auf stillen Übereinkünften, eine Hand wäscht die andere, und wenn alle heucheln, fällt es keinem auf. Doch wenn nur einer nicht mitmacht und die Presse, diesen anfälligen Treffpunkt von Phrase und Geschäft, mit raffinierter Naivität am moralischen und sprachlichen Standard des bürgerlichen Kulturerbes mißt, an Shakespeare und Goethe – dann wird es kritisch. Plötzlich offenbart sich der Kompromiß zwischen bürgerlicher Moral und bürgerlichem Profit als grelle Dissonanz. Wenn der Bildungsbürger sich nicht auf seinem Platz im Kulturteil bescheidet, sondern auf einmal anfängt, von der Warte des bürgerlichen Humanismus zu Wirtschafts- und Gesell-

schaftsnachrichten Stellung zu nehmen, dann kommt es zum Dauerskandal der *Fackel*.

So wie die zum Leben verzauberte Gliederpuppe Pinocchio von ihrem Gewissen in Gestalt einer altmodisch gekleideten Grille begleitet wird – so personifiziert Karl Kraus das Gewissen des Bürgertums: arbeitsteilig außer ihm, altväterlich und grillenhaft.

Heute läßt sich an Kraus ermessen, wie weit der moralische Vorfall der bürgerlichen Welt seither fortgeschritten ist – so weit, daß kaum noch die Differenz von Anspruch und Wirklichkeit sichtbar ist, in der Kraus sich einnisten konnte. Denn spätestens mit dem Faschismus verzichtet das Bürgertum auf jeden höheren Anspruch, um nur das Geschäft zu retten; und alle später restaurierten Bruchstücke des bürgerlichen Überbaus sind so bescheiden, so zerrissen von schlechtem Gewissen, daß es kaum lohnt, den kleinen Abstand dieser Überbleibsel von der nackten Wirklichkeit zu demonstrieren.

Es scheint, als gäbe es heute nur noch den Bürger, der voll Naseweisheit durchschaut, daß eben immer alle lügen und betrügen, und eine kleine Minderheit, die im Brustton der Überzeugung wiederholt, was alle Tage in der Welt steht: Daß man es mit den Bürgerrechten nur in den sozialistischen Ländern genau zu nehmen habe, während bei uns doch nur noch Systemveränderer mit dem Grundgesetz unterm Arm herumlaufen. Da Polemik und Satire vom Abstand zwischen Anspruch und Wirklichkeit leben, haben sie es schwer, wenn kein Anspruch mehr da ist. Als Kraus seine Stimme erhob, hallte sie im Überbau wie in einer geschlossenen Kuppel. Heute verliert sich eine nach oben, zu den bürgerlichen Idealen gerichtete Stimme in der besserwisserischen Stummheit, mit der sich die Besitzbürger an den Kopf tippen, über dem sie kein Dach mehr haben.

Kraus wäre nicht wichtig, wenn er nur mit dem Pathos des Moralisten auf die Widersprüche zwischen Worten und Taten des Bürgertums hingewiesen hätte. Solche Prediger gibt es immer, sie machen die bessere Hälfte des Bürgers aus, der er sonntags auf der Kulturseite freien Lauf läßt, oder im Suff wie Brechts Gutsherr Puntila.

Der Moralprediger schmeichelt ja dem verdonnerten Bürger, indem er dessen Besserungsfähigkeit unterstellt und ihn ermahnt, sich beim nächsten Mal am Riemen zu reißen. Kraus hingegen ist absoluter Pessimist, was die Besserungsfähigkeit seiner Klasse angeht: Seine schneidenden Befunde treffen immer erst nach begangener Tat ein und stellen fest, daß die schlimmsten Befürchtungen wieder einmal übertroffen wurden.

Zum Richter über die unermüdlich nachgewiesene Verworfenheit der Zeitgenossen ernannt Kraus die Nachwelt: Sie wird ihm recht geben, sie wird ihn aufheben und seine Gegner nur noch als die Objekte seiner Polemik erinnern. Zum Zeugen der Anklage gegen Bürgerwelt und Preßfreiheit wählt Kraus ein im Lauf seines lebenslänglichen Prozesses erzeugtes Publikum, eine durch „*Fackel*“-Lektüre und den Besuch seiner legendären Vortragsabende zusammengeschweißte Gemeinde, deren Existenz Karl Kraus als Beweis einer möglichen besseren Welt gilt. Hier ist festzustellen, daß Kraus am liebsten vor Arbeitern las.

II

„Weißer Hohepriester der Wahrheit,
Kristallne Stimme, in der Gottes eisiger Odem wohnt,
Zürnender Magier,
Dem unter flammendem Mantel der blaue Panzer des Kriegers klirrt.“
(Georg Trakl: Karl Kraus)

Das Verhältnis von moralischem Anspruch und geschäftlicher Wirklichkeit beschreibt Kraus als Korruptionsvorgang. So wie die Moral vom Geschäft, so wird die Sprache von der Presse korumpiert, das Geschlechtsleben von der bürgerlichen Ehe und von der zu ihr komplementären Prostitution. In einer endlosen Indizienkette illustriert er den Vorgang, den Marx im „Kommunistischen Manifest“ mit wenigen Sätzen umrissen hat:

„Die Bourgeoisie hat alle bisher ehrwürdigen und mit frommer Scheu betrachteten Tätigkeiten ihres Heiligenscheins entkleidet. Sie hat den Arzt, den Juristen, den Pfarrer, den Poeten, den Mann der Wissenschaft in ihre bezahlten Lohnarbeiter verwandelt. Die Bourgeoisie hat dem Familienverhältnis seinen rührend-sentimentalen Schleier abgerissen und es auf ein reines Geldverhältnis zurückgeführt.“

Freilich ist Marx jede Sympathie mit dem angeblichen Naturzustand fremd, den der Kapitalismus zerstört: „Die Bourgeoisie, wo sie zur Herrschaft gekommen, hat alle feudalen, patriarchalischen, idyllischen Verhältnisse zerstört... Sie hat die heiligen Schauer der frommen Schwärmerei, der ritterlichen Begeisterung, der spießbürgerlichen Wehmut in dem eiskalten Wasser egoistischer Berechnung ertränkt.“

Hingegen erlebt Kraus denselben Vorgang mit dem Entsetzen des Konservativen, der hinter sich das verlorene Paradies der Natürlichkeit und vor sich den Fortschritt in die Apokalypse sieht. Darum sagt Walter Benjamin über ihn: „Die bürgerlich-kapitalistischen Zustände zu einer Verfassung zurückzuentwickeln, in welcher sie sich nie befunden haben, ist sein Programm.“

Um so erstaunlicher, wie genau dieser spätbürgerliche Kritiker seine Klasse durchschaut, wie weit er geht in dem Versuch, das humanistische Erbe, die Reste des guten Gewissens in die Hände der Arbeiterklasse zu legen. Nicht nur, daß Kraus vor Arbeitern liest, sich nach dem Ende der Donaumonarchie der Sozialdemokratie nähert – ein für einen Einzelgänger seines Schlages erstaunlicher Vorgang! – und sich erst von ihr distanziert, als sie sich als „die staatlich konzessionierte Anstalt für Verbrauch revolutionärer Energien“ entpuppt. Im November 1920 druckt Karl Kraus von Rosa Luxemburg Briefe aus der Haft ab und knüpft daran „ein Bekenntnis, an dem alles erstaunlich ist“, wie Walter Benjamin schreibt, der es die „stärkste bürgerliche Prosa des Nachkriegs“ nennt. Kraus schreibt da:

„Was ich meine, ist – und da will ich einmal mit dieser entmenschten Brut von Guts- und Blutsbesitzern und deren Anhang, da will ich mit ihnen, weil sie ja nicht deutsch verstehen und aus meinen ‚Widersprüchen‘ auf meine wahre Ansicht nicht schließen können, einmal deutsch reden... – was ich meine, ist: Der Kommunismus als Realität ist nur das Widerspiel ihrer eigenen lebensschänderischen Ideologie, immerhin von Gnaden eines reineren ideellen Ursprungs, ein vertracktes Gegenmittel zum reineren ideellen Zweck – der Teufel hole seine Praxis, aber Gott erhalte ihn uns als konstante Drohung über den Häuptern jener, so da Güter besitzen und alle anderen zu deren

Bewahrung und mit dem Trost, daß das Leben der Güter höchstes nicht sei, an die Fronten des Hungers und der vaterländischen Ehre treiben möchten. Gott erhalte ihn uns, damit dieses Gesindel, das schon nicht mehr aus noch ein weiß vor Frechheit, nicht noch frecher werde, damit die Gesellschaft der ausschließlich Genußberechtigten, die da glaubt, daß die ihr botmäßige Menschheit genug der Liebe habe, wenn sie von ihnen die Syphilis bekommt, wenigstens doch auch mit einem Alpdruck zu Bette gehe! Damit ihnen wenigstens die Lust vergehe, ihren Opfern Moral zu predigen, und der Humor, über sie Witze zu machen!“

III

Kraus bekämpft den Journalismus mit einer eigens entwickelten Technik der Entlarvung. Es gelingt ihm, die kleinste Pressenotiz als Lebenszeichen des bürgerlichen Geschäftslebens auffällig zu machen. Durch einen gespreizten Ausdruck, den er durch Sperrung hervorhebt, entlarvt er die unabsichtliche Wahrheit, die dahintersteckt: „Und ich reinige jetzt meine Arbeit vom Schutt des Tages, und entdecke, daß der Schutt mehr Gehalt hat als seine Edelsteine.“

Aus oft kleinsten Anlässen entwickelt Kraus über stilkritische Erwägungen die Kritik eines ganzen Denk- und Lebensstils: des schlampig mit feudalen Resten behängten Kapitalismus der Donaumonarchie.

Kraus nimmt wie kein anderer vor ihm den Vorgang wahr, wie vor seinen Augen das erste Massenmedium, die Tagespresse, sich zwischen Sprache und Wirklichkeit schiebt, wie das Surrogat sich als Dichtung und Wahrheit aufbläht. Aus dem Anspruch zieht Kraus die Konsequenz: Er nimmt die Zeitung beim Wort und haut es ihr um die Ohren.

Das unerschöpfliche, quälerische Vergnügen dieser Tätigkeit besteht in dem Nachweis, wie unter der Phrasenschminke des bürgerlichen Anstands unweigerlich die angestrengte Fratze des Eigennutzes zum Vorschein kommt.

Zur Zeit der k. k. Monarchie demonstriert Kraus an Meldungen aus dem Gerichtssaal die Heuchelei der bürgerlichen Sexualmoral. Sein Kampf gilt hier dem noch begrenzten Ziel, Justiz und Presse vom Schnüffeln in der Privatsphäre fernzuhalten. Dieser Empfindlichkeit im Privaten entspricht bei Kraus das rücksichtslose Auftreten in der öffentlichen Polemik. In seinen Schlachten gegen die Publizisten Alfred Kerr und Maximilian Harden geht es Kraus um die Vernichtung des Gegners als öffentliche Person, die „unmöglich“ gemacht werden soll.

Heutzutage sind solche polemischen Feldzüge dadurch unmöglich, daß der Unterschied zwischen öffentlicher und privater Person nicht mehr gemacht wird. Der Schriftsteller Heinrich Böll zum Beispiel wird nicht durch Polemik gegen sein Werk bekämpft, sondern als Mitschuldiger an Verbrechen denunziert und so als Privatperson existenziell bedroht. Wenn umgekehrt der DDR-Bürger Wolfgang Harich den Marx-Biografen Fritz Raddatz im „Spiegel“ polemisch „vernichtet“, dann wird dies sofort als Mordversuch hingestellt und Harich mit einem „stalinistischen Erschießungskommando“ verglichen.

IV

„Als das Zeitalter Hand an sich legte, war er diese Hand.“

(Brecht über Kraus)

Während des Ersten Weltkrieges radikalisiert sich Kraus' Polemik zum Totalangriff, zur strafenden Satire auf eine ganze Welt des Untergangs. Es scheint unglaublich, daß Kraus, der schon im Frieden den Bürger-Krieg gegen die Frau und gegen die Opfer der Justiz wie ein entsetzter Kriegsberichterstatter kommentiert, jetzt den Ton noch steigern kann. Doch in den 800 Seiten des Kolossalromans „Die letzten Tage der Menschheit“ ist ein für allemal die umfassende, erschütternde Darstellung des technifizierten Massenmordes gültig aufbewahrt. Das Ausmaß können die ersten Sätze der Vorbemerkung nur andeuten:

„Die Aufführung des Dramas, dessen Umfang nach irdischem Zeitmaß etwa zehn Abende umfassen würde, ist einem Marstheater zugedacht. Theatergänger dieser Welt vermöchten ihm nicht standzuhalten. Denn es ist Blut von ihrem Blute, und der Inhalt ist von dem Inhalt der unwirklichen, undenkbaren, keinem wachen Sinn erreichbaren, keiner Erinnerung zugänglichen und nur in blutigem Traum verwahrten Jahre, da Operettenfiguren die Tragödie der Menschheit spielten. Die Handlung, in hundert Szenen und Höllen führend, ist unmöglich, zerklüftet, heldenlos wie jene... Die unwahrscheinlichsten Taten, die hier gemeldet werden, sind wirklich geschehen; ich habe gemalt, was sie nur taten. Die unwahrscheinlichsten Gespräche, die hier geführt werden, sind wörtlich gesprochen worden; die grellsten Erfindungen sind Zitate... Phrasen stehen auf zwei Beinen – Menschen behielten nur eines...“

Der Haß gegen den Krieg und gegen eine Publizistik, die seinen Nutznießern das patriotische Ornament verpaßte, bleibt für Karl Kraus auch in den Nachkriegsjahren, die zu neuen Vorkriegsjahren werden, bestimmend. Er begrüßt die österreichische Republik und die Sozialdemokratie, die sich durch Kriegsgesänge noch nicht so restlos kompromittiert hatte wie das bürgerliche Lager. Erst als ihm, früher als den meisten aus seiner Klasse, klar wird, daß die Sozialdemokraten dem drohenden Zweiten Weltkrieg nicht kompromißlos gegenüberstehen und dem „Anschluß“ an Hitlerdeutschland nicht die österreichische Nation, sondern ihre Version einer „großdeutschen Lösung“ gegenüberstellen, sagt er sich endgültig von ihnen los.

Wieder ist für Kraus das Hauptindiz für den Zustand der Partei ihre Presse. Daß man im redaktionellen Teil einer Zeitung für Arbeiter noch gegen einen Unternehmer polemisiert, dem man im Anzeigenteil bereits Inserate gewährt, ist für Kraus ein sicheres Zeichen der Verstrickung ins bürgerliche Geschäftsleben.

An diesem Punkt konnten für Kraus eigentlich nur noch die Kommunisten in Frage kommen. Sie traten schon seit 1920 gegen den „Anschluß“ und für die österreichische Nation auf, sie als einzige waren konsequent für den Frieden. Freilich waren sie zahlenmäßig schwach, hoben sich für den bürgerlichen Beobachter nicht genügend vom Verbalradikalismus der Austromarxisten ab und wurden schließlich 1933 vom Austrofaschismus in die Illegalität gedrängt.

Jedenfalls nahm Kraus die Kommunisten auf der Suche nach einer Kraft, die Österreich vor Hitler retten konnte, nicht wahr und lief dadurch im letzten Augenblick seines langen Weges in einer halsbrecherischen Kehrtwendung der Reaktion in die Arme.

V

„Mir fällt zu Hitler nichts ein.“

(Karl Kraus: Die Dritte Walpurgisnacht)

Der berühmte Satz zeigt das Dilemma: Der Faschismus kassiert den Spielraum für Polemik und Satire. Was Kraus sein Leben lang mühsam und minutiös entlarvt hatte, die versteckte Brutalität und Gemeinheit der bürgerlichen Klasse, das trat jetzt stolz ans Tageslicht und beanspruchte offen die Regierung.

„Zum großen Thema des Aufbruchs der Hölle versagt mit leidenschaftlicher Feigheit der, dessen Werk vergebens getan war: den Teufel an die Wand zu malen.“

Gegen eine Macht, die mit dem Gebrüll „Deutschland erwache! Juda verrecke!“ die Straße beherrscht, kann es keine Polemik mehr geben. Selbst wenn man diesen Gegner polemisch noch so gründlich vernichtet – er antwortet mit der physischen Liquidierung seiner Kritiker. Und die Bourgeoisie an ihre Ideale zu erinnern, wird spätestens dann sinnlos, wenn sie sie eigenhändig in den Boden rammt.

In dieser Situation, die seinem Lebenswerk den Lebensnerv, seinem privaten Weltkrieg die Welt entzog, schwieg Karl Kraus zweieinhalb Jahre lang. Dann erklärte er sich solidarisch mit den Austrofaschisten um Dollfuß, den er für den einzigen hielt, der Hitler standhalten konnte. Seine letzte Polemik aus dem Jahr 1936 richtete er gegen die Sozialdemokratie. Kraus weigert sich anzuerkennen, daß Dollfuß und Hitler nur Varianten des Faschismus repräsentieren, selbst nachdem Dollfuß den antifaschistischen Aufstand der österreichischen Arbeiter im Jahr 1934 hatte niederschießen lassen.

Als „schnellen Fall des guten Unwissenden“ hat Brecht den späten Irrtum in einem Gedicht kommentiert. Doch vor diesem Fall steht immerhin das Lebenswerk – dieser ungeheure, langgezogene Entsetzensschrei über den moralischen Bankrott der eigenen Klasse, dieses Grabmal des gutbürgerlichen Gewissens. Außerdem läßt sich aus dem Fall Kraus eine Lehre ziehen.

VI

„Den Weltuntergang aber datiere ich von der Eröffnung der Luftschiffahrt.“

(Karl Kraus: Apokalypse)

Einerseits ist lehrreich an Kraus, daß eine aus konservativen Quellen gespeiste Kulturkritik bei ausreichender Konsequenz von selbst in die Nähe fortschrittlicher Klassenpositionen gelangen kann. Doch dann kommt, wie beim Trapezakt, alles darauf an, daß im Moment der größten Annäherung und der Bereitschaft zum Sprung jemand da ist, den einsamen Kritiker aufzufangen und herüberzuholen. Dieses Kunststück ist in einem vergleichbaren Fall, bei Walter Benjamin, gelungen; der Fänger war Brecht.

Ebenso lehrreich sind andererseits die Ähnlichkeiten mit aktuelleren Positionen einer spät- und antibürgerlichen Gesellschaftskritik. Die Verwandtschaft zwischen Karl Kraus und einigen „Vätern“ der Studentenbewegung, wie Horkheimer und Adorno, ist deutlich. Ähnlich ist hier die Klage über die Beschädigung des Kulturerbes durch

den Markt, die Anklage gegen den „Kulturbetrieb“ als Zerstörer der Kultur, gegen die Technik als Zerstörer der Natur. Gemeinsam ist der spätbürgerlichen Kritik die Suche nach einem gesellschaftlichen Träger, dem man das kulturelle Erbe anvertrauen könnte, und die Diskussion der Frage, ob die Arbeiterklasse dazu geeignet sei. Schließlich werden die Massenmedien als Schnittpunkt von Ideologie und Ökonomie interessant; sie erhalten teilweise, wie die Presse für Kraus, den Stellenwert eines absolut herrschenden Bewußtseins-Manipulators.

Sofern es darum geht, die Unterordnung aller Lebensbereiche unter das Verwertungsprinzip als Zerstörung eines vordem schöneren Lebens, eines „guten“ bürgerlichen Zeitalters zu kritisieren, hat diese Kritik stark konservative Züge. Doch droht die konservative Komponente vollends überhand zu nehmen, wenn statt des Kapitalismus nur noch die – allerdings zunächst von ihm entfaltete – Technik zum Feind erklärt wird. Auch Karl Kraus hat bereits die Presse als „Schwarze Magie“, die Technik als Übel und Schänder der „Natur“, den Fortschritt als Weg in den Untergang verteuelt. Schon er wollte ein mißbrauchtes Mittel, die Zeitungen, am liebsten verbieten, so wie heute Technikgegner die Kerntechnik oder die Mikroprozessoren abschaffen möchten.

An dieser Stelle trifft die Antwort zu, die Herr Keuner Herrn Wirt alias Kraus gibt: Radikaler als das ohnmächtige „Verbot“ des Mittels ist die Änderung von Mittel und Gebrauch. Und sinnlos bleibt jede Kritik, die sich nicht nach gesellschaftlichen Kräften umsieht, die sie in die Tat umsetzen können. Ganz in diesem Sinn macht Herr Keuner Wirt im Anschluß an den zu Anfang zitierten Wortwechsel folgenden Vorschlag: „Schreiben Sie mir auf einen Zettel“, sagte Herr Keuner zu Herrn Wirt, „was Sie verlangen, damit Zeitungen erscheinen können. Denn Zeitungen werden erscheinen. Verlangen Sie ein Minimum... Schreiben Sie auf einen Zettel, wie die Zeitungen sein sollen, und wenn wir eine Ameise finden, die den Zettel billigt, so wollen wir gleich anfangen. Diese Ameise wird uns mehr helfen, die Zeitungen zu verbessern, als ein allgemeines Geschrei über die Unverbesserlichkeit der Zeitungen. Eher nämlich wird ein Gebirge durch eine einzige Ameise beseitigt als durch das Gerücht, es sei nicht zu beseitigen.“

Diese über den Erfolg einer lebenslangen Kampagne entscheidende Frage nach den „Ameisen“ hat Karl Kraus sich erst ganz spät gestellt und am Ende falsch beantwortet. Ohne diese Frage zu stellen und ohne sie richtig zu beantworten, läßt sich der Gebrauch von Zeitungen ebensowenig verändern wie der Gebrauch von Technik überhaupt.

Oskar Neumann Ein Totgesagter lebt lang

Notizen aus dem Brecht-Jahr 1978

1.

*Es setzt sich nur soviel Wahrheit durch,
als wir durchsetzen; der Sieg der Vernunft kann
nur der Sieg der Vernünftigen sein.*

Wer solcher Art „optimistischen Marxismus“ treibt, darf nicht leben, jedenfalls nicht hier und heute. Und flugs stellte Doktor K dem Stückeschreiber B den Totenschein aus: gestorben als „hemmungsloser Vereinfacher“. Dazu die Begründung: „Wer von der Geschichte keine Chance bekommt, hat auch bei Brecht keine Chance“ (Hellmuth Karasek „Brecht ist tot“, *Der Spiegel*, Nr. 9/1978).

Klar, daß es da nicht ums Detail geht, sondern ums Ganze. Die Übereinstimmung in der Richtung von historischem Prozeß und dichterischer Fabel, die erklärte Absicht des Autors, denen Mut und Lust zum Verändern zu machen, die die Veränderer sind, die Identifikation schließlich mit der realen sozialistischen Veränderung in der Welt und gar in der DDR (*Ich habe meine Meinungen nicht, weil ich hier bin, sondern ich bin hier, weil ich meine Meinungen habe.*) – das geht, noch dazu in der Krise, für bundesdeutsches Pluralismusverständnis zu weit. Da indes ein demonstrativer Rückfall in den kalten Krieg schlecht aussehen läßt und die Berufsverbote schon reichlich Skandal machen im In- und Ausland, ist der schlichte Rückgriff aufs Verboten nicht praktikabel. Was nicht ausschließt, dem altbewährten Boykott-Protagonisten Friedrich Luft den Ricarda-Huch-Preis, dotiert mit 10000 Mark, zu verleihen, dankend für Texte, welche somit laut Stiftungszweck „das Bewußtsein der Deutschen von der Einheit ihrer nationalen Kultur wachhalten, die Gemeinschaft der Sprache und der kulturellen Überlieferung pflegen oder der Idee der Wiedervereinigung dienen“.

Dem anachronistischen Zug derer, die mit modernisiertem Instrumentarium Brechts Kopf wollen, wird ein Transparent vorangetragen, auf dem steht *Neues Brecht-Verständnis*. Dahin gehören zunächst alle möglichen wissenschaftlichen und publizistischen „Eingemeindungsversuche“, von denen Richard Albrecht und Matthias Mitzschke sagen: „Deren politische und ideologische Aufgabe ist es, dem auch in der BRD inzwischen öffentlich zugänglichen und verbreiteten Brecht in Werk und Person entgegenzutreten, ihn vom realen, lebendigen Sozialismus und der revolutionären Arbeiterbewegung abzuspalten. Das bedeutet in der Konsequenz immer schon den Versuch, die demokratische Gesamtbewegung in der BRD zu demotivieren, zu verwirren und zu schwächen“ (*Weimarer Beiträge* 2/1978). Das sind „Rückzugsgefechte“, stellen die Autoren fest, und „natürlich kein leichtes Geschäft. Aber der Weizen blüht“.

Er blüht zum Beispiel neben Lesbarem in den Um-, Interpretationen“ der *edition subbrkamp* „Ausgewählte Gedichte Brechts“. Silvia Volckmann fängt da ganz einleuchtend mit der Frage an, ob sie denn nun zu den laut FAZ-Definition „wirklich gefährlichen“ „Sympathisanten“ gehöre, wenn sie schreibe, die Verhältnisse, gegen die

Brecht seinen Bleistift gespitzt habe, glichen den heutigen mehr, als ihr lieb sei – mit zunehmender Arbeitslosigkeit auch unter Akademikern, mit vermehrten Berufsverböten gegen Kommunisten und Sozialisten, mit dem Gewaltparagraphen 88a und damit drohender politischer Zensur. Doch dann legt sie sich in die Kurve: eigentlich gehe ja alles, was Brecht damals zum *Lob des Revolutionärs* gesagt habe, heute viel mehr gegen die DDR, gegen die UdSSR als gegen das hiesige System. Ihre Schlußfolgerung: es sei „illusionär, von Revolutionen die Aufhebung der Unterdrückung zu erhoffen“. Nicht anders verfährt dort auch Peter Bödecker bei seiner Aus- und Umdeutung des Brecht-Gedichts *Die Lösung*. Dazu läßt er Brecht postume Texte nachliefern, gegen die Funktionäre „drüben“, „die es mit ihrem ‚realen Sozialismus‘ so schwer machen, hier den Sozialismus als Veränderung zum Besseren vorzustellen“. Ein solcher „ganz richtiger“ Brecht, *sein* Brecht, so befindet Bödecker schließlich, „befände sich nicht mehr in der DDR“.

In der Tat. *Sein* Brecht hätte sich von der CIA an der Seite Melvin Laskys zum Kongreß „Freiheit der Kultur“ nach Westberlin einfliegen lassen und von dort im Jahr 1953 „Freiheit“ geschrien, als sich der Brandstifter feixend der Akademie der Künste der DDR näherte. *Unser* Brecht war ein anderer. Er schrieb damals:

*Selbst die schmalsten Stirnen
In denen der Friede wohnt
Sind den Künsten willkommener als jener Kunstfreund
Der auch Freund der Kriegskunst ist.*

Was in der Literaturkritik die Eingemeindungsversuche, sind in der Bühnenpraxis die Brecht-Demontagen solcher Regisseure, die anstelle *seiner* „Sinnggebung“ *ihr* Geschäft des Sinn-Nehmens betreiben. „Da sie selbst“, schreibt Manfred Wekwerth im Programmheft des Berliner Ensembles zu *Galileo Galilei*, „in dieser Welt keinen Sinn mehr finden können, erklären sie kurzum die Sinnlosigkeit zum modernen Gegenstand des Theaters, und das fällt ihnen auch offenbar bedeutend leichter. Ihre unermüdliche Suche nach dem Unauffindbaren garantiert ihnen den Ruf von Originalität, da garantiert nichts auf der Bühne ist, was irgendwoher entlehnt ist: zum Beispiel der Realität.“

Wekwerth erinnert daran, wie vor fünf Jahren bei der Frankfurter Aufführung des Stücks *Im Dickicht der Städte* aus Brechts Darstellung der Auflösung der bürgerlichen Gesellschaft die von der Regie besorgte Auflösung des Theaters wurde. Der Prozeß ist inzwischen fortgeschritten: In *der* Manier läßt sich am Ende auch mit dem *Galilei* beweisen, daß es nirgendwo Bewegung gibt, es sei denn die der Erde um die Sonne. Und so viel Trivialität darf Peter Handke dann weiß Gott unleidlich finden. Also her mit dem Neuesten und Allerneuesten, was mit unseren „Befindlichkeiten“, nur den inneren und innersten natürlich, sich zu schaffen macht. Botho Strauß etwa, dessen Heldin Lotte es – endlich wieder – mit Gott hat; sein Stück „Groß und klein“ wird wohl um dieses „ungeheuren halbklaren Sachverhalts“ willen vom selben Reinhard Baumgart, der Brecht Ausblendungen an Realismus ankreidet, noch vor der ersten Aufführung „als das Stück der Saison“ hochgejubelt (*Die Zeit*, 6. 10. 1978). Von derart sublimer zu machtschützter Innerlichkeit geht's über den kurzen Weg. *Brecht raus, Benn rein* war denn auch das Resümee des Westberliner Benn-Kongres-

ses, der in zeitlich präziser Zuordnung unmittelbar auf das Frankfurter Brecht-Kolloquium vom Ende September dieses Jahres folgte.

Daß damit ein halbes Jahr nach dem Geburtstagstermin „nachgeklappert“ wurde, war auch in der SZ vom 3. Oktober zu lesen. Genauer gesagt: Den Veranstaltern ging es um den Versuch, durch dreitägige Betriebsamkeit mit entsprechender Medienverstärkung wenigstens im Nachhinein für den Westen wenn auch noch so vage Positionen zu reklamieren, die der Brecht-Dialog 1978 an der Wirkungsstätte des Stückeschreibers, in der Hauptstadt der DDR, eindeutig für die Sache des Realismus und der Revolution gewonnen hatte. Wie sehr das in unserer Epoche des Übergangs vom Kapitalismus zum Sozialismus zusammengehört, wurde mir in Berlin vor allem aus der Praxis deutlich, beim Miterleben der zunehmenden internationalen Resonanz Brechts, weit über die alten Zentren hinaus, in den Regionen der nationalen und sozialen Befreiungsbewegungen, in arabischen Ländern, in Schwarzafrika, in Südamerika.

Gibt es Vergleichbares auch in unserer Kulturszene? Hinsichtlich der Literatur antwortete ich beim Brecht-Dialog optimistisch: So sehr der Druck der Herrschenden und damit die herrschende Richtung gegen Brecht, gegen Realismus gehe – bestimmend für die Wachstumsrichtung werde dennoch die Wahrheitsliebe sein, die unsere Schriftsteller unvermeidlich durch eigene Erfahrungen zum Realismus führt und damit zur Tendenz gegen den Imperialismus, in der Wachstumsspitze auch für die Alternative, den Sozialismus. Diese Erwartung finde ich durch die literarische Ernte dieses Jahres generell bestätigt, in der Wahl neuer Themenbereiche und der Tiefe ihrer Gestaltung übertroffen. Von diesem Aspekt ist nun zu reden.

2.

*Wir müssen
mit uns rechnen
denn wir sind
die Mehrzahl*

So steht's bei Artur Toppmann in den *kürbiskern*-Zeit-Gedichten 5/1978. Der Münchner Arbeiterschriftsteller wird mit dieser Auswahl schon bekannter und erstmals veröffentlichter Gedichte neue Freunde als einer der Autoren gewinnen, die sich weigern, im verordneten Herbst der Resignation zur Vernebelung von Blick und Ausblick beizutragen, und deren Werke es lohnen, durchsucht zu werden nach Anzeichen, daß da auch Aufrührer gelebt haben, wo Unterdrückung war.

Während von oben „Emanzipation vom Emanzipatorischen“ gepredigt und prämiert wird, haben Schriftsteller für unsere demokratische und sozialistische Kulturströmung ein Kernproblem entdeckt, dessen Lösung über die Chance eines demokratischen Auswegs aus der Krise entscheidet: Millionenarbeitslosigkeit und massenhaftes Fehlen von Ausbildungsplätzen.

Um ihren Arbeitsplatz, in vielfältiger Weise bedroht von den Strukturkrisen der beginnenden siebziger Jahre bis zu den Berufsverboten heute, geht es den arbeitenden Menschen, die Erasmus Schöfer in seinen dramatischen Texten für Theater, Film und Funk vorstellt. Wenn da Industriearbeiter – mitten im Kapitalismus! – um „ihren“ Betrieb, um das Recht kämpfen, „ihre“ Produktion weiterzuführen, bleibt Schöfers

Schreibweise dem wirklichen Geschehen so nahe, daß selbst die Fiktion, etwa in dem Stück „Bittere Pillen“, beim Leser den Eindruck des Dokumentarischen erweckt und damit auch, so hoffe ich mit dem Autor, des in eigener ähnlicher Situation nachzuahmenden Beispiels: „Machen wir heute was morgen erst schön wird.“

Sind die von vergeblicher Suche nach Arbeitsplätzen und Lehrstellen Betroffenen Opfer eines blinden Schicksals oder gar Schuldige durch eigenes Versagen? Das ist das Thema des jüngsten, viel und mit großem Erfolg gespielten Volksstücks von Franz Xaver Kroetz „Mensch Meier“. Es ist nebenbei auch die Antwort an besorgte Kroetz-Interpreten – u. a. nachzulesen in „Text und Kritik“ 57 –, die erschrocken sind, nach dem Engagement für die DKP nun bei Kroetz auch noch seine Hinwendung zu Brecht, zu einer Dramatik zwar nicht ohne Mitleid, aber eben nicht nur des Mitleids, finden zu müssen. Die da über „linientreuen Profilierungszwang“ bei Kroetz greinen, treibt indes ein anderer Zwang: das systemkonforme Bedürfnis, von einem möglichst theorieleeren Autor möglichst sprachlose Figuren und perspektivlose Fabeln zu erhalten – und da haben sie nun Pech mit einem Stück, das die Zuschauer besser Bescheid wissen läßt über sich, über die Ursachen ihrer Ängste – „aufklärerisches Theater also“ (F. X. Kroetz, *die tat*, 20. 10. 1978).

Wie konstruiert der Gegensatz zwischen dem Interesse an innerer Befindlichkeit als Gegenstand der Kunst und an gesellschaftlichem Zusammenhang als angeblichem Kunstverlust ist, beweist Gerd Fuchs mit seiner großen Erzählung „Ein Mann fürs Leben“. In diesem Heft Thema des Gesprächs zwischen Ewald Dede und dem Autor, sei das Buch hier vor allem deshalb in seiner Bedeutung hervorgehoben, weil es den Notstand Arbeitslosigkeit nicht nur in der materiellen, sondern auch in seiner nicht minder zerstörerischen psychischen Konsequenz erfaßt, weil es so genau die Ratlosigkeit von Heinz und Marion, ihr falsches Bild von der Welt, ihre gefährdete und doch mit viel Energie, Liebe und Klugheit verteidigte und neu hinzugewonnene Fähigkeit zu Vernunft und Menschlichkeit begreifen lehrt: *Aber die das Brot machen, werden verstehen, daß sich nichts bewegt, was nicht bewegt wird.* So ist das Buch ein Fortschritt, wie ich meine, nicht nur für den Autor, sondern für unsere gesamte progressive Literaturströmung.

Daß man sich rühren muß, wenn man nicht weggetreten werden will, erfährt in einem äußerst konfliktreichen Lernprozeß schließlich auch Fritz Wachsmuth, den August Kühn nunmehr im zweiten Band des Romanwerks durch jene *Wunderjahre* führt, in denen Fritz inmitten des Wirtschaftswunders seinen privaten Lastenausgleich betreibt: den Versuch, die durch Faschismus und Krieg verlorene Jugendzeit in Jahren ohne Kommandogewalt über sich und ohne Strammstehen vor denen oben reinzuholen. Daraus wird nun allerdings nicht Menschlichkeit, sondern eine verwilderte Existenzweise, die in und um Fritz immer mehr an Menschlichkeit zerstört. Im Gegensatz zu Fritz und in Übereinstimmung mit dem Autor bin ich nicht bereit, das Mädel aus dem Dorf, das er mit dem Kind sitzen läßt, als „Bauerntempel“ abzutun. Und die allzu lang brav duldende Uschi ist noch beim Keifen ein prächtiger Mensch, der die alte Mutter Wachsmuth bis zum Tod pflegt, nach der Scheidung dem Fritz erspart, unter der Isarbrücke zu schlafen, drei kleine Kinder vorm Kaputtgehen bewahrt und dann den Mut aufbringt, ein Stück Wegs zu sich selbst zu finden.

So wenig sympathisch mir zunächst dieser Fritz war – desto sympathischer wurde mir die Erzählerhaltung zu ihm. August Kühn gibt diesen Arbeiter auch dann nicht auf,

als er sich scheinbar hoffnungslos roh zu Frauen, abscheulich unkollegial verhält – oberflächlich gesehen ein durch und durch an- und eingepaßtes Stück dieses miesen Systems; und selbst dort, wo er gegen den Druck von oben strampeln möchte, trifft und tritt er meistens noch den Falschen.

Zwar erscheint, wann immer sich Veränderung anbahnt, als Leitmotiv die Erinnerung an den Vater, der Kommunist gewesen ist und einen kommunistischen Freund gehabt hat, den Eisenbahner. Aber die wesentlichen Anstöße zu seinem Anderswerden kann Fritz von daher nicht erhalten, weil er vom Vater, von der revolutionären Arbeiterbewegung und ihrer Tradition schlechthin nichts weiß. Es sind andere, in unserer Situation viel allgemeinere und darum auch künstlerisch überzeugendere Momente, die allmählich das Wunder zuwege bringen: die Erfahrungen des Betriebsarbeiters, der rumgestoßen und ausgebeutet, um die Kenntnis der Zusammenhänge betrogen und gegen sein eigenes Interesse aufgehetzt wird, und dem dann doch immer wieder durch Freunde, die gewerkschaftlich engagiert sind und politisch links stehen, ein Zipfel vom Schleier des Geheimnisses gelüftet wird, unter dem Rüstungsgeschäft und Kriegspolitik, Plusmacherei und Herr-im-Haus-Standpunkt gedeihen – solange er und seinesgleichen stillhalten.

„Ein Wasserwerk sperrt fünfhunderttausend Wohnungen das Wasser: niemand spricht von Trockenheit. Der Ausdruck ‚Arbeitslosigkeit‘, diese Ein-Wort-Lüge soll nach höherer Gewalt klingen, um Enttäuschung und Wut und Verzweiflung nach innen zu lenken in die Opfer. Der Föhn erwischt selten ganz Unschuldige: ‚Jeder ist seines Glückes Schmied‘ lernen wir in der Schule. Über die Edelgammeler und Produktionsverbietler Sachs und Krupp sagt niemand, sie seien ‚arbeitslos‘, obwohl sie freiwillig nicht arbeiten und ihr ganzes Leben von der Unterstützung leben, die wir alle ihnen zahlen. Wörter haben etwas von Bewegungen. Wenn man ein falsches Wort übernimmt, macht man im Inneren des Kopfes eine falsche Bewegung. Je mehr falsche Wörter man nachspricht, umso mehr werden die falschen Bewegungen zur Gewohnheit. Schließlich ist man zufrieden, wenn man kriecht.“ Dieser Text von Ernst Alexander Rauter – wie gut wäre es für unsere gemeinsame Sache, würde er beim *Umgang mit Wörtern* immer so klug parteilich verfahren – steht in einem *Lesebuch für das Recht auf Arbeit*. Agnes Hüfner hat es so gescheit wie schön gemacht, bloß leider noch nicht mit der Aussicht, daß es demnächst Lernmittel an unseren Schulen wird. Zu Wort kommen, die nicht kriechen wollen und die nicht wollen, daß gekrochen wird. Auf Repression wird nicht mit Rezepten geantwortet, sondern mit Denkanstößen und Handlungsmotivationen in Bildern und Texten. Sie reichen vom Faktenverständnis eines jungen Arbeitslosen in Essen-Borbeck („Wenn ich einen Bomber in die Luft setzen und abstürzen lassen kann, dann kann ich auch soundsoviele Lehrstellen dafür schaffen.“) bis zur Anklage gegen diese Gesellschaftsordnung: *maschinen die / schweigend / in werkshallen / stehen / und menschen die / nicht arbeiten / dürfen // was für ein / system* (Alfred Andersch).

Den Weg, auf dem wir weiterkommen, zeigt der Antifaschist und Gewerkschaftsführer Willi Bleicher: „Nicht der Wille unserer Verhandlungskommission überzeugt die Arbeitgeber, so fundiert auch die Argumentation sein mag, sondern nur die hunderttausendfältige Bereitschaft, sich jetzt zu diesem Zeitpunkt die Butter nicht vom Brot nehmen zu lassen. Wir haben nie den Kampf um des Kampfes willen gewollt. Wir haben nie mit Streik gespielt, aber wir wissen, daß in dem uns aufgezwungenen Kampf es

nicht allein nur um den Pfennig geht, sondern auch um die Ehre, um die Ehre des arbeitenden Menschen.“ Und das Ziel scheint auf in der Schlußstrophe von Günter Herburgers Gedicht „Vergnügen“:

So einfach könnte es sein,
wie ein Reim,
wie in müheloser Kuß,
Voraussetzung ist,
daß man Arbeit und Werte
neu verteilen muß.

3.

*Alle Künste tragen bei zur größten aller
Künste, der Lebenskunst.*

Lassen sich so unterschiedliche Temperamente und Texte, Sehweisen und Macharten auf einen Nenner bringen? Und wozu auch? Gerade gegen anhaltende Versuche der Atomisierung und Desorientierung braucht die demokratische und sozialistische Literaturströmung ihr Selbstverständnis und dabei auch eine – jedenfalls im Kern gemeinsame – ästhetische Position, die nicht normativ und eben deshalb umgreifend, die nicht vorgesetzt ist und eben darum praktikabel. Dafür ist bei Brecht zu lernen. Auf dem Kolloquium, das die Sektion Ästhetik und Kunstwissenschaften der Humboldt-Universität zum Brecht-Dialog 1978 beisteuerte, ging es um „Brauchbarkeit und Anwendung ästhetischer Kategorien Brechts auf Theorie und Praxis zeitgenössischer Kunst“. Ernst Schumacher, zusammen mit seiner Frau Renate Autor des hervorragenden, leider infolge einer fischigen Intervention von Suhrkamp in der BRD immer noch nicht zugänglichen Werks „Leben Brechts in Wort und Bild“, sagte im einleitenden Referat:

„Brecht faßte Kunst als *menschliche Praxis*, als Handeln mit spezifischen Eigenarten, eigener Geschichte, aber doch Praxis unter anderer und verknüpft mit anderer Praxis auf. Erklärtes Ziel dieser Praxis ist: *Alle Künste tragen bei zur größten aller Künste, der Lebenskunst*. Diese Lebenskunst findet ihre Erfüllung in einer immer kräftigeren, zarteren und kühneren Humanität. Die Herstellung *wirklichkeitsgetreuer Abbildungen* hat den Zweck, das *Vergnügen an der Meisterungsmöglichkeit des menschlichen Schicksals durch die Gesellschaft* zu stimulieren. Um die Menschen als Schöpfer ihrer selbst zu einer solchen Meisterung zu befähigen, haben die Kunstwerke die Wirklichkeit so abzubilden, daß sie *praktikable Einsichten in das gesellschaftliche Getriebe* vermitteln. Sowohl in der Nachbildung als auch in der Vorbildung, im Entwurf, stellen sie *Modelle des Zusammenlebens der Menschen* dar...

Entscheidend ist die *Geeignetheit, falsche Anschauungen der Realität und Impulse, welche den realen Interessen der Menschheit widerstreiten*, zu bekämpfen und richtige Anschauungen zu ermöglichen und produktive Impulse zu stärken. *Das sozialistisch-realistische Kunstwerk*, definierte Brecht in seinen Thesen „Sozialistischer Realismus auf dem Theater“, *zeigt Charaktere und Vorgänge als historische und veränderliche und als widersprüchliche...*

Das Moment des Werdens und Vergehens, das realistische Künstler berücksichtigen und betonen, ist auch Eigenschaft der künstlerischen Produktionsweise selbst, das heißt, sie kann ohne ständige Experimente nicht vorankommen. Brechts antinormative ästhetische Position und Methode erklärt sich aus seiner Auffassung von *Kunst als menschliche Praxis* und seinem Verständnis der Wirklichkeit, sich vollziehend im ständigen Kampf gegen die Schematik, die Ideologie, das Vorurteil, in ihrer Vielfältigkeit, Abgestuftheit, Bewegung, Widersprüchlichkeit...

Vergnügen und Belehren in der Kunst schließen sich für Brecht nicht aus, sondern ein. Das führt ihn zur Kritik an einer bloß gefühlsmäßigen Hingabe an das Kunsterlebnis. Verfremdung zielt in letzter Instanz tatsächlich auf eine rationale Apperzeption gegenüber bloßer emotionaler Rezeption. Deshalb empfahl er, *besonders mißtrauisch zu sein gegen Leute, die in irgendeiner Weise die Vernunft aus der künstlerischen Arbeit verbannen möchten*. Er folgerte: *Der Gegensatz zwischen Vernunft und Gefühl besteht nur in ihren unvernünftigen Köpfen und nur infolge ihres höchst zweifelhaften Gefühlslebens*.“ (Nach dem Manuskript „Brecht und der sozialistische Realismus heute“. Brecht-Zitate kursiv)

4.

Uns drängen die Gefühle zur äußersten Anstrengung der Vernunft, und die Vernunft reinigt unsere Gefühle.

Von daher ist der Realismus, ausgezeichnet durch Weite und Vielfalt und dennoch nicht ohne Ufer, nun auch abzugrenzen gegen Brecht-Nachfolger und -Überwinder, denen ästhetische Innovation alles, ideologisch-politische Verbindlichkeit in Sachen Fortschritt nichts ist – womit sie weit hinter Brecht zurückfallen.

Als Beispiel bietet sich Heiner Müllers „Hamletmaschine“ an, in *Theater heute* 12/1977, schon zum Auftakt des Brecht-Jahrs demonstrativ vorgestellt und inzwischen von den Münchner Kammerspielen für die laufende Spielzeit angekündigt. Für mein, vom Text her zugegebenermaßen arg erschwertes Verständnis ist diese „Hamletmaschine“ nichts anderes als der in Szene gesetzte „Anti-Ödipus“ von Deleuze und Guattari. Da die Erfinder der „Wunschmaschine“ damit auch anderen Literaturproduzenten, wie Klaus Theveleit bei seinem „Männerphantasien“, viel gefragte Grundmuster vorfabriziert haben, sei die „Hamletmaschine“ auf diesen Bezug hin überprüft, der ja schon von der Namensgebung her nahe liegt. Im „Anti-Ödipus“ wird das Freudsche *Es* hinterfragt und verworfen: was bei Freud als „unbewußter Wunsch“ erscheine, sei schon Resultat der gesellschaftlichen Einengung der Wunschproduktion, die aufs Ganze geht. *Maschine* will nicht Metapher sein, sondern sprachliche Abbildung der Funktionsweise des Unbewußten, eben als „Wunschmaschine“, die nichts anderes produziert außer „den Wunsch zu wünschen“. Die menschliche Funktionsweise soll gerade darin bestehen: „Es repräsentiert nichts, aber es produziert, es bedeutet nichts, aber es funktioniert.“

Man vergleiche: Bei Shakespeare haben Hamlet und Ophelia ihre Wünsche, ihre Ziele. Bei Müller darf Hamlet endlich ganz Mensch sein, soll heißen ganz Körper = ganz Verwesung. Was anders sein will, etwa sein Gehirn, ist „Buckel“. Wo noch Hoffnung, da ist was faul. Das Recht auf Leben, bislang nur zu verwirklichen im Kampf

gegen das Lebensfeindliche, wird nicht auf Änderung der Welt gestellt, sondern von Hamlet zurückgenommen in den Willen zum Tod, dem eignen, dem allgemeinen. Ophelia ist schneller über diese Inkonzern hinaus: Auch das Sterben darf ja nicht mehr gewollt sein. Die Wunschmaschine muß *bedeutungslos* funktionieren, mit der Konsequenz: Das Gehirn, letzte Narben bisheriger Menschheitsentwicklung, wird als Produktionsstätte der Gedanken mit gerichtetem Wünschen und Hoffen zerstampft. Zerstampft wird der bedeutendste Gedanke der Menschheitsgeschichte als der fatalste: die vorgestellte Möglichkeit, menschliche Zustände herzustellen.

So wird auch alles bisherige Theater an sein Ende gebracht. Mit Wünschen auf etwas hin hatte artistotelisches und brechtisches, realistisches und irgendwie auch noch absurdes Theater zu schaffen. Jetzt geht's auf der Bühne hinab zur Wunschmaschine. Nichts mehr hat Richtung und Ziel, nichts ist auf ein Ganzes, einen Menschen bezogen, sondern immer nur auf immer kleinere Teile. Die „Hamletmaschine“ ist, wie verlangt von Deleuze und Guattari, *molekulares Theater*. Es führt uns vor – insofern Anti-„Modell des Zusammenlebens der Menschen“ –, wie es mit der Wunschmaschine dahin kommt, als Fehlkonstruktion abgestellt zu werden; dazu und nur dazu war Menschheitsgeschichte nötig.

Da lob ich mir nun wirklich die von Hannes König bearbeitete *Hamlet*-Fassung der Seebucker Bauernbühne von 1854. Dort wird auch die Frage gestellt, ob die „Jahrtausende von Kummerjahren“ nun endlich vorbei sind. Nach der Niederlage von 1848, inmitten einer Periode der Restauration und Reaktion bis hin zur Reichsgründung mit Blut und Eisen lautet die Antwort: „Nein! Sie beginnen!“ Der Sprecher des Epilogs aber hat nur darauf das letzte Wort in der Sinngebung des Stücks und der Geschichte:

und doch läg's in der Menschheit Händen –
würd' eine Stund' nur denken sie!

Wem das zu simples 19. Jahrhundert ist, der kann den Bezug zwischen Denken und Weltverändern auch in zeitgenössischer Fassung haben: „Ehe wir uns Einblick in die Verhältnisse verschafft und grundlegende Kenntnisse gewonnen hatten, konnten die Privilegien der Herrschenden nicht aufgehoben werden. Immer wieder wurden wir zurückgeworfen, weil unser Vermögen des Denkens, des Kombinierens und Folgerens noch nicht genügend entwickelt war... Unser Studieren war von Anfang an Auflehnung.“ So reflektieren junge Antifaschisten im Berlin des Jahres 1937 ihre Situation. Nachdem Peter Weiss den Ich-Erzähler seines Romans „Die Ästhetik des Widerstands“ im ersten Buch von Berlin nach Spanien geführt hat, beginnt der zweite Band, das Mittelstück des als Trilogie konzipierten Gesamtwerks, mit dem schweren, durch Niederlagen verdüsterten, schon vom drohenden großen Krieg überschatteten Jahr 1938 in Paris. Géricaults „Floß der Medusa“ wird zur schrecklich direkten Metapher für die tiefe Krise derer, die eingreifen wollten in das System der Unterdrückung und Destruktivität, und von denen sich nun viele untergehen sehen als Geschlagene. Manche sind am Ziel irre geworden und setzen sich jetzt ab, weg vom bisher gemeinsamen Kurs. Andere überlassen sich sterbensmüde den erlösenden Wellen. Und doch bleiben welche, die mit letzter, manchmal verzweifelter Kraft die Fahrt fortsetzen durch die Stürme, über die Untiefen. Wohin?

Die faschistische Militärmaschine hat mehrmals zugeschlagen, Großdeutschland ist im Entstehen. Wen nicht zwingende Aufgaben in den Nachbarstaaten Hitler-

Deutschlands festhalten, der versucht wegzukommen aus Mitteleuropa. So der Ich-Erzähler, der an dem Tag, der das Brandmal „Kristallnacht“ tragen wird, Paris verläßt, um in Schweden Zuflucht zu suchen, zunächst nicht mehr kommunistischer Spanienkämpfer, sondern tschechischer Jude. So auch – und damit verknüpft Peter Weiss durchaus in der Logik der Geschichte ihre Lebenswege – Bertolt Brecht.

Im äußeren Ablauf folgt der Roman exakt den realen Daten: Brecht hatte am 15. März 1933 im dänischen Exil in seinem Arbeitsjournal vermerkt: *das reich vergrößert sich, der anstreicher sitzt im bradschin*. Am 22. April reist er mit Helene Weigel ab, Steffin kommt mit den Kindern nach, die Bildhauerin Santesson nimmt die Flüchtlinge in ihrem Atelier zu Lidingö auf.

Seine innere Spannung gewinnt der Roman in der Folge aus den extremen Anforderungen, die das extrem schwierige Zeitgeschehen an das politische Bewußtsein der Nazigeegner stellt. Mag auch der Historiker gewiß manchen Akzent anders setzen als es im Romanablauf geschieht – in der Tat sind damals viele nicht fertig geworden mit dem deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakt und den Schritten, die dann der sozialistische Staat, auf den die Westmächte allzugerne Hitlers Aggression von vornherein gelenkt hätten, für seine mindestens zeitweilige Sicherung zu unternehmen gezwungen war.

Brecht bietet in Lidingö unter hohem persönlichen Risiko ein Zentrum der gerade jetzt lebenswichtigen gegenseitigen Information und Aussprache, und mehr noch: Er wird für den Helden des Romans mit seiner Arbeit, mit der Aufforderung zur Mitarbeit an dem Bühnenstück um den schwedischen Freiheitskämpfer Engelbrekt zu einem festen, sinngebenden Halt.

In der Wirklichkeit war das die Schaffensperiode, da Brecht seine Überbetonung einer nur pädagogischen Funktion der Kunst abbaut, die Bedeutung von Angeboten an die wachen Sinne hervorhebt und die Zeit für eine *Verschmelzung der beiden Funktionen Unterhaltung und Belehrung* gekommen sieht. Nach diesem Konzept großer realistischer Kunst hat Peter Weiss die Arbeitsgespräche um das Engelbrekt-Drama gestaltet, das dabei in den klaren Strukturen des historischen Geschehens ebenso begreifbar wird wie in der farbigen Sinnlichkeit des mächtigen Figurenensembles, eines Querschnitts durch die damalige Gesellschaft von ganz oben bis ganz unten, um denen, die noch immer unten sind, zu ermöglichen, ihre soziale Umwelt *verstandesgemäß und gefühlsmäßig* zu verstehen und zu beherrschen. So durchdringen sich nun auf neue Weise Gegenwart und Geschichte, die Ästhetik der täglich legal und illegal zu leistenden Arbeit und die des künstlerischen Berichtens von diesem tätigen Widerstand. Steht auch am Schluß des Buches die Schilderung der deprimierenden Umstände, unter denen am 17. April 1940 die erneute Flucht Brechts erfolgt – was bleibt und fortwirkt ist diese Erkenntnis, heute und morgen gültig für uns hier und gewonnen aus der Sicht des historischen Materialisten auf die frühbürgerlichen Revolutionäre in Skandinavien: „Waren sie auch besiegt worden, die letzte Gewalt konnte der Feudalismus nicht an ihnen vollziehen. Nie mehr konnten sie zurückgeworfen werden in die Erniedrigung, die vor Engelbrekts großem Heerzug galt. Was in Vergessenheit geriet, verschüttet lag, überrollt wurde von neuen Kämpfen, stieg immer wieder auf, als Zuversicht, als Stärkung des Bewußtseins, bis es zum Grund der Arbeiterbewegung wurde.“ Darin, denke ich, würde Bertolt Brecht die Vorschläge, die er gemacht hat, gerne wiedererkennen.

Buchneuerscheinungen in der Reihenfolge des Textes:

Ausgewählte Gedichte Brechts mit Interpretationen, herausgegeben von Walter Hinck, edition suhrkamp 927, Frankfurt/Main 1978

Artur Troppmann, *kürbiskern-Zeit-Gedichte* 5-1978, Damnitz Verlag, München

Text und Kritik 57: Franz Xaver Kroetz, München und Göttingen 1978

Erasmus Schöfer: Machen wir heute was morgen erst schön wird. Fischerhuder Texte 24, 1978

Gerd Fuchs: Ein Mann fürs Leben. AutorenEdition 1978

August Kühn: Fritz Wachsmuths Wunderjahre. Roman. Verlag AutorenEdition im Athenäum Verlag, Königstein/Ts. 1978

Agnes Hüfner (Hrsg.): Recht auf Arbeit. Ein Lesebuch. Verlag Atelier im Bauernhaus, Fischerhude 1978

Leben Brechts in Wort und Bild von Ernst und Renate Schumacher. Henschel-Verlag, Berlin 1978

Prinz Hamlet von Denemark von W. Shakespeare. Nach dem Textbuch der Seebrucker Bauernbühne 1854 von Hannes König. Wilhelm Unverhau, München 1978

Peter Weiss: Die Ästhetik des Widerstands, Zweiter Band. Roman. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 1978.

Hilde Rubinstein Ein Gespenst geht um...

Ob aus dieser Generation etwas wird, hängt davon ab, ob sie sich informiert.

Bertolt Brecht

„Dieses ist die Geschichte der zwölfjährigen Karriere eines Offiziers der Geheimoperationen der CIA“, beginnt Philip Agee die Einleitung seines 600 Seiten langen Werkes *Inside the Company: CIA Diary*. Es ist die Rekonstruktion eines bis 1974 reichenden Tagebuches, in London geschrieben und 1975 in New York erschienen. Agee erinnert in der Einleitung an die Worte des CIA-Direktors Richard Helms vor dem National Press Club: „Sie müssen uns einfach Vertrauen schenken. Wir sind ehrenhafte Männer“ (Review of Books, New York, 30. 12. 71). Man möge sich, schreibt Agee, während man sein Buch liest, dieser Sätze entsinnen.

Kölner Stadt-Anzeiger, 7. November 1977: „Ehrengast des Abends war Richard Helms.“ Er befand sich in der „illustren Runde“ von McNamara, Symington, Kissinger, Averell Harriman im Hause der Journalisten Braden. Mit Toasts und „wohlformulierten Lobsprüchen“ wollte man „Dick“ den Rücken stärken, „nachdem immer mehr CIA-Sünden aus seiner Amtszeit zutage getreten waren.“ Doch die Scham, die er – laut Richter Barker – zu empfinden habe, empfand er nicht; dem Fernsehpublikum sagte er: „Ich trage diese Verurteilung wie eine ehrenvolle Auszeichnung.“ Er ist 1977 zu 2000 Dollar Geldstrafe und zwei Jahren Gefängnis verurteilt worden. *Stadt-Anzeiger*: „In der Helms-Affäre scheinen alle normalen Kriterien kopfzustecken. Es gibt hier und da einen Kommentar, der sich in den USA voller Abscheu über den ‚Kuhhandel‘ äußert, mit dem die Carter-Regierung für Helms den Antritt einer Gefängnisstrafe verhindert hat. Es überwiegen aber jene Stimmen, die Helms freundlich behandeln... Nach dem Kuhhandel sprach man nur noch über eine (unter Eid gegebene) ‚falsche Auskunft‘... Das Thema sind die Aktivitäten des amerikanischen Geheimdienstes in Chile. Treuherr versicherte Helms... 1973, seine Organisation habe keinerlei Rolle bei der finanziellen Unterstützung von Allendes Opponenten gespielt. Später wurde klar, daß in Wirklichkeit ein finsterner und unerklärter Krieg gegen den am Ende von chilenischen Gegnern ermordeten Präsidenten Allende inszeniert worden war. Helms berief sich in den Untersuchungen darauf, daß er seinen Geheimdienst höher eingeschätzt habe als den Eid, unter dem er vor dem Kongreß ausagte. Er hielt jenen ‚Ehrenkodex‘ hoch, dem er offensichtlich heute noch verbunden ist.“ Und fast naiv sagt der *Stadt-Anzeiger*: „Ihnen ist immer noch nicht klar, daß auch ein Geheimnis nur so lange etwas taugt in einer Demokratie, wie er von den gewählten Vertretern des Volkes kontrolliert werden kann...“

Nicht nur Helms hält den „Ehrenkodex“ hoch, nicht nur er wird – formal – abgesetzt – ein anderer Typ CIA-Direktor ist gar nicht wünschenswert. Über William Colby zum Beispiel schreibt *Der Spiegel* (4/1978): „In der Zentrale stieg er zum Chef der höchst geheimen Operationsabteilung auf, besser bekannt als ‚Abteilung für schmutzige Tricks‘... Während seiner Amtszeit wurden zahlreiche ungesetzliche Aktivitäten der ‚Company‘ enthüllt... Deshalb feuerte Präsident Ford 1975 den Chef-Geheimdienstler.“ Auch er bestreitet (im *Spiegel*-Gespräch) heftig, daß die Central Intelligence Agency eine „Mörder AG“ sei: „Der Kongreß ist sich längst

Hilde Rubinstein: Ein Gespenst geht um...

darüber schlüssig, daß diese Organisation notwendig ist.“ Den Angriff auf Kuba verteidigt Colby damit, daß „man davon ausging, daß ein kommunistischer Staat 150 Kilometer von der Küste der USA zu einer wesentlichen Bedrohung für die Sicherheit der Vereinigten Staaten werden könnte.“

Ich betrachte die winzige Insel vor dem riesigen Festland... Ich weiß, daß Kuba all seine Kräfte braucht, daß es die geringste Kindersterblichkeit Lateinamerikas erreicht und die Analphabetenrate von 23 auf 4 Prozent gedrückt hat – also: *das gute Gedeihen* eines kommunistischen Staates vor den Toren der USA wird als „Bedrohung“ betrachtet! Schmerzvoll redet Mr. Colby davon, bei einem Erfolg damals in der Schweinebucht wäre heute „eine nichtkommunistische Regierung im Amt“. Das glaubt man ihm durchaus. Die „Regierung“, die dann im „Amt“ wäre, gliche genau den übrigen Terror-Regimes Lateinamerikas.

Kuba steht hier für eine Weltanschauung, die die USA mit allen denkbaren (und undenkbar) Mitteln bekämpfen. Eine ethische Weltanschauung, die mit dem Christentum auffallende Ähnlichkeit hat. Mit einem, der Allgemeinheit unbekannten, Riesenapparat wollen sie eine Idee erschlagen – in erster Linie den Hauptträger der Idee, die Sowjetunion. Sie ist seit 1945 der stets genannte Feind. Aber warum fürchtet man diese Idee?

M. und A. Mitscherlich erkennen es, in ihrem Buch *Die Unfähigkeit zu trauern*: „Die kapitalistischen Länder lehnten die Ideologie des Bolschewismus ab; sie verletzte ein zentrales Tabu, den Privatbesitz an den Produktionsmitteln. Darüber ist bis heute noch nicht zu reden; aber es unterscheiden sich die pragmatisch orientierten von den tabuorientierten Nationen darin, daß die einen die Existenz eines neuen Rußland zur Kenntnis nehmen und sich in mannigfaltiger Weise mit ihm auseinanderzusetzen begannen... während die andern sich an das Tabu hielten und in der Erwartung lebten, daß auf dessen Verletzung die Strafe automatisch folgen müsse. Das vermindert die Anpassung an eine neue, dem Tabu widersprechende Realität. Im Gegenteil, die Spannung steigt, und die Ressentiments mehren sich bis zu jenem Augenblick, in dem dann die gewaltsame Korrektur durch einen Krieg versucht wird.“

Die Grundursache ist keine ideelle, sondern klägliche Angst um den Besitz – gerade bei ihnen, die ausreichend davon haben. Und sie lehren auch jene, die nur zwei Hemden besitzen, das Fürchten, daß der Kommunismus ihnen mindestens eins davon wegnimmt und sie ins Irrenhaus sperrt, falls sie sich dagegen wehren.

Das Einsperren in Irren- und anderen Anstalten betreffend, lese ich im *Spiegel* (14/78): „In Südafrika müssen die Bewohner der ‚Homelands‘ mit ihrer Einweisung in psychiatrische Kliniken rechnen, wenn sie gegen die Paßgesetze verstoßen. Die Behandlung in den Anstalten soll zur ‚Verbesserung der physischen, geistigen und moralischen Verfassung der Internierten führen‘.“ Das nur ganz nebenbei, vielleicht interessiert sich Carter dafür.

Indessen will Jimmy Carter, auch laut *Spiegel*, „nichts riskieren, was ihn zu liberal und als CIA-Fresser erscheinen lassen könnte“. Carter: „Es kann für unsere Beziehungen zu anderen Ländern und auch für die Sicherheit unseres Landes, selbst in Friedenszeiten, extrem schädlich sein, wenn Operationen, die legitim und in Ordnung sind, enthüllt werden.“

Der Präsident mit seinen vielberedeten „Menschenrechten“ findet es auch legitim und in Ordnung, folgende Personen zum Gala-Mittagessen einzuladen und damit ehrlich

zu machen: Augusto Pinochet von Chile und Jorge Videla von Argentinien, Alfredo Stroessner von Paraguay und Aparicio Mendez von Uruguay, Francisco Bermudez von Peru und Hugo Banzer von Bolivien sowie die weniger bekannten, doch nicht weniger effektiven Herren von Salvador, Guatemala, Honduras – und wer sonst noch erschien. Vor allem Torrijos von Panama, denn um die Fortsetzung der Dominanz der USA in seinem Lande ging es, natürlich im Namen der „Freiheit“.

„1984“ – schon übertroffen

Als Philip Agee nach London emigriert war, schrieb er sein Buch über die Innenseite der CIA und las später, in einem Hearing, daraus vor. Der als Zeuge geladene frühere US-Justizminister Ramsay Clark verglich das Gehörte mit Orwells „1984“ und sagte: „Meine schlimmsten Erwartungen sind übertroffen worden.“

Ja, Orwell hat gut prophezeit, sich aber in der Adresse geirrt: beispielsweise das „Vaporisieren“, das in seinem Staat Oceanien gehandhabt wird, könnte von der Neutronenbombe ausgehen, und die wurde nicht in dem „Oceanien“ ausgeknobelt, wo man sich mit „Genosse“ anspricht.

Philip Agee hat – wie Winston Smith in „1984“ – „den ruhelosen Monolog seines Gehirns aufs Papier übertragen“, er hat die Wahrheit erkannt, und ihn hat die Wahrheit freigemacht – wie am CIA-Hauptquartier in Langley zu lesen steht. Allerdings auch vogelfrei: von Land zu Land fliehend, wird er als „Sicherheitsrisiko“ nicht erst reingelassen (wie in der Bundesrepublik Deutschland) oder bald wieder fortgejagt. Ich habe Angst um ihn...

So schreibt er: „Als ich in die CIA eintrat, glaubte ich an die Notwendigkeit ihrer Existenz. Nach zwölf Jahren mit der Agency verstand ich endlich, daß Millionen Menschen in der ganzen Welt getötet worden sind von der CIA und den Institutionen, die sie stützt. Ich konnte nicht dabeisitzen und nichts tun, und so begann ich, dieses Buch zu schreiben.“

Der 22jährige Agee wird von einem Mr. Gus (von der Personalabteilung der CIA), der zur Universität gekommen war, angeworben. Eine mit Agees Familie (und der CIA) befreundete Dame hatte auf ihn aufmerksam gemacht. Er nennt in seinem Buch die Namen aller, mit denen er in Berührung kam und derer er sich entsinnt, auch die Decknamen, die in Buchstabenfolgen bestanden. Es ist selbstverständlich, daß man eine Organisation und ihre Träger, die man als kriminell erkannt hat, anprangert und nicht mehr mit ihr solidarisch ist. Zunächst findet der junge Agee es „intellektuell spannend“ und „patriotisch“, den Kommunismus zu bekämpfen. Er hat sich schnell für den Lehrgang entschlossen, obzwar er eigentlich Jura studieren wollte. Als er zuerst in den Gebäudekomplex des JOT (Junior Officer Trainee) kommt, fällt ihm auf, daß alle Kioske mit Blinden bestückt sind, auf welche Weise man ein „sicheres“ Service-Personal besaß.

Hier überkommt den Leser zuerst die „1984“-Stimmung. Stärker noch, als von „Poly“ die Rede ist, Polygraph oder Lügendetektor, dem sich sämtliche Anfänger unterziehen müssen. Auf die zahlreichen Fragen politischer und privater Art, bis ins Sexualleben hinein, antwortet Agee nicht ganz ehrlich. Deswegen bekommt er dann

Angst, nicht angenommen zu werden. Als er es nach wochenlangem Warten dem Verhörer gesteht, heißt ihn dieser unbekümmert „willkommen an Bord!“ Vermutlich wünscht man nicht allzu offenerherzige Case officers für diesen schizophrenen way of life. Agee arbeitet gleichzeitig bei der Luftwaffe, wo man nichts von seiner anderen Tätigkeit weiß. „Ich will lernen, ein Doppelleben zu führen“, sagte er sich. Der Kurs der Aspiranten wird mit einer Rede des Mr. Dulles eingeleitet: „Er lobte unseren stillen Mut als Kämpfer in den Kämpfen der Zeit.“

Sie studieren einen Monat lang den Kommunismus, aber „die Ausbildung vermeidet die Philosophie, der Dialektische Materialismus wurde nicht einmal genannt.“ Ständig wurde wiederholt, daß die CIA nichts mit Politik zu schaffen habe, lediglich dem Präsidenten und anderen Beschlußfassern das Material liefere. Studiert werden sollte dennoch, „wie weit die Regierung, besonders die CIA, im Stande sei, der sowjetischen Bedrohung entgegenzutreten. Es geht um den Kampf gegen den Kommunismus auf der ganzen Welt“. „Die Idee des Kommunismus besteht darin, überall Diktaturen zu errichten, ihr Hauptziel aber ist es, die USA zu besiegen“, heißt es in Agees rekonstruiertem Tagebuch.

Mit entsprechenden Lügen begründete schon Hitler, daß man gegenüber „dem bolschewistischen Weltfeind alle Gebote der Menschlichkeit ablehnen müsse“. Und Generalfeldmarschall Keitel antwortete dem Kreisauer Kreis: „Hier handelt es sich um die Vernichtung einer Weltanschauung. Deshalb billige ich die Maßnahmen.“ „Die Maßnahmen“ bestanden in der Ermordung von 3,3 Millionen russischer Kriegsgefangener.

Nachdem die UdSSR die Welt – mit Opfer von 20 bis 30 Millionen Menschen – vor dem Nazismus gerettet hatte, riefen die USA den kalten Krieg gegen den Retter aus – als Vorstufe für den heißen. Seit ihrer Abschaffung des Privatbesitzes an Produktionsmitteln ist die Sowjetunion den verbliebenen Privatbesitzern an Produktionsmitteln wo auch immer ein Nagel im Fleisch. Seit sechzig Jahren versuchen sie, den „russischen Imperialismus und seine Satelliten“ – Vokabeln, wie sie der Allgemeinheit eingehämmert werden – durch Unterminierung und falsche Nachreden zu treffen. „Freiheit statt Sozialismus“, „lieber tot als rot“ – so wird allein beim Wort „Kommunismus“ im einzelnen ein Haß aufgepeitscht, der an Orwells „Haßkonvulsionen“ in „Oceanien“ erinnert. Der Haß trifft allmählich alle „Linke“, d. h. alle, die humanistische Ideen vertreten und deswegen, schmeichelhafterweise, links genannt werden.

„Wo ist die Oppositionspartei, die nicht von ihren regierenden Gegnern als kommunistisch verschrien worden wäre!“ heißt es im „Manifest der Kommunistischen Partei“ von Marx und Engels. Und Pablo Neruda ruft im verzweifelten Zorn: „Es leben die Läuse der armen Bevölkerungen, es lebe das kostenlose Massengrab, es lebe der Heuchler, es lebe die ganze Welt, nur nicht die Kommunisten...“ Vor allem nicht die UdSSR, Hauptträger des kommunistischen Gedankens, dessen Konkretisierung man mit allen Mitteln – bis zum heißest denkbaren Krieg – verhindern will. Am liebsten nach der alten Methode „not our boys“ – vielleicht mit einem Großkrieg China-UdSSR. An pfiffigen Weichenstellern fehlt es gewiß nicht: Genußvoll schieben sie den chinesischen Sympathisanten immer mehr nach rechts, und der Sympathisant erwidert die Freundschaft, auch mit der übrigen „Freien Welt“. Daß man berühmte

Reaktionäre und Junta-Militaristen zu sich nach Hause einlädt, versteht sich. Neuerdings wird Pinochet umgirt! Und die China-Liebhabelei pflanzt sich bis in die Damen-Zirkel der „Freien Welt“ fort, wo man einander Vorträge über Chinas soziale Struktur und dergleichen hält. Kurzum: Die Volksrepublik China ist salonfähig geworden, früher nannte man sie verächtlich „Rotchina“, heute darf man sie lieben! Was die Russen betreffend völlig ausgeschlossen wäre. Nur ein neutrales Wort macht bereits verdächtig. So bereitet man vielseitig den Zeitpunkt vor, wo „die gewaltsame Korrektur durch einen Krieg“ (Mitscherlich) vonstatten gehen kann.

inside the company

Der junge Agee kommt ins Ausbildungslager Camp Peary, Virginia. Eine seiner ersten Feststellungen ist, daß die „company“, wie die CIA von ihren Jüngern genannt wird, „ein Instrument für den Präsidenten“ ist und der Kongreß lediglich Gelder zu bewilligen hat. „Im Gymnastikhaus trainieren wir Verteidigung, Entwaffnung, Verstümmelung, und wie man mit bloßen Händen tötet.“ Agee lernt, daß es „PP- oder KUCAGE-Operationen“ gibt, psychologische und paramilitärische, Gegensatz zu Sammeloperationen, wie sie „traditionell zum Nachrichtendienst aller Länder gehören“. Die PP-Operationen sind riskabel, weil sie fast immer in Einmischung in die Angelegenheiten fremder Länder bestehen. Bei Entdeckung muß man „ein glaubwürdiges Dementi“ ausfindig machen, so daß ein anderer, nicht die US-Regierung, die Schuld bekommt. Zu den paramilitärischen Aktionen gehören: Sabotage, ökonomische Manipulationen, Unterstützung kleiner Armeen usw. Zur psychologischen: Propaganda, mit der Vereine, Organisationen, Massenmedien usw. infiltriert werden; „Meinungen“, wie absurd und verlogen sie sein mögen, in die schweigende Mehrheit zu indoktrinieren, und Haß zu entfachen auf alles, was sie ihrer vermeintlichen, vagen „Freiheit“ beraubt, auch der Freiheit, ihre Kinder halb- oder ganz totzuprügeln. Die Konsumenten der täglichen Schlagzeilen behaupten, gegen Gewalt zu sein – in der Praxis sind sie es nicht, die Gewalt muß nur von der „richtigen“ Seite kommen, von der Kopf-ab-Seite, die traditionsmäßig gewalttätig ist, praktisch und theoretisch. Also gibt es für die CIA keinen besseren Bundesgenossen als „die Schweigende Mehrheit“, die wahrlich nicht artikulieren kann und deswegen „schweigend“ genannt wird. Sie kann aber bellen, grunzen, knurren, brüllen, beißen. Diese sehr große Gruppe ist Lebensbedingung für die Multinationale (wie ich sie als Gegenstück zur Internationale nenne) – als Konsument und Claque.

Agee spricht von einer Welt, die wahrhaftig „irreal“ wirkt, weil sie unbekannt ist: „Jede Station besitzt einen Operationsweiser, Einordnungsdirektive, Related Missions Directive, RMD genannt. Es gibt eine endlose Reihe Codenamen für Einrichtungen und Personen: AR heißt Sowjetunion, alle sie betreffenden Operationen beginnen mit A, denn sie hat die höchste Priorität. Man muß gleichsam eine neue Sprache lernen“, findet Agee – es erinnert wiederum an Orwells „new speak“ in seinem „Oceanien“. Es gibt weiße, graue, schwarze Propaganda; es gibt bewußte und unbewußte Agenten. Es gibt Agenten-Rekrutierungen unter falscher Flagge, false flag recruitment, d. h.: man macht einem kommunistischen Parteimitglied eines unterentwickelten Landes weis, daß man von einer anderen Organisation, etwa vom einheimi-

schen Polizeiorgan, kommt. Wenn man später finanzielle und Kontrollmittel über den erworbenen Agenten besitzt, kann man ihn mit dem wahren Auftraggeber vertraut machen. Kleinarbeit, aber in solcher Breite, daß man die Welt wie Marionetten manipuliert. Und: „auf leidenschaftslose Weise menschliche Wesen zu manipulieren, ist Kardinaltugend des CIA-Angestellten“, schreibt Agee. Auf seine Frage, wie weitgehend drastisch man einen Agenten, der ausgesondert ist, aber zurückbekommen möchte, abweisen darf, will der Instrukteur nicht antworten, schließt aber eine „endgültige Lösung“ nicht aus. (Ich nehme an, sie hat Ähnlichkeit mit der „Endlösung“). Die Agenten des „höchsten Niveaus“ sind Politiker, Wissenschaftler, Wirtschaftsführer, hohe Militärs, die die Gegebenheiten, über welche die CIA Auskunft haben will, erst schaffen. Es gibt solche, denen man einreden kann, daß die Interessen ihrer eignen Länder mit denen der USA verwandt, wenn nicht identisch sind, so daß es ganz in Ordnung ist, der CIA Informationen zu übermitteln. Es gibt Sekundär-Agenten, Kontakt-Agenten, Stütz-Agenten, und wie sie alle heißen. In gewissen Fällen läßt man Agenten Bombenattentate ausführen, welche Massendemonstrationen und hierdurch polizeiliches Eingreifen gegen Linke zur Folge haben sollen und es auch haben. „Was wäre unser Leben wert ohne die Yankees!“ – wie ich es grade auf dem Rücken eines schwedischen Burschen las.

Ich höre im schwedischen Rundfunk, daß es neuerdings verboten ist, von Privatpersonen, Geistlichen, Offizieren Auskünfte zu fordern, außer wenn die Sicherheit der USA es dringend erforderlich machen. Nun, da ist es eben immer „dringend erforderlich“, und das Gesicht der Weltmacht ist gewahrt. In dem neuen Erlass heißt es außerdem, daß Angestellte und frühere Angestellte eines Geheimdienstes, die etwas über ihre Tätigkeiten veröffentlichen, zu mindestens 5 Jahren Gefängnis verurteilt werden können. Und das ist offenbar die Pointe der Verordnung.

Operation E

Als Philip Agee Camp Peary hinter sich hat, ist er Case officer, wie die Festangestellten der CIA heißen, er kommt nach Quito in Ecuador. 10 bis 15 seiner Kurskameraden haben sich zu einem Spezialkurs gemeldet, der sie befähigen soll, Operationen gegen Vietnam, Laos und Kuba auszuführen. Agee selbst lernt fleißig Spanisch. Das Operationsgebiet Lateinamerika ist in 5 Büros aufgeteilt. „Die besten Infiltrationen der kommunistischen Parteien geschehen in Lateinamerika“, schreibt er. In Quito ist er offiziell beigeordneter Attaché der politischen Abteilung der US-Botschaft. Ecuador hat 1960 „einen der verblüffendsten lateinamerikanischen Politiker als Präsidenten“, heißt es: José Maria Velasco Ibarra, Velasco genannt, und das Volk liebt ihn, er ist zum vierten Mal gewählt worden. „Er fordert durchgreifende ökonomische und soziale Änderungen, Schluß mit der Oligarchie und dem Regime der politischen Bosse und gerechtere Verteilung des Nationaleinkommens.“ Innenminister ist zur Zeit Manuel Araujo Hidalgo, „glühender Verteidiger der kubanischen Revolution – genau der verkehrte Mann auf dem wichtigen Innenminister-Posten“, der die United States ablehnt. Die CIA-Leute fürchten, daß er deren „public-safety-program“ gefährdet. Es gelingt aber der Station, mit gelenkter Sabotage, die Stellung Velascos und Araujos und sie selber zu zermürben. Und das arme Land hätte die beiden Män-

ner unbedingt nötig gehabt. Agee: „Die CIA hat die Vollmacht, unkonventionelle Kriegsführung für die amerikanische Regierung zu betreiben.“ *Es ist eine inoffizielle Okkupation des Kontinents.*

Die Operationen gegen Ecuador beginnen alle mit dem Buchstaben E. ECSIGILL bedeutet Spionageoperation gegen Ecuadors kommunistische Partei, die PCE. EC-FONE: ein Agent, der innerhalb der PCE wirkt und außerdem über Pläne der Velasco-Regierung rapportiert. ECOLIVE: Agent der revolutionären Jugend-Organisation. ECCENTRIC heißt privat Felipe Ovalle und hat sich zum Leibarzt des Präsidenten Velasco gemacht, der Präsident selber ist sein Arbeitsgebiet. ECOLE hat mit der Polizei zu tun... und so fort.

Naheliegenderweise kann hier nur angedeutet, typisiert, exemplifiziert werden. Quantität und Qualität der „Operationen“ müssen ins „Astronomische“ übersetzt werden, um so mehr, als Agee selber nur den lateinamerikanischen Teil der „Company“ genau kennt. Es muß versucht werden, sich vor allem die Wirkung der zahllosen Machenschaften vorzustellen, von denen Agee in seiner Einleitung sagt: „How much suffering it was causing.“ Er zählt Staaten auf, in deren Schicksal die CIA (die 1947, als Geheimdienst auch in Friedenszeiten, gegründet wurde) „involviert“ ist. Heute weiß man, daß es kaum einen Staat gibt, in dessen Leben und Sterben die CIA nicht „involviert“ ist. Vicente Aleixandre, spanischer Nobelpreisträger in Literatur, 1977, sagt, daß Franco sich nur deswegen so lange an der Macht halten konnte, weil die USA ihn stützten. (Und eine entsprechende Stützung findet zweifellos in Spanien weiterhin statt, ebenso in Portugal.) Der Tagesanzeiger schreibt am 18. August 1977: „Die Somozas hätten sich kaum 40 Jahre an der Macht halten können, wenn sie nicht der stetigen Komplizenschaft der USA sicher gewesen wären. Allzulange hat Washington diesen Clan unterstützt, weil er die politische Lage in Zentralamerika ‚stabilisiert‘. Wann wird dieses schändliche Kapitel in der Geschichte Lateinamerikas endlich abgeschlossen?“

Sven Öste, schwedischer Publizist, der die Welt bereiste, schreibt in der liberalen *Dagens Nyheter*, Stockholm: „Maßlose Gewalt hat die USA geformt.“ Die Stars and Stripes imprägnieren die Welt – von T-Shirts bis zu Folterinstrumenten der Interarmco, von Body-building bis zur Neutronenbombe. Wo Kriege sich abspielen, sind die USA wenigstens stützend beteiligt, um einerseits Oligarchien zu verteidigen, andererseits Volkserhebungen zu hintertreiben. Der normal erzogene Bürger kann sich soviel Hinterhältigkeit nicht vorstellen, jedenfalls nicht von der Weltmacht, und er verhält sich wie Richard Helms es sich auch erbeten hat: „You’ve just got to trust us. We are honorable men.“

Weil selbst Phantasie Unbekanntes nicht bekanntmachen kann, muß Agees Buch angeleuchtet werden. Nahe liegt: ohne Tausende gekaufter oder freiwilliger Zuträger und Unterwühler aller Länder und Gesellschaftsklassen könnte die CIA nicht agieren. Man baut auf die Armut. Und auf die Geldgier jener, die reich sind. Am liebsten auf „Überzeugungstäter“, gekränkte ehemalige Kommunisten, Konservative aus Tradition, regelrechte Faschisten. Diese Agenten infiltrieren, provozieren, unterminieren oder schwätzen und klatschen „nur“. Gustavo Salgado zum Beispiel, früherer Kommunist, ist „äußerst anwendbar“, Störaktionen gegen Kommunisten vorzunehmen. Sehr effektiv ist es, Splitterungen theoretischer Art vorzunehmen. Zweifellos sind viele links genannte Sekten Werke der CIA, ohne daß die meisten Mitglieder

es selber wissen. In Ecuador, schreibt Agee, sind Flugblätter und Schlagworte an Mauern wirkungsvoll, CIA-officer John Bacon verfaßt dergleichen, Salgado macht es druckreif, eine geistig nahestehende Druckerei druckt. Sie hat sich sogar das Kennzeichen der kommunistischen Druckerei verschafft, das in geeigneten Fällen angebracht wird. Es gelingt, den Generalsekretär der PCE, der einen Platz im Senat innehat, von dort zu entfernen. Innenminister Araujo wehrt sich lange gegen die Machenschaften, dann wird er doch gekappt. Agee: „Wir haben wochenlang Ströme von Propaganda gegen ihn ins Werk gesetzt.“ Den Präsidenten Velasco will man schädigen, indem man ihn als Kommunisten denunziert – nur daß 1960 in den Augen Ecuadors Kommunismus noch kein größeres Verbrechen ist. In der tschechischen Legation sollen Abhörapparate angebracht werden, vier indianische Wächter vereiteln es. Der Chauffeur der kubanischen Legation wird angeworben. Er prahlt dem Gärtner der Legation vor, CIA-Agent zu sein, woraufhin er entlassen wird. Er versteckt sich in einem Dorf, weil er Angst hat, ermordet zu werden – was nicht geschieht. Noland, Agees Chef, lateinamerikanischer CIA-Direktor, macht sich in Quitos besseren Kreisen beliebt, indem er mit Gattin eifrig im Tennis- und Golfklub mitwirkt. Nebenbei veranlaßt er, daß Peru die diplomatischen Verbindungen mit Kuba abbricht. Er hatte gefälschte Dokumente zwischen echte schmuggeln und das Ganze als zuverlässig erklären lassen. Man will die Linke Ecuadors auf Distanz zu Kuba und zur Sowjetunion bringen, ohne ihr unbedingt das linke Image zu rauben.

Agee: „Unsere Propaganda hat Anlaß zu verschiedenen, für Kuba nachteiligen Kommentaren gegeben. Das allgemeine Thema ist: Gefahr der Infiltration durch Kuba mit internationalem Kommunismus. Durch Kuba-Flüchtlinge lassen wir verbreiten, daß Castro Peru angreifen will.“ Dokumente, von der CIA hergestellt, sollen das „beweisen“. Castro wolle auch Ecuador Schaden zufügen, wird verbreitet. Manche der Mitteilungen seien derartig einfältig, schreibt Agee, daß die Herren der Station sie belächelten.

Sie finanzieren und organisieren eine antikommunistische Mitbürgerfront, sammeln 3000 Unterschriften, und der 90jährige Kardinal trägt in Form von Hirtenbriefen das Seine bei. Agee: „Auf der Konferenz in Mexiko City ‚Für nationale Unabhängigkeit, ökonomische Entwicklung und Frieden‘ sind drei der fünf Teilnehmer aus Ecuador unsere Agenten.“

Man erinnert sich an die Lehre von Camp Peary: die CIA ist eine unpolitische Organisation. Agee stellt fest: „Velasco beginnt, planlos zu handeln. Es ist, wenigstens teilweise, Folge unserer Propaganda.“ Der Arzt und CIA-Agent Dr. Ovalle behandelt ja Velasco – man kann sich vorstellen, in welcher Richtung.

Die Station bemüht sich unablässig, die sozialistische Partei langsam nach rechts zu lenken. „Es ist uns wichtig, Einfluß über eine Gruppe zu bekommen, die für Menschen mit sozialdemokratischer Gesinnung anziehend ist“, sagt Agee. Und: „Dem Agenten Gortaire ist es gelungen, eine antikommunistische Front aus Liberalen, Konservativen, Faschisten und anderen zu bilden. Zum ersten Mal geht die wichtige liberale Partei in die antikommunistische Position. Es beweist Gortaires Prestige und Organisationstalent.“

Endlich haben sie Velasco klargekriegt: er schickt den kubanischen Botschafter nach Hause. „Unser Ziel ist ein völliger Bruch mit Kuba. Die schlechte Wirtschaftslage wird uns wahrscheinlich helfen“, schreibt Agee. Am nächsten Tag erklärt der Vertei-

digungsminister, Velasco betrachte seine Überzeugung jetzt als antikommunistisch. Agee reflektiert: „Ich glaube nicht, daß wir dieses Land direkt steuern, aber wir helfen durchaus mit, die Geschehnisse und Umstände in die Richtung zu lenken, die wir wünschen.“ Tagebuch-Notiz vom 7. November 1961: „It's all over for Velasco.“ Als Ursache wurde angegeben, er habe die Verfassung verletzt. Wer Nachfolger wird, ist noch unentschieden. Sie möchten gern Varea haben, ein bezahlter CIA-Agent, aber er wird „nur“ Vizepräsident. Noland erhöht Vareas Gehalt von 700 auf 1000 Dollar und verspricht ihm noch mehr, falls es ihm gelingt, Präsident zu werden. Arosemena, bisheriger Vizepräsident, wird Präsident. Das paßt den CIAs gar nicht, aber sie haben die Hoffnung, ihn bald absägen zu können, da er zuviel trinkt. Agee: „Die Regierung der USA möchte eine Art kollektive Aktion gegen Kuba in Gang setzen, wenigstens einen Beschluß, daß alle Länder, die noch diplomatische und kommerzielle Verbindungen mit Kuba haben, diese abbrechen.“

Die Militärgarnison in Cuenca unter Oberst Naranja, der CIA-Agent ist, gibt Präsident Arosemena 72 Stunden Frist, um die Beziehungen mit Kuba abzubrechen und den Arbeitsminister, der links steht, zu verabschieden. Die Konservativen fordern außerdem den Bruch mit der Tschechoslowakei sowie Entfernung aller Kommunisten aus der Regierung.

Die traditionellen Parteien stützen Arosemena, aber ohne das Militär ist er machtlos. Am 1. April 1962 schreibt Agee: „The crisis is over and the Cubans are packing.“ Der neue Innenminister ist Albornoz, ein „antikommunistischer Unabhängiger“ und Bankier sowie Hauptvertreter für Chevrolet und Buick in Quito. Die Verbindungen mit der Tschechoslowakei und Polen ebenfalls abzubrechen, wird einstimmig beschlossen. „Auf der Station feierten wir den Sieg des Nachmittags mit Champagner, und das Hauptquartier schickte Gratulationen.“

Die Infiltrateure machen Mitteilung von drohender Guerillatätigkeit. Obgleich man weiß, daß diese Guerilla kaum hundert Mann zählt und nur über Jagdgewehre verfügt, „werden wir sie in unserer Propaganda als ernst und gefährlich darstellen“. Sie bemühen sich fortwährend, die Regierung zu Aktionen gegen linke Gruppen zu veranlassen. Eine sehr wichtige Notiz ist diese: „Gil Saudade hat eine neue Frontorganisation für Propaganda gebildet und nennt sie ‚Komitee für die Freiheit der Völker‘. Gil wird die Leute dazu verwenden, Dokumente europäischer und anderer Organisationen – die von der CIA kontrolliert werden – zu veröffentlichen, in denen sie sich für die Menschenrechte und mitbürgerlichen Freiheiten innerhalb der kommunistischen Länder einsetzen.“ Somit erfährt man, daß die CIA derartige Gruppierungen in den Volksdemokratien „kontrolliert“, d. h. unterstützt und veranlaßt, über „vernachlässigte Menschenrechte“ zu klagen. An anderer Stelle findet man die Vermutung bestätigt, daß der bekannte „Samisdat“ in der UdSSR ebenfalls von der CIA unterwandert und finanziert wird.

Die wohlthätige *amnesty international* prangert vielfach kommunistische Regimes an. Sie erinnert mich hierin an eine Mutter, die stets ihre beiden Kinder verprügelt, wenn selbst nur eines schuldig ist, und das „Gerechtigkeit“ nennt. Allerdings muß man einräumen, daß sich *Amnesty* hierzu genötigt fühlt, da man sie sonst noch heftiger wegen „Linksdrall“ diskriminieren würde.

Agee schont auch sich selber nicht: Er spricht von einem Hauptmann Roggiero, Chef der sozialchristlichen Störungs- und bombenwerfenden Terrorgruppen, den er in der

Anwendung von Brandbombenmaterial unterrichtete und in Methoden, Volksversammlungen hochgehen zu lassen und kommunistische und andere progressive Jugend in Schrecken zu versetzen. Er läßt auch weitere Abhörapparate anbringen. Den Präsidenten Arosemena haben sie schließlich zwingen können, mit Kuba zu brechen. Zwei Aktionen werden für Ecuador geplant, um kommunistisch inspirierten Revolten vorzugreifen, wie es heißt. Das Programm umfaßt die Militär- und Entwicklungshilfe; George Meany, die PTT und viele andere Größen sind Mitwirkende. Es muß mit diesem „Mitbürgerprogramm“ bewiesen werden, daß das Militär auf seiten des Volkes steht, denn „die armen Leute haben eine Neigung, die kommunistische Propaganda gutzuheißen...“ Die Hauptaufgabe ist es, antikommunistische Gewerkschaften zu organisieren. Es muß aber der Anschein erweckt werden, daß die Unterstützung von seiten „unabhängiger“ amerikanischer Geschäftsleute in Lateinamerika kommt.

Am 7. Oktober 1962 schreibt Agee: „Heute ist Wahl in Brasilien. Es ist der Höhepunkt einer der größten politischen aktiven Operationen der CIA in der westlichen Hemisphäre überhaupt. Die Station in Rio de Janeiro und deren Basen im ganzen Land haben eine Kampagne betrieben, die viele Millionen Dollar gekostet hat, um die Wahl antikommunistischer Kandidaten überall in Staat und Gemeinden zu finanzieren.“

Dies dürfte nun das wichtigste Faktum sein, das über das größte Land Lateinamerikas mitgeteilt wurde. Man weiß somit, wer auch das brasilianische Grauen bewirkt hat... Und Agee notiert, daß 70 Polizisten von Ecuador zur Ausbildung auf die „interamerikanische Polizeiakademie“ nach Fort Davis geschickt werden. Sie werden ausgebildet, um Volkerhebungen niederzuschlagen.

Eine teuflische Operation gelingt dem neuen Stationschef, der Noland abgelöst hat und dessen Spezialität das Sammeln von Autoschlüsseln ist. Mit kindischem Eifer bringt er ein fabriziertes Dokument in einer leeren Zahnkremtube unter, und das wird ins Gepäck eines Kommunisten geschmuggelt. Das Dokument wird „entdeckt“, und diese „Enthüllung“ eines geplanten Aufstands wird, sensationell aufgemacht, in alle Massenmedien lanciert. So „operieren“ sie drauf los...

Agee hat Aussicht, befördert und nach Uruguay versetzt zu werden. Er hört, die Tätigkeiten dort seien „stimulierend“. Vorher gelingt es, den Präsidenten Arosemena abzusetzen und eine Militärjunta von vier Mann als Ecuadors Regierung zu plazieren. Am 13. Juli 1963 schreibt Agee: „Der Kommunismus ist gesetzlich verboten (erste Aktion der neuen Regierung), Zensur ist eingeführt worden... die Wahl im nächsten Jahr wird eingestellt... umfassende Verhaftungen...“ Und das Gefängnis von Quito ist eines der „düstersten der Welt“. Man nimmt an, Ecuador sei nun im Sinne der USA befriedet, doch die Officers haben das Gefühl, der Junta weiterhin unter die Arme greifen zu müssen. Telefonabhörmöglichkeiten soll es geben wie in Mexiko-City, wo die CIA-Station 30 Kabel zugleich beherrscht.

Der damalige Arbeitsminister Juan Sevilla ist jetzt Ambassadeur in Westdeutschland. „Wir haben seine Papiere nach Bonn geschickt und Kontakte geordnet, im Fall, daß sie ihn dort verwenden wollen“, schreibt Agee. Und: „Wir brauchen Infiltrateure für die Flüchtlinge aus Santiago.“

Der neue Außenminister ist durchaus geneigt, amerikanischen Rat zu beherzigen, beispielsweise für Verhöre von Gefangenen die Spezialkräfte der US-Army, die auf

Anti-Guerilla-Schulen ausgebildet wurden, in Anspruch zu nehmen. Von den Schulen und Universitäten werden Kommunisten und andere Linke gefeuert, die kommunistische Buchhandlung wird vernagelt, den Eisenbahnern wird es völlig untersagt, sich zu organisieren, amerikanische Gewerkschaftsmänner und Lügendetektor-Spezialisten werden importiert, die CIA ist behilflich bei Verhaftungen, Ausweisungen, jeglicher Pression. Das Schlußwort des Abschnittes Ecuador endet: „Die Organisation der UNO für Ernährung und Landwirtschaft berichtete neulich, daß etwa 800000 ecuadorianische Familien (mehr als 3 Millionen Menschen) in Hunger und Entbehrung leben, während 1000 reiche Familien (900 Grundbesitzer und 100 Geschäftsleute) sich abnormen Wohlstandes erfreuen.“

Philip Agee kehrt für ein paar Monate nach den USA zurück. In Virginia besucht er das Hauptquartier der CIA. Der Bau ist enorm: 7 Stockwerke hoch, in H-Form angelegt, durch hohe Gestänge und Anpflanzungen abgeschirmt. 10000 Angestellte sollen untergebracht sein, den Parkplätzen nach zu urteilen, ist die Anzahl bereits überschritten. Sich im Innern des Gebäudekomplexes zurechtzufinden, ist unerhört kompliziert.

Und er beschreibt die zahlreichen Ämter, ihre Bestückung, ihre Benennungen. Von Noland vernimmt Agee, daß „Brasilien unser ernsthaftestes Problem in Lateinamerika ist; 20 Millionen Dollar sind für die Wahl 1962 eingezahlt worden.“ Nun, es wird sich auszahlen. Die Operationen gegen Kuba sollen höchste Priorität erhalten, Agee selbst ist hierfür verantwortlich. Es sei an der Zeit, die kubanische Legation in Montevideo gründlich zu infiltrieren.

Station Montevideo

Im März 1964 kommt Agee nach Montevideo.

Uruguay wird „Amerikas Schweiz“ genannt. Bereits im 19. Jahrhundert besaß es moderne Sozialgesetze. José Battle, 1903 zum Präsidenten gewählt, reduzierte die ökonomische Macht der ausländischen und inländischen Kapitalinteressenten und führte Mitbestimmung in Regierungsfragen ein. In den fünfziger Jahren verschlechterte sich der Lebensstandard des Volkes. Als die CIA sich in Uruguay niederläßt, merkt sie entsetzt, daß die PCU (Kommunistische Partei Uruguays) aktiv sein darf. Diese Partei wurde nicht – wie in andern Ländern – von der Entzweiung Sowjetunion–China beeinflusst, ihre Loyalität gegenüber den Sowjets und Kuba war ebenso ungebrochen wie ihre Aktivität gegen den nordamerikanischen Imperialismus und die Korruption der einheimischen bürgerlichen Parteien.

Die CIA benimmt sich in Uruguay genauso wie in allen andern Staaten des Erdteils: Die Station legt ein riesenhaftes Register von A bis C mit den einzelnen Zielsetzungen an, und die Linke soll ausgerottet werden, direkt und indirekt, gern durch innere Zersplitterung, immer ein wirksames Mittel, Kraft zu vermindern. Man ist sehr vielseitig in seinen Operationen: vom Auswechseln der Glühbirnenhalter gegen solche, die Kleinstfotografien anfertigen können, bis zum Aushorchen der Flüchtlinge aus Paraguay (um General Stroessner behilflich zu sein). Es gibt Spezialoperateure, sie heißen: AVASK 1, 2, 3, AVDITY, AVBLINKER 1 und 2, AVENGEFUL, AVAN-

DANA, AVBUZZ, AVBLOOM, AIFID, AVCHARM, AVIATOR undsoweiter, undsoweiter... Das Gehirn der Erfinder solcher Namen muß ein Stereotypen-Kabinett sein. Die Bezeichneten sind Personen, die den „Sowjetblock“ bearbeiten, denn der fängt mit A an. Die Amerikaner finden es kurios, daß das Militär außerhalb der Politik steht. Immerhin ist der Vizechef Zipitra rabiater Antikommunist, der zu Ausrottungen im faschistischen Sinne neigt. Er wird aber vom Chef Carvajal gebremst. „Wir hoffen, daß Zipitra eines Tages Chef wird“, heißt es. *Immer zieht die CIA selbst Liberalen die Faschisten vor, es ist die – kaschierte – Grundeinstellung des USA-Systems.*

Auch uruguayische Polizisten werden zur zweckdienlichen Ausbildung, Folterpraktiken inbegriffen, ins „Mutterland“ geschickt. Ein Militärpsychologe spricht von „idealem Studienfeld für die Anwendung institutionaler Gewalt“. Es ist klar, wieso sich die heutigen lateinamerikanischen Regimes so frappant ähneln: sie haben alle dieselbe Ziehmutter.

Die Presse Uruguays wird intensiv infiltriert. „Total kann die Station mit 2 bis 3 Zeitungsartikeln täglich rechnen“, die also von der CIA selber hergestellt werden. Die Station läßt auch Flugblätter in großen Massen auf Montevideos Straßen austeilten, vielmehr von Lastautos werfen, sie stammen von einer befreundeten Druckerei. In den Schulen hat man mit antikommunistischer Indoktrinierung mehr Erfolg als an den Universitäten, aber man tröstet sich mit dem nicht verkehrten Gedanken, daß das, was man früh lernt, später sich auswirkt. Aufs Gründlichste werden die Gewerkschaften infiltriert, weil sie alle nach links neigen; besonders auf die Internationale Transportarbeiterföderation hat man es abgesehen. „Das Budget der Station Montevideo umfaßt mehr als 1 Million Dollar jährlich“, schreibt Agee.

In Brasilien ist Präsident Goulart gestürzt worden. Die USA anerkennen das neue Militärregime unmittelbar. Nicht besonders feinfühlig, findet Agee, „aber, wie ich vermute, Ausdruck für die Erleichterung, die Washington verspürt, daß zwei und ein halbes Jahr Bestreben, die Linksrichtung Goularts zu stoppen, mit Erfolg gekrönt wurde“. Massendemonstrationen gegen Goulart mit den Schlagworten Gott, Vaterland, Familie, Freiheit waren finanziert worden. Goulart flieht nach Uruguay und wird dort enthusiastisch begrüßt. Die Machtübernahme des Militärs in Brasilien wird in Uruguay negativ aufgenommen, denn Goulart war vom Volk gewählt worden. Auch würde man noch mehr Flüchtlinge aufnehmen müssen. Das CIA-Hauptquartier hingegen macht umfassend Propaganda für die neue brasilianische Regierung, und Präsident Johnson tut kund, das Land dürfe nie mehr nach links gleiten, seine Sicherheitsorgane müßten also schnell und effektiv aufgebaut werden. Die Station Montevideo sieht ihre Hauptaufgabe darin, die brasilianischen Landesflüchtlinge zu infiltrieren; Goulart, so fordert sie, müsse, wie sein mit ihm geflohener linksstehender Schwager, irgendwo im Innern des Landes interniert werden. Ähnlich wie in Ecuador ist das Ziel, Kuba zu isolieren. Eine Propaganda-Fabrik in New York fabriziert Schriften gegen die Castro-Regierung und den Kommunismus überhaupt, ein Exilkubaner leitet die Tätigkeit. Höheren Orts wird befohlen, daß alle lateinamerikanischen Staaten ihre diplomatischen und kommerziellen Verbindungen mit Kuba abbrechen haben. Die CIA wirft große Gelder aus für diesen Zweck. Für Mexiko kommt ein Bruch mit Kuba nicht in Frage, Bolivien wackelt, Uruguay wird bearbeitet.

Am 8. September schreibt Agee: „A great victory. Bei der Wahl sind 6 für den Bruch, 3 dagegen.“ Vor amerikanischen Unternehmen platzen Bomben. Worüber sich die CIA freut, denn um so besser kann man „durchgreifen“.

Daß Kuba sich trotz ununterbrochener Anfeindung und Schädigung entwickeln kann, ist ein Wunder. Die Gesamttätigkeit der Central Intelligence Agency ist überall und ausschließlich destruktiv – doch von nirgendher werden die USA bedroht. Der Case officer Philip Agee begreift das langsam, und er schreibt nieder: „Alles, was ich tue, ist auf die eine oder andere Weise Einmischung in die Angelegenheiten anderer Länder.“

Präsident Johnson erläßt die „Johnson-Doktrin“: „Revolutionen, welche auf ein kommunistisches Regime abzielen, sind nicht mehr als innere Angelegenheiten zu betrachten, sondern als eine Sache, die die ganze westliche Hemisphäre betrifft und Gegenangriffe erfordert.“

Im Mai 1965 kommt Averell Harriman nach Montevideo und erklärt die amerikanische Invasion in die Dominikanische Republik durch CIA-Operateure, auch „Ledernacken“ geheißen: Die US-Regierung könne weitere kommunistische Regierungen in der westlichen Hemisphäre nicht mehr dulden. Es waren dort ganze 58 „Kommunisten“ ausfindig gemacht worden, und Agee schreibt, es habe sich nicht um kommunistische, sondern um nationalistische Ziele gehandelt. Protestdemonstrationen und Angriffe auf amerikanische Ämter und Firmen finden statt, Anlaß ist die unter allen Gesichtspunkten unberechtigte US-Invasion – sie wird auch der endgültige Anlaß für Agee, sich von der CIA zu distanzieren.

„Der kontinentale Kongreß für Solidarität mit Kuba ist nach Santiago in Chile verlegt worden, weil wir die Uruguayer veranlaßten, ihn abzublasen. Aber die CIA-Station in Santiago hat den Kongreß ebenfalls hintertrieben. Nun versuchen sie es mit irgendeinem anderen Land. Das Wahrscheinlichste ist, daß das Ganze in Schweigen vergeht.“

Doch der Kongreß des Nationalen Arbeiterkonvents kann nicht gestoppt werden, also wird er unterwandert. Die Station erläßt einen gefälschten Aufruf zum Streik. AVBUZZ 1, Propagandist der Montevideo-Station, fabriziert redaktionelle Kommentare, worin er den Kongreß als Muster kommunistischer Taktik darstellt, damit Nichtkommunisten ihm fernbleiben.

John Hart, Vizechef der Division für die WH (Westliche Hemisphäre) ist nach Montevideo gekommen, er lobt Agees Arbeitseinsatz. Agee schreibt: „Ich will mir eine andere Arbeit suchen, falls ich mich nicht überhaupt entschieße, die CIA zu verlassen.“ Er hat erkannt, daß man unter der falschen Flagge von „Aufbauarbeit“ nur eine kleine Gruppe Großgrundbesitzer unterstützt, deren Interessen zu denen der Bevölkerung im Gegensatz stehen. Ehe Uruguay nicht eine Bodenreform bekommt, kann von gerechter Verteilung keine Rede sein. Doch natürlich werden sich die Grundbesitzer, wie überall, gegen eine Reform wehren. Agee überlegt, ob die US-Politiker überhaupt Reformen in Lateinamerika wollen. Vielleicht sollte man die Kommunisten offen am politischen Leben des Landes teilnehmen lassen? Und Agee findet: „Das Schlimmste ist, daß, je mehr wir die sicherheitsbewahrenden Organe Polizei, Militär und vor allem den Nachrichtendienst verstärken, um so weniger Eile man sich mit den Reformen macht. Was hat es für einen Sinn, die umstürzenden Kräfte zu eliminieren, wenn die Ungerechtigkeiten übrigbleiben?“ Und Agee fürchtet, daß er

„doch nicht den rechten Beruf gewählt hat“.

Es ist offenbar, daß von nun ab eine Wandlung im Case officer Philip Agee vorgeht. Zugleich hat sich in seinem Privatleben einiges geändert. Seine Ehe ist zerrüttet, er will sich von seiner Frau trennen, hängt aber sehr an seinen beiden Kindern. Er überlegt, wie er eine neue Arbeit finden kann, ob vielleicht die Methode eines anderen CIA-Mannes, der sein Gewissen beschwichtigt und im Amt bleibt, ein Ausweg wäre? In Peru ist die Guerilla MIR besiegt worden. Ein gewisser Amaya war dort Infiltrations-Agent. Es erweist sich immer von neuem, daß es kein Land gibt, daß von den United States verschont bleibt. Die Tätigkeiten Amayas sind entdeckt worden, er wurde verhaftet, doch natürlich sehr bald wieder freigelassen. Er wird, vermutlich mit hoher Abgangvergütung, nach Mexiko geschickt. Hunderte von Linken sind in Peru eingesperrt.

Die Gewerkschaften Montevideos führen einen Generalstreik durch. Der mit der CIA liierte Innenminister Tejera schiebt den Kommunisten die Schuld zu. Märtyrer wird ein junger Wasserwerksingenieur, Julio Arizaga; man verhaftet und foltert ihn. Agee will den Fall untersuchen.

José Braga, Vizechef der Kriminalpolizei, hat die Folterung beordert und überwacht. Sie wollten über MIR und die Tupamaros Näheres erfahren. Arizaga zu sprechen, wird nicht gestattet. Auch ihn freizulassen, findet man unzulässig, da man dann die Spuren der Folter an ihm entdecken könnte.

Als US-Außenminister Rusk zu Besuch kommt und am Monument des José Artiga, Begründer von Uruguays Unabhängigkeit, einen Kranz niederlegen will, durchbricht ein junger Mann die Polizeikette und spuckt dem Amerikaner ins Gesicht (Ohnmächtiges Volk, das bestenfalls spucken kann...). Der Angreifer ist Mitglied der kommunistischen Jugendorganisation; er wird von der Polizei derart mißhandelt, daß er ins Krankenhaus geschafft werden muß, „wo er“, schreibt Agee, „im Koma liegt“.

10. Dezember 1965. „Big news!“ Alberto Heber, der im März Präsident werden soll, schlug vor, die diplomatischen Beziehungen zur Sowjetunion abubrechen wegen Einmischung in die Arbeiterbewegung. Das CIA-Hauptquartier ist „delighted“ und versichert, den Bruch nach bestem Vermögen zu unterstützen. Ein Rapport wird fabriziert, mittels Papieren aus den Archiven der Arbeiterbewegung. Vier Russen sollen überführt werden. Auch etwas Wahrheit wird eingemischt, der Besuch von PCU-Führern in Prag und Moskau. Schließlich kommt ein glaubwürdiges Papier zustande, das auch nach Buenos Aires und Rio de Janeiro weitergehen soll. Das Volk ist unruhig und will den Streik; Massenverhaftungen von Arbeitern finden statt. Wieder ein Land, das auf scheinbar legale Weise unglücklich gemacht wird...

Agee und einer seiner Kollegen besuchen den Polizeichef Ventura Rodriguez. Sie werden Ohrenzeugen einer Folterung, die im nebenliegenden Raum vor sich geht. Obzwar Rodriguez den Radioapparat sehr laut einstellt, hört man die Schreie. Agee fragt sich, wie kommt es, daß wir uns nicht äußerten? Wir saßen nur da und fühlten uns „embarrassed and shocked“.

„Ich werde diese Stimme noch lange hören!“

„Es war das letzte Mal, daß ich der Polizei einen Namen ausliefere, so lange Braga im Amt ist“, sagt sich Agee. Mit Rücksicht auf den Generalstreik unterläßt es die Regierung, mit der UdSSR zu brechen. Das konnte man ja später machen. Aber die Linkszeitung EPOCA wird verboten, und 300 Menschen sitzen im Gefängnis.

Agee schreibt, daß er mit seinem Chef über Prinzipienfragen sprechen möchte, „z. B. wieso wir es berechtigt finden, die Polizei zu unterstützen und die PCU, FEUU sowie andere linke Organisationen zu zerschlagen, wenn es nur dazu dient, diese miserable, korrupte und inkompetente Regierung zu stützen?“ Auf den Korridoren der Station hört er viele zynische und höhnische Äußerungen, ernste prinzipielle Erwägungen würden als ideologische Aufweichung betrachtet – da drohte der Lügendetektor, da waren Karriere und persönliche Ökonomie gefährdet. „Deswegen lassen wir Druck ab bloß durch das Sicherheitsventil Ironie.“

Er denkt darüber nach, wie er eine andere Arbeit finden kann, bedenkt aber auch, daß jene, die abspringen, so oder so zugrunde gehen. Wenn man bis zum 50. Lebensjahr wartet, wird man günstig pensioniert, doch Agee ist erst 31, es erscheint ihm unmöglich, noch 19 Jahre auszuhalten. Auf jeden Fall will er nicht mehr in Montevideo bleiben. Das Kapitel endet mit dem Satz: „Uruguay, früher ein Muster aufgeklärter, demokratischer Reformen, ist heute ein Muster an Korruption und Inkompetenz.“

1966. Agee ist wieder in Washington und ängstigt sich, nach Vietnam geschickt zu werden. Doch der Divisionschef beruhigt ihn: nur „entbehrliche“ Personen werden nach Vietnam geschickt.

Agee hat genug von der „counter-insurgency“, die Arbeit im Hauptquartier ödet ihn an, er möchte aufgeben. Seine Frau will die Scheidung mindestens ein Jahr aufschieben. Er hat Sorge, seine Kinder nicht mehr zu sehen. Dann schreibt er einen fiktiven Brief: „Dear Mr. Helms!“, in welchem er alles ausspricht, was er denkt: „Wir nennen uns die Freie Welt, aber die einzige Freiheit ist die der Reichen, die Armen auszubeuten. Und unsere Public Safety Programs geben nur der herrschenden Minorität die Möglichkeit, sich selber an der Macht zu halten...“

Unolympische Spiele – die letzte Station

Agee ist entschlossen, zu gehen, er weiß nur noch nicht wann. Vorerst wird er einen Deckauftrag während der Olympiade in Mexiko ausführen. Er studiert Mexiko und stellt fest, daß die zentralen Probleme denen des übrigen Lateinamerika sehr ähneln: das Aufkommen eines kapitalintensiven modernen Sektors, der nur einem geringen Teil – um 15 Prozent – der Arbeiterschaft Beschäftigung gibt. 4,2 Millionen Menschen haben ein Durchschnittseinkommen von 4 Dollar im Monat. Agee: „Wenn die mexikanische Revolution jemals nach Gerechtigkeit strebte, so dient sie heute deutlich den Minoritätsinteressen... Eine rein rhetorische Revolution, bestenfalls eine schwer deformierte Bewegung...“

15. Juli 1967. Mexiko City. „In der Sektion für Sowjetoperationen habe ich einen Schreibtisch...“ Hier soll er Rekrutierungsobjekte unter den Russen ausfindig machen, aber er hat kein Interesse daran, obgleich er mit einigen Russen bekannt ist. Er trifft eine Frau, die ihm gefällt, der er sogar sagt, daß er bei der CIA arbeitet. Sie reagiert sehr heftig, ist aber doch einverstanden, ihn wiederzutreffen. „Wie viele andere findet sie mit großer Bitterkeit, daß die CIA die Verantwortung für Che Guevaras Hinrichtung trug.“

Am 20. Juni 1968 schreibt Agee in Mexiko City: „So ist denn eine CIA-Karriere zu Ende.“ Als man ihm eröffnet, daß man sehr zufrieden mit ihm sei und ihn befördern

wolle, entgegnet er, daß er in Mexiko bleiben und heiraten will. „Das Gefühl der Erleichterung ist nun sehr stark.“ Die Unruhen, die Armut in Mexiko lassen ihn meinen, daß er sich wieder in Ecuador oder Uruguay befinde, „but I'm glad. I'm not working on the government's side this time.“ Jetzt gehört er zu der andern Seite. „Ich will vergessen, daß ich jemals für die CIA gearbeitet habe,“ heißt es. Doch fürchtet man, daß es ihm nicht so schnell vergönnt sein wird, das zu vergessen...

Agee ist frei – aber auch vogelfrei. Er lebt in Paris, Habana, London, Amsterdam. Er sehnt sich nach seinen Kindern. Er möchte Lehrer werden. Er will dieses Buch schreiben und damit Allende helfen und revolutionäre Organisationen lehren, wie man sich schützt. „Das Problem ist nur, daß die Leute mir vielleicht nicht glauben.“ In der Tat mag es manchem schwerfallen, dem angesehensten Staat der Welt so viel Verruchtheit zuzutrauen. Agee findet: Das amerikanische Volk sollte begreifen, wie es kam, daß wir uns alle Mühe gaben, Vietnam zu vernichten, und daß Vietnams überall dort entstehen, wo die CIA sich betätigt.

Agee will nach Kuba fahren, um festzustellen, was die Revolution dort erreicht hat und welches dort die Probleme sind. Freilich ängstigt er sich auch etwas, schließlich hat er kräftig gegen das Land gearbeitet. Als er aber im Mai 1971 in Kuba ist, kommt man ihm freundlich entgegen und bietet ihm sogar an, dazubleiben. Er schreibt: „Auf Kuba bekommen die Menschen Ausbildung, Gesundheitspflege, ausreichend zu essen, und die Wohnungen betreffend, macht man schnelle Fortschritte. Wenn man bedenkt, daß über die Hälfte der lateinamerikanischen Bevölkerung dieser minimalen Wohltaten beraubt sind, ist es einem klar, daß Kuba das einzige Land ist, das die sozialen Ziele der Alliance for Progress erreicht hat... Aber man muß sich anstrengen, besonders wenn das ‚romantische Stadium der Revolution‘ zu Ende ist.“ Und Agee schreibt einen wichtigen, bedeutsamen Satz nieder: „Man muß sich mit seiner revolutionären Regierung identifizieren.“

Er tut nun etwas, was er dann bereut: schreibt einen Brief über die CIA-Operationen an die Zeitung „Marcha“ in Montevideo, womit er sich bei der CIA sehr unbeliebt macht. Er merkt, wie man ihn überwacht, man übt Druck auf seinen Vater und seine Frau aus. Man teilte ihm mit, daß auch ein gewesener CIA-Mann – der nationalen Sicherheit wegen – Schweigen zu wahren habe. Agee antwortet: „Sorry, aber die nationale Sicherheit liegt für mich im Sozialismus, nicht im Schutz der CIA-Operationen und -Agenten.“ Die Vorgänge in Chile feuern ihn an, noch intensiver an seinem Buch zu arbeiten. Er wird in London verfolgt und beobachtet, mietet jeden Tag ein neues Hotelzimmer, mißtraut allen, die sich mit ihm anfreunden wollen.

Das Schlußwort des Buches lautet: „Unsere Krankheit ist unser ökonomisches System... Der amerikanische Kapitalismus mit seiner fundamentalen Motivation in persönlicher Gier, kann ganz einfach nicht überleben ohne Machtmittel – ohne eine geheime Polizei. Der Kapitalismus ist der Gegner und muß bekämpft werden... Ob wir es wünschen oder nicht: Es gibt zwei Seiten, und wir helfen entweder der einen oder der andern...“

Wenn sein Buch ein Erfolg würde, schreibt Agee, könnte er andern CIA-Angestellten, die ihre Erfahrungen schildern wollten, helfen. Wie ist nach so vielen Jahren mit dieser „company“ so viel Zuversicht möglich? Kein Buch, das totgeschwiegen wird, kann ein „Erfolg“ werden. Ich wünsche, ich irrte mich und es gäbe viele Menschen, die sich über den Big Brother, der nämlich ein System ist, informieren wollen.

Hilde Rubinstein: Ein Gespenst geht um...

„Beginnen Sie zu begreifen, was für eine Art Welt wir schaffen? Eine Welt des Verrats, des Terrors und der Folter. Der Fortschritt in unserer Welt ist Fortschritt zu noch mehr Schmerzen. In unserer Welt sollen keine anderen Gefühle vorkommen als Furcht, Raserei und Selbsterniedrigung. Alles andere werden wir zerstören – alles. Es soll kein anderes Lachen mehr geben als das Hohngelächter über einen geschlagenen Feind. Aber immer – und vergessen Sie das nicht, Winston – werden wir den Rausch der Macht spüren.“ Sprach George Orwell. Und der zerrüttete Winston „liebte Big Brother.“

LIEDERBUCH

Von damals und von dieser Zeit



Franz Josef Degenhardt
Live mit Band '78

DIE NEUE LP + MC

2 2664 219 · 2 3578 152



Qualität hat einen Namen

Deutsche Grammophon Gesellschaft mbH seit 1898

lendemains

- 9** Schwerpunkt: (Februar 1978)
- Aragon (ed. H.J. Neyer)
- 10** Schwerpunkte: (Mai 1978)
- Victor Hugo (ed. W. Engler)
- Gaullismus (ed. H.M. Bock)
- Forum: Baudelaire
- 11** Schwerpunkte: (August 1978)
- L.-S. Mercier (ed. H. Hofer)
- France actuelle
- 12** Schwerpunkt: (November 1978)
- Egalitarismusproblem der
französischen Revolution
(ed. A. Soboul)
- 13** Schwerpunkt: (Februar 1979)
- Philosophie in Frankreich
(ed. Ch. Porset/M. Nerlich)
- 14** Schwerpunkt: (Mai 1979)
- Rezeption der französischen
Revolution in Deutschland
(ed. J. Droz)
- 15** Schwerpunkt: (August 1979)
- Regionalismus (ed. B. Schlie-
ben-Lange)
- 16** Schwerpunkt: (November 1979)
- Mittelalter (ed. H.U. Gumbrecht)

rote blätter



rote-blätter-Abonnenten

- sind über die Aktionen und Forderungen der Studentenbewegung stets informiert
- werden über die neuen und interessanten Entwicklungen in Politik, Kultur und Gesellschaft informiert
- erhalten Analysen und Reportagen über die internationale antilperialistische Bewegung
- werden mit neuesten Fakten aus dem realen Sozialismus versorgt
- erhalten Informationen über die Kämpfe und Forderungen der Arbeiterbewegung aus erster Hand

Kaufen kann man die roten blätter in allen collectiv-Buchläden. Wer spart, der abonniert. Denn ein Jahresabonnement (einschl. Porto) kostet 14,80 DM. Bestellungen an Weltkreis-Verlags-GmbH, Postfach 789, 4600 Dortmund.

rote blätter abonnieren!
rote blätter schenken!

Gerd Bieker

Jahrgang 37, lebt in Karl-Marx-Stadt. Der gelernte Buchdrucker studierte am Institut für Literatur in Leipzig und ist jetzt freischaffend tätig. Er veröffentlichte Kurzgeschichten und journalistische Arbeiten in der Presse und in Anthologien. Der Rundfunk der DDR sendete bisher 15 Hörspiele von ihm. 1969 erschien im Verlag Neues Leben seine erste größere literarische Arbeit, die Erzählung „Sternschnuppenwünsche“. Sein neuer Roman:



Eiserne Hochzeit

erzählt von zwei alten Eheleuten, Fanny und David Nickel, die ihr ganzes Leben fleißig gearbeitet haben. Sie zogen Kinder, Enkel und auch noch die Urenkel groß. Nun wollen sie noch einmal alle zusammenhaben, die zu ihnen gehören, die Kinder und deren Kinder, ihre ganze große Familie. Die laden sie alle ein zum fünfundsechzigsten Jahrestag ihrer Hochzeit, der „Eisernen“. Viele Leute kommen angereist, aus allen Gegenden der DDR, aus der BRD, aus Siebenbürgen und sonstwoher. Diese Familie ist drei Tage zusammen. Haltungen, Handlungen und Beziehungen von unterschiedlichster Art werden miteinander konfrontiert.

Etwa 448 Seiten. Leinen. Etwa 9,20 DM.

Verlag Neues Leben Berlin · DDR-108 Berlin, Behrenstraße 40/41

»...eine notwendige Erinnerung an das, was menschenmöglich ist...«

Heinrich Böll

Am 1. Mai 1933 ließen die Nazis auf dem Opernplatz in Berlin die Bücher fast aller bedeutenden Autoren verbrennen, die sich den neuen Herren nicht beugen wollten. Die meisten Schriftsteller mußten fliehen und wurden ausgebürgert. Ihre Werke erschienen, wenn überhaupt, in Mini-Auflagen kleiner Emigranten-Verlage, wie der autobiographische Roman von

Konrad Merz
Ein Mensch fällt aus Deutschland
Nachwort von Ingeborg Drewitz
180 S. DM 19,80
ISBN 3-921959-00-4

Konrad Merz' erster Roman entstand 1936 aus dem unmittelbaren Erleben der Emigration im holländischen Exil.



Buchvertreter:
Till Meyer-Bühne
Stephan Lehmann
Achim Riegel



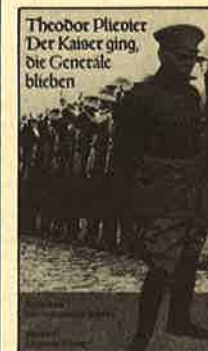
Herbst '78

**Konkret
Literatur
Verlag**



**Bibliothek
der verbrannten
Bücher**

Jetzt werden in der »Bibliothek der verbrannten Bücher« die wichtigsten Werke deutscher Antifaschisten wieder zugänglich gemacht, die in dreißig Nachkriegsjahren Bundesrepublik nicht veröffentlicht wurden.



Theodor Plievier
Der Kaiser ging, die Generale blieben
Vorwort von H.-H. Müller
400 S. DM 26,80
ISBN: 3-921959-01-2

Der Roman erschien 1932 im Malik-Verlag. 1933 wurde er — wie alle Bücher Plieviers — von den Nazis verboten.

Auslieferung durch VVA
Stand 1078, Halle 6 auf der Buchmesse

Zu den Autoren

ALIC DJEMALUDIN, geb. 1953 in Zenica. Studium an der Phil. Fak. der Universität Sarajewo. Mehrere Gedichtsammlungen: „Durchbrechen der Fläche“, „Der dunkle Kristall“, „Der Gesang des immer stiller werdenden Herzens“, „Die Jagdsaison“, „Schlaflosigkeit“. Demnächst erscheint sein Roman „Tod geht auch vorbei“.

BÄCHLER WOLFGANG, sh. kk 2/76.

BITTNER WOLFGANG, sh. kk 4/76, 2/77 und 3/77 sowie KLEINE ARBEITERBIBLIOTHEK, Band 37 *Dazu gehört Mut*.

BRAEG DIETER, geb. 1940. Hilfsarbeiter, gelernter Großhandelskaufmann, Disponent und nun ehrenamtlicher Betriebsratsvorsitzender. Mitglied der IG Metall und des Werkkreises Literatur der Arbeitswelt. Veröffentlichungen in Werkkreis-Bänden und anderen Anthologien.

HASLINGER JOSEF, geb. 1955 in Zwettl (Niederösterreich), lebt in Wien. Studium der Philosophie, Theaterwissenschaft und Germanistik. Arbeitet an einer Dissertation über die Ästhetik der Romantik. Veröffentlichungen in Anthologien und Literaturzeitschriften.

HATRY MICHAEL, sh. kk 4/78.

HEIM CARLAMARIA, sh. KLEINE ARBEITERBIBLIOTHEK, Band 8 *Der erste Tag*.

HEINEMANN DIETER, geb. 1935 in Halle/S. Studium der Germanistik und Anglistik an der Universität Halle. Promotion über den proletarisch-revolutionären Dichter und Schriftsteller Hans Lorbeer, Dozent an der Martin-Luther-Universität Halle.

HOLZER HORST, geb. 1935. Professor, Berufsverbot seit 1971. Veröffentlichungen zur Soziologie der Massenkommunikation und politischen Soziologie.

HUBER HEINZ G., sh. kk 1/78.

KRICHBaum JÖRG, geb. 1945. Studierte Kunstgeschichte, Philosophie und Germanistik, arbeitet am Deutschen Seminar der Universität Göttingen. Jüngste Veröffentlichungen: „Wir sind guter Dinge: lectori salutem“ (Reinbek 1977), „Abenteuer mit Malverini“ (Frankfurt 1978). Seit 1974 Sendungen an verschiedenen Rundfunkstationen über phantastische Literatur und Musik.

LIMPERT RICHARD, sh. KLEINE ARBEITERBIBLIOTHEK, Band 8 *Der erste Tag* und Band 37 *Dazu gehört Mut*. Georg-Weerth-Preis der UZ 1978.

MAURER ALBERT, sh. kk 4/76.

PEUCKMANN HEINRICH, geb. 1949. Bergmannssohn, Abitur, Lehrer am Gymnasium (Deutsch und evangelische Religion), Mitglied im Werkkreis Literatur der Arbeitswelt, Werkstatt Dortmund. Veröffentlichungen in Anthologien; Herausgeber des Werkkreis-Bandes „Schulgeschichten“.

RUBINSTEIN HILDE, sh. kk 3/76 und 1/78.

RUGE HELMUT, geb. 1940 in Stuttgart. Satiriker, Schauspieler, Diplomsoziologe. 1964 gründete er das politisch-literarische Kabarett „Die Hammersänger“. Ihre Stücke „Vorsicht, die Mandoline ist geladen“ und „Krumel für die Welt“ wurden als beste Unterhaltungproduktion des III. Fernsehprogramms von der ARD zum Adolf-Grimme-Preis nominiert. 1974 erhielt er den deutschen Kleinkunstpreis. Seit 1975 die Soloprogramme „Ein Mensch sieht schwarz“, „Die Schnüffel- und die Büffelzeit“, „... bis die Blumen viereckig sind“ und „Leben Sie ruhig weiter!!!“

SPRINGER MICHAEL, sh. kk 1/78.

STREGE PETER, geb. 1942. Studierte Malerei; jetzt Fachbereichsleiter für den Fachbereich kulturelle Bildung an der Volkshochschule Dortmund.

WEGA ROBERT, geb. 1906 in Leipzig. Studium der Philosophie und Germanistik in München. Im Zweiten Weltkrieg Soldat, bis 1946 Gefangenschaft. Ab 1948 Leiter der Hörspielabteilung im Bayerischen Rundfunk. Seit 1950 freier Schriftsteller und Journalist. Erschienen: Gedichte, Hörspiele, Dokumentationen, u. a.: „Der Tanz ums goldene Kalb“ (1949), „Der Mann in Weiss“, „Der goldene Topf“ (nach E. T. A. Hoffmann), „Das Lied der Bernadette“ (nach Werfel) u. v. a., zuletzt „Pankrazius Graunzer“ (nach Julius Bierbaum).

Die Auswahl in diesem Heft ist Teil einer umfangreichen Gedichtsammlung der Jahre 1921 bis 1978. Robert Wega hat über einen Zeitraum von mehr als einem halben Jahrhundert eine lyrische Chronik geschaffen, in der sich ein Stück deutscher Geschichte spiegelt.

Beilagenhinweis: Wir bitten unsere Leser um Beachtung folgender Beilagen: Prospekt „das neue buch“ – Rowohlt, Hamburg; Bestellkarte „die tat“ – Röderberg, Frankfurt/Main; Prospekt Satire-Verlag, Köln; Gesamtverzeichnis Damnitz, München. Einer Teilausgabe liegt ein Prospekt der Edition Neue Wege, Westberlin, bei.

Copyright KÜRBISKERN. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

KÜRBISKERN – Literatur, Kritik, Klassenkampf – wird herausgegeben von Friedrich Hitzer, Oskar Neumann, Conrad Schuhler, Hannes Stütz. Redaktion: Friedrich Hitzer (verantwortlich), Klaus Konietzky, Elvira Högemann-Liedwoh, Oskar Neumann, Roman Ritter. Redaktionsanschrift: Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40.

Die Zeitschrift KÜRBISKERN erscheint vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember) im Damnitz Verlag GmbH, München. Gesellschafter: Heino F. von Damnitz, Maler, Grünwald, 1/5; Carlo Schellemann, Maler und Grafiker, München, 1/5; Erich Stegmann, Maler, Deisenhofen, 2/5; Hannes Stütz, Lektor, Düsseldorf, 1/5; Geschäftsführung und Verlagsbereich KÜRBISKERN: Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40.

Gesamtherstellung: Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH, 4040 Neuss.

Einzelheft DM 6,80, Jahresabonnement DM 25,20 inkl. MwSt. + Porto, Studentenabonnement DM 20,20. Postscheckkonto München 3088 22-806. Deutsche Bank München, Zweigstelle Kurfürstenplatz, Konto-Nr. 35/18008.

Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei KÜRBISKERN, Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40, Telefon (089) 30 10 15 und 30 10 16.

FSSN 0023-5016.

Kleine Arbeiterbibliothek

John Reed Mexiko in Aufruhr



Kleine Arbeiterbibliothek 38

John Reed Mexiko in Aufruhr

(Bd. 38, 360 S., DM 8,-)
Der Autor der berühmten „10 Tage, die die Welt erschütterten“ erweist sich auch in diesem Werk als Meister der spannenden Darstellung von Geschichte.

Rudolf Braune

Der Kampf auf der Kille

(Bd. 42, 208 S., DM 6,80)

Die Abenteuerlichkeit des alltäglichen Lebens ist das Thema dieses früh verstorbenen Arbeiterschriftstellers der Weimarer Zeit.

Jurij Brézan

Eine Liebesgeschichte

(Bd. 43, 176 S., DM 6,80)

Eine Begegnung in Prag – die Studentin aus der Bundesrepublik und der Arzt aus der DDR. Wie wird ihr Leben weitergehen, und wo?

Dmitri Furmanow

Tschapajew

(Bd. 44, 400 S., DM 8,-)

Isaak Babel schrieb 1924: „Ehrlich gesagt, so etwas ist über den Bürgerkrieg noch nicht geschrieben worden.“

Manfred Bosch / Joachim Hossfeld Geschichten aus der Provinz

(Bd. 46, 232 S., DM 8,-)

Zwei junge Autoren „entdecken“ verschiedene geographische und soziale Provinzen unseres Landes. Sie schreiben mit der Parteilichkeit von Betroffenen.

Fritz Tost

Der Unverbesserliche

(Bd. 47, 240 S., DM 8,-)

August Kühn vergleicht Tost mit Oskar Maria Graf, der ähnlich eindringlich seine Flucht aus der kleinbürgerlichen Enge in die Großstadt schildert.

kürbiskern

Literatur, Kritik, Klassenkampf

(Erscheint vierteljährlich –

jedes Heft 160 S., DM 6,80)

„Die Bedeutung des kürbiskern“

wird um so offensichtlicher,

als die Herrschenden ihres Landes

ihren Druck in Richtung einer

repressiven Gesetzgebung ver-

stärken, ähnlich den Gesetzen

unseres Landes.“ Angela Davis

tendenzen

Zeitschrift für engagierte Kunst

(6 Hefte jährlich – jedes Heft 68 S.,

Großformat, DM 6,50)

„Viel Wichtiges und leider Unbe-

kanntes haben Sie bisher in den

„tendenzen“ gezeigt. Greifen Sie auch

weiterhin die aufgeblasenen Nichtig-

keiten an, die sich als Ausdruck

unserer Zeit ausgeben!“

Prof. Karl Hubbuch

Damnitz Verlag GmbH
Hohenzollernstraße 144
8000 München 40



Kleine Arbeiterbibliothek

John Reed Mexiko in Aufruhr



Kleine Arbeiterbibliothek 38

John Reed Mexiko in Aufruhr

(Bd. 38, 360 S., DM 8,-)
Der Autor der berühmten „10 Tage, die die Welt erschütterten“ erweist sich auch in diesem Werk als Meister der spannenden Darstellung von Geschichte.

Rudolf Braune Der Kampf auf der Kille

(Bd. 42, 208 S., DM 6,80)
Die Abenteuerlichkeit des alltäglichen Lebens ist das Thema dieses früh verstorbenen Arbeiterschriftstellers der Weimarer Zeit.

Jurij Brězan Eine Liebesgeschichte

(Bd. 43, 176 S., DM 6,80)
Eine Begegnung in Prag – die Studentin aus der Bundesrepublik und der Arzt aus der DDR. Wie wird ihr Leben weitergehen, und wo?

Dmitri Furmanow Tschapajew

(Bd. 44, 400 S., DM 8,-)
Isaak Babel schrieb 1924: „Ehrlich gesagt, so etwas ist über den Bürgerkrieg noch nicht geschrieben worden.“

Manfred Bosch / Joachim Hossfeld Geschichten aus der Provinz

(Bd. 46, 232 S., DM 8,-)
Zwei junge Autoren „entdecken“ verschiedene geographische und soziale Provinzen unseres Landes. Sie schreiben mit der Parteilichkeit von Betroffenen.

Fritz Tost Der Unverbesserliche

(Bd. 47, 240 S., DM 8,-)
August Kühn vergleicht Tost mit Oskar Maria Graf, der ähnlich eindringlich seine Flucht aus der kleinbürgerlichen Enge in die Großstadt schildert.

kürbiskern

Literatur, Kritik, Klassenkampf

(Erscheint vierteljährlich –
jedes Heft 160 S., DM 6,80)
„Die Bedeutung des ‚kürbiskern‘ wird um so offensichtlicher, als die Herrschenden Ihres Landes ihren Druck in Richtung einer repressiven Gesetzgebung verstärken, ähnlich den Gesetzen unseres Landes.“
Angela Davis

tendenzen

Zeitschrift für engagierte Kunst

(6 Hefte jährlich – jedes Heft 68 S.,
Großformat, DM 6,50)
„Viel Wichtiges und leider Unbekanntes haben Sie bisher in den ‚tendenzen‘ gezeigt. Greifen Sie auch weiterhin die aufgeblasenen Nichtigkeiten an, die sich als Ausdruck unserer Zeit ausgeben!“
Prof. Karl Hubbuch



Damnitz Verlag GmbH
Hohenzollernstraße 144
8000 München 40